

Studien zur Philologie und zur Musikwissenschaft



# Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Philologisch-Historische Klasse  
Neue Folge, Band 7

Sammelband I



Walter de Gruyter · Berlin · New York

# Studien zur Philologie und zur Musikwissenschaft

Herausgegeben von der  
Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Walter de Gruyter · Berlin · New York



⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,  
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-021763-6

ISSN 0930-4304

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2009 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Meta Systems, Wustermark

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Hubert & Co. GmbH und Co. KG, Göttingen

## Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| HANS BERNSDORFF  |     |
| Antonios-Diogenes-Interpretationen . . . . .   | 1   |
| Walther Ludwig   |     |
| Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs unbekannte Vorlesung<br>„Einleitung in die Philologie“ . . . . . | 53  |
| HELMUT KEIPERT   |     |
| Arnold Heeren als Förderer der sogenannten „Nationalen<br>Wiedergeburt“ bei den Slaven . . . . .     | 103 |
| MANFRED ULLMANN  |     |
| Arabische Proportionalgefüge . . . . .   | 209 |
| ARMIN BRINZING   |     |
| Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem<br>Sprachgebiet . . . . .               | 245 |



# Antonios-Diogenes-Interpretationen

HANS BERNSDORFF

*Til Annelie Viktoria (\*20.6.2007)  
og Petter Fidel Langnes  
(\*25.3.2009),  
om deres forfædres land*

|   |    |
|---|----|
| Einleitung  | 1  |
| Kapitel 1: Myrto und Philomela (PSI 1177)             | 4  |
| Kapitel 2: Derkyllis und Odysseus (P. Oxy. 3012)      | 14 |
| Kapitel 3: Die Buchrolle des Paapis                   | 21 |
| Kapitel 4: Derkyllis' Erzählungen                     | 24 |
| Kapitel 5: Liebe und Verwandtschaft in den ‚Apista‘   | 29 |
| Kapitel 6: Zur Technik der Spiegelung in den ‚Apista‘ | 42 |
| Literaturverzeichnis                                  | 49 |
| Siglenverzeichnis                                     | 51 |

## Einleitung\*

Die ‚Unglaublichen Dinge jenseits von Thule‘ (Τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα)<sup>1</sup> des Antonios Diogenes gehören zu denjenigen Romanen der Antike, die nur in Fragmenten und durch Nachrichten späterer Autoren<sup>2</sup> überliefert sind. Gerade

---

\* Teile dieser Abhandlung wurden auf der vierten „Rethymnon International Conference on the Ancient Novel“ (RICAN) vorgetragen, die vom 20.–22. Mai 2007 an der Universität von Kreta stattfand. Den dortigen Diskutanten, vor allem aber den Organisatoren Michael Paschalis und Stavros Frangoulidis gebührt mein herzlicher Dank. Bei dieser und anderen Gelegenheiten hat die Arbeit vom Austausch mit folgenden Gelehrten profitiert: Thomas Gärtner, David Konstan, Wolfgang Luppe, John Morgan, Stephen Nimis, Michael Reeve, Elsa Reiersen. Carl Werner Müller hat das gesamte Manuskript gelesen und eine Reihe von Verbesserungen und Hinweisen beigesteuert. Claudia Geißler, Janna Regenauer und Helena Schmedt verdienen Dank für die Korrektur und Redaktion der Schlussfassung.

1 Im Folgenden mit ‚Apista‘ bezeichnet. Zur Datierung vgl. Stephens/Winkler 1995, 118 f.: terminus ante quem ist das zweite oder dritte Jahrhundert n. Chr. (PSI 1177, P. Oxy. 3012 und neuerdings P. Oxy. 4760), wobei eine Datierung ins zweite Jahrhundert, vielleicht in dessen ersten drei Dekaden (Bowie 2002, 59), am wahrscheinlichsten ist. Die zuletzt vor allem von Reyhl 1969 vertretene Auffassung, die ‚Apista‘ seien in den ‚Wahren Geschichten‘ des Lukian parodiert (die somit als terminus ante quem dienen könnten), wurde von Morgan 1985 überzeugend zurückgewiesen. Überblick über die Prioritätsdiskussion bei Möllendorff 2000, 104–109. Neuerdings erwägt Bowie 2007, 128–129 vorsichtig eine Abhängigkeit der ‚Satyrica‘ des Petron

in jüngerer Zeit<sup>3</sup> wurde der Verlust dieses Werkes besonders beklagt, scheinen seine 24 Bücher in ihrer kühnen Erzähltechnik und polyphonen Mischung aus erotischer Zaubergeschichte, utopischem Reiseroman und philosophischer Aretalogie dem Geschmack unserer Gegenwart doch besonders entgegenzukommen. Um so dankbarer muß man sein, daß die Kenntnis des Romans, die im wesentlichen auf dem Referat in der ‚Bibliothek‘ (cod. 166) des byzantinischen Gelehrten Photios basiert<sup>4</sup>, erst im Jahre 2006 durch zwei weitere Papyrusfragmente bereichert wurde (P. Oxy. 4760 und 4761).

Die vorliegende Abhandlung nimmt diese Funde zum Anlaß, über einige Probleme der Antonios-Diogenes-Forschung erneut nachzudenken. Dabei sollen weiterführende Erkenntnisse nicht nur dadurch erzielt werden, daß die beiden jüngst publizierten Fragmente in die Überlegungen mit einbezogen werden, sondern auch dadurch, daß das gesamte vorliegende Material unter bislang seltener gewählten Gesichtspunkten betrachtet wird.

Der bisherige Umgang mit den Papyri, die sich den ‚Apista‘ zuordnen lassen, war von dem naheliegenden und legitimen Wunsch bestimmt, neu auftauchende Fragmente in das aus dem Photios-Referat erkennbare Handlungsgerüst einzuordnen, was sich angesichts seines stark summarischen und stellenweise unzuverlässigen Charakters meistens als recht spekulatives Un-

---

von den ‚Apista‘, was den Roman des Antonios Diogenes sogar noch vor 60 n. Chr. datieren würde.

- 2 Die jüngste Edition der Testimonien und Fragmente bei Stephens/Winkler 1995, 101–157, noch ohne P. Oxy. 4760 und 4761, die von Parsons 2006 erstmals ediert wurden. Zu P. Oxy. 4761 Bernsdorff 2006. Ein bislang unbeachtet gebliebenes Testimonium (Eusebius, c. Hier. 17) diskutiert Dana 1998–2000.
- 3 Paulsen 2004, 361: „... einer der bedauerlichsten Verluste in der gesamten griechischen Literatur ...“, ähnlich Holzberg 2006, 76 und 79; Müller 1981/2006, 429: „Manches deutet darauf hin, daß uns mit den *Wundern jenseits von Thule* der interessanteste, wenn nicht bedeutendste griechische Roman verlorengegangen ist.“ Folgende Papyri enthalten mit großer Wahrscheinlichkeit Stücke des Romans: PSI 1177 (Stephens/Winkler 1995, 150–153), P. Oxy. 3012 (Stephens/Winkler 1995, 156 f.) und neuerdings P. Oxy. 4760 und – weniger gewiß – P. Oxy. 4761 (zu den Indizien für die Zuweisung Bernsdorff 2006, 7 Anm. 2); möglicherweise: P. Dubl. C 3 (Stephens/Winkler 1995, 158–172; die Lesung  $\delta\epsilon[\rho]\kappa\upsilon\lambda\lambda\acute{\iota}\delta\omicron\varsigma$ , die den Namen der weiblichen Hauptperson herstellte, in col. 2, 21–22 scheint freilich nicht möglich, vgl. Obbink bei Parsons 2006, 17) sowie (ganz unsicher) P. Mich. Inv. 5 (skeptisch Kussl 1991, 173, Anm. 1 und Stephens/Winkler 1995, 176–178). Der unpublizierte P. Gen. inv. 187 könnte nach der Vermutung von Kussl 1991, 173–175 den Bericht einer weiblichen Erzählerin enthalten haben und daher aus dem Hadesbericht der Derkyllis (Phot. 109 a, 39-b, 2) stammen. Die feminine Form eines Partizips, auf der diese Vermutung basiert, muß allerdings erst durch Ergänzung hergestellt werden.
- 4 Für den griechischen Text des Photios-Referats (bei Stephens/Winkler 1995, 121–129 findet sich nur eine englische Übersetzung) folge ich Henry 1960.

terfangen erwies<sup>5</sup>. Auch die vorliegenden Studien enthalten sich solcher Fragen der Handlungsrekonstruktion nicht, sie versuchen aber, Photios' Referat und die Fragmente auch unter anderen Gesichtspunkten zu betrachten, vor allem unter dem des Zusammenhangs der wichtigsten erkennbaren Motive und dem der Intertextualität. Dies geschieht in der Überzeugung, daß fragmentarisch erhaltene Texte von ihrem spezifisch ästhetischen Charakter (und dieser wird durch Motivzusammenhänge und Intertextualität wesentlich geprägt) dem Interpreten auch dann etwas preisgeben können, wenn ihm der genaue Handlungszusammenhang der Bruchstücke verborgen bleibt<sup>6</sup>.

Ausgangspunkt der folgenden Untersuchungen ist die Interpretation zweier schon seit längerem bekannter Papyrusfragmente (Kapitel 1: PSI 1177; Kapitel 2: P. Oxy. 3012). Hier versuche ich vor allem, die Adaptation eines bekannten erotischen Mythos (Tereus und Philomela in PSI 1177) und eines homerischen Vorbildes (der Apologoi der Odyssee in P. Oxy. 3012) wahrscheinlich zu machen. Außerdem soll deutlich werden, daß beide Texte von einem ähnlichen motivischen Gegensatz bestimmt sind, dem zwischen Sprechen bzw. Hören und Schreiben bzw. Lesen. Auf dem letzteren Ergebnis aufbauend, behandelt Kapitel 3 vor allem das Photios-Referat, um zu zeigen, daß Schreiben und Lesen von Texten offenbar ein Leitmotiv der ‚Apista‘ war, welches die verschiedenen Ebenen des Romans durchzieht.

Die Annahme, der Buchanfang in P. Oxy. 3012 sei homerisch beeinflusst, setzt unter anderem die Annahme voraus, daß die Erzählung der Derkyllis auf Thule nur nachts stattfindet. Den weiteren, für den Charakter des Gesamtromans nicht unerheblichen Implikationen dieser Nachtkulisse geht Kapitel 4 nach, wobei vor allem die Frage berührt wird, wie das paradoxographische Element der im Jahreslauf stark variierenden Tages- und Nachtlänge dem Leser in der Darstellung des Antonios Diogenes vermittelt wird.

Beide Fragmente, die in den Kapiteln 1 und 2 interpretiert werden, führen auf das Thema der Erotik: PSI 1177, da hier meines Erachtens das ἐρωτικὸν πᾶθημα des Tereus-Mythos adaptiert wird, P. Oxy. 3012, da hier mit einem Gespräch zwischen Derkyllis und Deinias zumindest die *Möglichkeit* zu einer erotischen Ausgestaltung auftaucht. Dies führt in Kapitel 5 zu einem alten Problem der Antonios-Diogenes-Forschung: Welche Rolle spielte die Erotik in der Handlung der ‚Apista‘ im Vergleich mit anderen Romanen und romanartigen Werken der Antike?

Im Zuge aller dieser Interpretationen wird immer wieder deutlich, wie sehr Antonios Diogenes danach gestrebt zu haben scheint, die verschiedenen Episoden und Ebenen seines Romans durch motivische Spiegelungen auf-

5 Zur Zuverlässigkeit des Photios Gärtner 1969, 50–54, etwas optimistischer Reyhl 1969, 8–11.

6 Ausführlich zu diesem methodischen Problem Bernsdorff 1999a, 52–54.

einander zu beziehen und so zur Einheit seines erzählerisch verschachtelten und inhaltlich heterogenen Textes beizutragen. Dieser Eindruck wird in Kapitel 6 durch Beispiele weiter untermauert und mit einem anderen hervorstechenden Merkmal der ‚Apista‘ in Verbindung gebracht, dem Interesse an pythagoreischem Gedankengut.

## 1 Myrto und Philomela (PSI 1177)

Die Rückseite des Papyrus PSI 1177 enthält die Reste einer Kolumne, deren oberer Teil fehlt. Die erhaltenen 30 Zeilen sind rechts mehr (Z. 1–4) oder weniger (Z. 5–30) stark beschädigt. Unten befindet sich ein bis zu 4,5 cm breiter Rand. Die Schrift der Vorderseite – sie enthält eine Rechnung – läßt sich in das zweite Jahrhundert, die der Rückseite nicht vor 200 n. Chr. datieren<sup>7</sup>.

- 
- πλεον[. . . . .]  
 και τω[. . . . .]  
 και εν[. . . . .]  
 γαι τυχη πλε . [ . . . . .]
- 5 ρουση· ἐσιώπα γὰρ ἀχρε[ίως· ἀκουσον]  
 οὔν, ὅπερ τότε ἐπὶ νοῦ[ν ἤλθε μοι· γραμ-]  
 ματεῖον δίθυρον τῶν [τοιούτων, οἷα ἐς]  
 διδασκάλου ἐπεφερόμεθα, ἀπ[ολαβοῦσα]  
 δίδωμι τῇ Μυρτοῖ· „κεῖ σὺ ἄλλ’ ἐ[τι μοι μὴ]
- 10 δύνασαι λαλεῖν,“ ἔφην, „ἄλλ’ ἐν [γε τούτῳ χά-]  
 ραξον ὅσα εἶπεῖν ἐθέλεις. ἐγὼ δ[ὲ ἀναγνοῦ-]  
 σα εἶσομαι.“ ἦσθη τὸ θεραπαιν[ίδιον· δήλη]  
 γὰρ διὰ τῆς ὀψεως ὡς αὐτίκα [μάλα ἐκδι-]  
 κίας ἐφ’ οἷς πέπονθε καὶ θεραπ[είας τευ-]
- 15 ξομένη. λαβοῦσα οὔν τὸ γραμμα[τεῖον καὶ]  
 τῷ λύχνῳ προσελθοῦσα χαράτ[τει τῷ γρα-]  
 φείῳ πάνυ σπουδῆ ὅσα ἠβούλε[το ἐν μι-]  
 κροῖς πάνυ γράμμασι τ[ο]ῦ πλέο[ν ἐγγρά-]

7 Stephens/Winkler 1995, 149. Der abgedruckte Text folgt Stephens/Winkler 1995, 150 u. 152, mit leicht veränderter Interpunktion und einer unten S. 7 mit Anm. 18 begründeten Abweichung in Z. 27. Darüber hinaus sind einige Lesungen als unsicher kenntlich gemacht, die im Haupttext von Stephens/Winkler ohne Punkte geschrieben werden. Zum Nachweis der Ergänzungen ist der Apparat von Stephens/Winkler zu vergleichen.

- 20    φαι, καί μοι δίδωσιν ἄμ[α] διανεύ[ουσα τῆ χει-]  
       ρὶ ἐξιέναι. ἐγὼ δὲ λαβοῦ[σ]α ἐξῆλθ[ον μὲν εὐ-]  
       θῦς οὐδαμῶς, πρότερο[ν] δὲ ἀν[έ]γνων αὐτὸ  
       καὶ ἐδήλ[ο]υ τάδε: „ἄπιθι, ὦ δέσπο[ινα, αὐτί-]  
       κα πρὸς τὴν τροφόν, καὶ ἀκουού[σης ἀνά-]  
       γνωθι τὰ λοιπά, ὡς ἂν κακείνη [μάθοι τὰ]  
 25    ἑαυτῆς κακὰ μηδὲ ἐς τὸν πάντ[α χρόνον]  
       ἀγνοοῦσα ἠδοίτο, ὡς ἂν καὶ τὰ ἐμ[ὰ γνοίη-]  
       τε. ἄπιθι, ἤδη, πρὶν φοιτῆσαι π[αρ’ αὐτῆν]  
       τὸν συγκοιμώμενον, μὴ καὶ αἰ[ὐ]τὴ δαίμο-]  
       νος ἀπολαύσης χαλεποῦ.“ ταῦτα [δὲ ὡς ἀνέ-]  
 30    γνων, ἐβουλόμην μὲν ἐπισκ[. . . . .]

Der Text läßt folgende Handlung erkennen: Eine Dienerin (Z. 12: *ῥεραπειν[ίδιον]*) namens Myrto (9) kann nicht sprechen (5 *ἑσιώπα γὰρ ἄχρη[ίως]*<sup>8</sup>, vgl. auch 9–10 *κεῖ σὺ ἄλλ’ ἔ[τι μοι μὴ] δύνασαι λαλεῖν*). Um trotzdem etwas von ihr zu erfahren, gibt ihr die Ich-Erzählerin, die Herrin der Myrto ist (22 *ὦ δέσπο[ινα]*), Schreiftafeln (5b–9a) und fordert sie auf (9b–12a), aufzuschreiben, was sie zu sagen hat. Myrtos Miene zeigt Freude über diesen Vorschlag, weil sie nun Rache (13–14 *ἐκδι[κίας]* nach der wahrscheinlichen Ergänzung *Vitellis*) für ihre Leiden (14 *ἐφ’ οἷς πέπονθε*) erwarten darf. Sie beschriftet die Tafeln, übergibt sie der Herrin und bedeutet ihr zu gehen (19–20 *διανεύ[ουσα τῆ χει]ρὶ ἐξιέναι*). Die Erzählerin entfernt sich aber nicht sofort, sondern liest zunächst den Anfang des Geschriebenen (20–22). Darin wird sie aufgefordert, zu einer Amme zu gehen und vor ihr den Rest des Briefes vorzulesen, damit ‚auch die Amme von ihrem eigenen Unglück erfahre‘ und ‚nicht weiter in Unkenntnis sich freue‘ und damit Herrin und Amme das Unglück der Myrto kennenlernen (23–27). Dann wird die Herrin aufgefordert zu gehen, ehe der ‚Bettgenosse‘ komme<sup>9</sup>, der auch ihr (der Herrin) eine schlimme Erfahrung beibringen könnte (27–29). In 29–30 setzt die Ich-Erzählung wieder ein.

Folgt man dem Prinzip der Erzählökonomie, so lassen sich folgende Zusammenhänge annehmen:

- Die Leiden der Myrto in 14 und die in 26–27 sind identisch.
- Die Freude als Reaktion auf den Vorschlag der Herrin (Z. 12) und die Fähigkeit und Bereitschaft zum sorgsam Beschrifteten der Tafeln schließen aus, daß das Schweigen der Myrto das Resultat von Scham oder einer

8 Zur Bedeutung des Adverbs *ἄχρη[ίως]* bei *ἑσιώπα* vgl. unten Anm. 10.

9 Zu wem, ist wegen des fehlenden Endes von 27 unklar, zur Ergänzung unten S. 7 Anm. 18.

starken emotionalen Erschütterung ist<sup>10</sup>. Es scheint sich vielmehr um einen dauerhaften, allerdings irgendwann erst eingetretenen<sup>11</sup> Verlust der Sprache zu handeln<sup>12</sup>. Ferner liegt es nahe, daß diese Stummheit in irgendeiner Weise mit dem sonstigen Unglück der Myrto zusammenhängt:

- Die Leiden, über welche Amme und Herrin jetzt unterrichtet werden sollen, stehen in engem Zusammenhang mit den Leiden der Myrto.
- Diese Leiden werden verursacht durch den ‚Bettgenossen‘ (28), von dem auch die Herrin etwas zu befürchten hat, wenn sie auf ihn trifft.

Aus diesen Zusammenhängen läßt sich folgende Handlung rekonstruieren: Myrto ist von dem ‚Bettgenossen‘ mißhandelt worden und deswegen stumm. Dieser ist jetzt Liebhaber der Amme, der dasselbe Schicksal wie Myrto droht. Daher soll sie durch den Brief der Myrto gewarnt werden, den die Herrin überbringt<sup>13</sup>. Dies ist wahrscheinlicher, als daß auch die Herrin zur gleichen Zeit die Geliebte des ‚Bettgenossen‘ ist<sup>14</sup>, wird doch nur an der Amme die ahnungslose Freude hervorgehoben (Z. 24–26). Die Herrin mag als zukünftige Partnerin in Frage kommen, zur Zeit scheint sie eher dadurch bedroht (Z. 28–29), daß der ‚Bettgenosse‘ von ihrer Konspiration mit Myrto und der Warnung der Amme erfährt. Die Warnung an die Herrin, nicht auf den ‚Bettgenossen‘ zu treffen, ‚damit sie nicht auch selbst unter einem schlimmen Geist (?) leide‘, wäre nicht recht verständlich, wenn die Herrin bereits seit längerem die Geliebte des ‚Bettgenossen‘ wäre. Nicht mit gleicher Bestimmtheit ausgeschlossen werden kann die Möglichkeit<sup>15</sup>, daß Myrto, obwohl sie über den ‚Bettgenossen‘ aufgeklärt ist und von ihm stumm gemacht wurde, immer noch von ihm heimgesucht wird (so wie es Philomela von Tereus Ov. met. 6, 561–562 erleidet). Diese Erklärung würde Maas’

10 Im Liebesroman des Chariton ist das Verstummen häufig ein Ausdruck starker innerer Bewegung, der aber nach einer gewissen Zeit überwunden werden kann, vgl. Gallavotti 1930, 252 mit Verweis auf Char. 1, 3, 4–5. Aufgrund der hier vertretenen Deutung des Schweigens wird man für das zu  $\epsilon\sigma\iota\omega\pi\alpha$  gesetzte Adjektiv  $\acute{\alpha}\chi\rho\epsilon\iota\omega\varsigma$  (Vitelli) oder  $\acute{\alpha}\chi\rho\epsilon\iota\omicron\nu$  (Zimmermann) eher die Bedeutung ‚hilflos‘ (so Stephens/Winkler 1995, 151) annehmen, vgl. z. B. B 269 (vom gezüchtigten Thersites):  $\acute{\alpha}\lambda\gamma\acute{\eta}\sigma\alpha\varsigma$   $\delta\prime$   $\acute{\alpha}\chi\rho\epsilon\iota\omicron\nu$   $\iota\delta\omega\nu$   $\acute{\alpha}\pi\omicron\mu\acute{o}\rho\phi\epsilon\tau\omicron$   $\delta\acute{\alpha}\kappa\rho\nu$ , allerdings nicht die einzige dort mögliche Deutung des Adjektivs, vgl. LfgGrE s. v.; unpassend scheinen mir ‚verlegen‘ (Zimmermann 1936a, 86) und Gallavottis Ergänzung  $\acute{\alpha}\rho\alpha$   $\kappa\rho\epsilon\lbracket\mu\alpha\sigma\theta\epsilon\iota\sigma\alpha$  ‚in gespannter Erwartung‘; Gallavotti 1930, 250 weist selbst auf die Seltenheit der metaphorischen Bedeutung von  $\kappa\rho\epsilon\mu\acute{\alpha}\nu\nu\mu\iota$  hin. Zur Unwahrscheinlichkeit einer pythagoreischen Färbung des Schweigens an dieser Stelle vgl. Kap. 6 ‚Zur Technik der Spiegelung...‘, S. 44, Anm. 152.

11 Dies wird durch die Reaktion der Herrin Z. 9–10 nahegelegt.

12 Gallavotti 1930, 252.

13 Ähnlich Zimmermann 1936b, 317.

14 Dies gegen Gallavotti 1930, 253, der hinter dem ‚Bettgenossen‘ den Geliebten der Herrin sieht.

15 Zuletzt vertreten von Stephens/Winkler 1995, 148.

Ergänzung π[αρ' ἐμέ (die papyrologisch weniger wahrscheinlich ist) oder Zimmermanns stilistisch auffälliges Π[αῶπιιν ἐμοί notwendig machen<sup>16</sup>.

Daher bevorzuge ich in Z. 27–28 folgende Ergänzung Vitellis<sup>17</sup>: ἄπιθι, ἦδη, πρὶν φοιτῆσαι π[αρ' αὐτήν] τὸν συγκοιμώμενον...<sup>18</sup>

Das heißt: die Herrin soll rasch zur Amme gehen und ihr die Warnung übergeben, damit sie nicht auf den bald zurückkehrenden ‚Bettgenossen‘ (der Amme) trifft, von dem auch die Herrin Schlimmes erwarten muß<sup>19</sup>.

Diese Rekonstruktion wird weiter erhärtet durch die Zuschreibung des Fragments zu den ‚Apista‘ des Antonios Diogenes, die von den meisten Forschern heute akzeptiert wird<sup>20</sup>. Wichtigstes Indiz dafür ist, daß hier eine Dienerin mit dem Namen Myrto auftaucht. Eine Dienerin dieses Namens begegnet nun auch im Referat des Photios, wobei eine zufällige Übereinstimmung dadurch unwahrscheinlich wird, daß Myrto als Sklavennamen ungewöhnlich ist<sup>21</sup>. Akzeptiert man diese Zuordnung des Fragments, so ergibt sich, daß es sich bei der Herrin um Derkyllis handelt, die in der Tat über weite Strecken des Romans als Ich-Erzählerin auftritt. Die einzige Stelle des Photios-Referats, an der Myrto erwähnt wird, erscheint auf den ersten Blick nicht ungeeignet, sich auf die Handlung unseres Fragments zu beziehen, da Derkyllis von Myrto belehrt wird (Phot. 109 a, 39–b, 2): καὶ ὡς τὰ ἐν Ἄιδου παρ' αὐτοῖς ἴδοι καὶ πολλὰ τῶν ἐκέϊσε μάθοι, διδασκάλω χρωμένη Μύρτω θεραπεινίδι

16 Vgl. Anm. 18.

17 Der in seiner Edition freilich Maas' π[αρ' ἐμέ bevorzugt.

18 Vitelli 1932, 161 bemerkt, daß π[αρ' αὐτήν besser das Ende der Zeile ausfülle als π[αρ' ἐμέ (Maas). Die mit Sicherheit oder großer Wahrscheinlichkeit ergänzten Zeilen des übrigen Textes haben 29–33 Buchstaben (Zimmermann 1935, 474), die zur Diskussion stehende Z. 27 hätte mit Maas' Ergänzung nur 28, mit Vitellis π[αρ' αὐτήν 30 Buchstaben. Ein Dativ (π[αρά σοι Gallavotti) ist zwar belegbar (LSJ s. v. φοιτάω), doch scheint in diesem Kontext παρά + Akk. geläufiger (LSJ I 3 ‚of sexual intercourse‘). Gleiches gilt für Zimmermanns Ergänzung Π[αῶπιιν ἐμοί, die im übrigen einen Ap-positions-Ausdruck (Π[αῶπιιν ... τὸν συγκοιμώμενον) bewirkt, welcher redundant wirkt, wenn Derkyllis weiß, daß Paapis der Geliebte der Myrto ist, der aber andererseits die Information in einer merkwürdig beiläufigen Weise präsentiert, wenn Derkyllis noch nicht weiß, daß er es ist.

19 Schon Rohde 1914, 274 hatte bei der Verfolgung der Derkyllis durch Paapis erotische Motive vermutet. Nach der Flucht der Geschwister aus Tyros scheint Paapis sie allerdings nicht weiter zu verfolgen; wenigstens deutet darauf vielleicht der Umstand, daß Derkyllis ihn in Leontinoi anscheinend zufällig trifft (110 a, 7–8). Nach der dortigen Entwendung von Ranzen und Kräuterkasten durch die Geschwister folgt Paapis ihnen allerdings auf dem Fuße (110 a, 21–22), so daß das Bestreben, die Utensilien zurückzubekommen, den in Tyros noch prominenten erotischen Verfolgungsdrang verdrängt zu haben scheint.

20 Erstmals von Gallavotti 1930, 253–257 vertreten. Skeptisch Körte 1932, 234 und Vitelli 1932, 157 f. mit Hinweis darauf, daß die Episode sich nicht in das Referat des Photios füge und in ihrer erotischen Färbung dem Charakter der ‚Apista‘ widerspreche.

21 Crönert bei Zimmermann 1935, 475.

οἰκεία, πάλαι τὸν βίον ἀπολιπούση καὶ ἐκ τῶν νεκρῶν τὴν δέσποιναν ἀναδιδασκούση.

Für die Auffassung, das Fragment schildere eine Begegnung mit der toten Myrto im Rahmen einer Katabasis, könnte die Dunkelheit der Szene sprechen (Z. 16)<sup>22</sup>. Aber das Vorhandensein von Schreiftafeln in der Unterwelt wäre wenig motiviert. Derkyllis könnte sie vorsätzlich mitgebracht haben, weil sie das Kommunikationsproblem voraussah, aber dies hätte in Z. 7–8 irgendwie erwähnt werden müssen. Zudem scheint Derkyllis die Stummheit der Myrto nicht erwartet zu haben. Wahrscheinlicher ist ein häuslicher Zusammenhang, in dem Schreiftafeln (wie auch eine Lampe) natürlicherweise zur Verfügung stehen<sup>23</sup>. Als Kontext dürfte sich dabei der Aufenthalt des Paapis im Elternhaus der Derkyllis eignen. Wir hören von Photios, wie Paapis sich zunächst das Vertrauen der Eltern erschlich, dann aber sein Unwesen in der Hausgemeinschaft, unter den Geschwistern Derkyllis und Mantinias und den Eltern trieb. Das Schweigen der Myrto könnte durch den Zauber des Paapis verursacht worden sein<sup>24</sup>, der früher ihr ‚Bettgenosse‘ war, wie er jetzt ‚Bettgenosse‘ der Amme ist<sup>25</sup>.

Stephens/Winkler 1995, 149 haben darauf hingewiesen, daß sich das Fragment auch durch das Motiv des Schreibens, dessen technische Aspekte so viel Aufmerksamkeit erfahren (Beschaffenheit der Schreiftafeln Z. 7b–8, Vorgang der Beschriftung Z. 15–19), sehr gut in die ‚Apista‘ des Antonios Diogenes fügen würde: Der Roman ist eine in ihrer Kompliziertheit parodistisch wirkende (Morgan 1985, 484) Kombination aus Erzählungen von Romanpersonen (wie hier von Myrto) und mehrfacher Abschrift (wie hier durch Derkyllis). Der Hauptteil des Romans besteht aus der Erzählung, die

22 Ich habe erwogen, ob das Schweigen der Myrto sich damit erklären läßt, daß sie eine der *umbræ ... silentes* (Verg. Aen. 6, 264) ist (ähnlich anscheinend Gallavotti 1930, 255, Anm. 1). Diese können aber bei Vergil sprechen, wie Aeneas' Unterhaltungen in der Unterwelt zeigen.

23 Dieses Argument schon bei Gallavotti 1930, 251, der aber an anderer Stelle seines Aufsatzes (255, Anm. 1) die Möglichkeit nicht völlig ausschließen will, daß es sich um eine Erscheinung der toten Myrto vor ihrer Herrin handle. Darauf würde dann Phot. 109 b, 1–2 (ἐκ τῶν νεκρῶν τὴν δέσποιναν ἀναδιδασκούση) Bezug nehmen. Aber die Belehrung durch Myrto ist doch offensichtlich Teil einer bei den Kimmeriern (109 a, 39) stattfindenden Unterweltsschau (Rohde 1914, 260 mit Anm. 3). Myrto ist gleichsam eine bürgerliche Version der vergilischen Sibylle, die Aeneas durch die Unterwelt geleitet. Hier wäre das Auftauchen von Schreiftafeln und Lampen, wie gesagt, schlecht motiviert.

24 Bereits erwogen von Gallavotti 1930, 252. Hier wäre also durch Verzauberung verursacht, was bereits der Antike als Symptom einer Depression oder anderen seelischen Leidens bekannt war. Erinnert sei an Sappho fr. 31, 9 LP; zum Verlust der Sprache als Folge von Schwermut und Depression im Corpus Hippocraticum vgl. Ciani 1987, 157–159 und Montiglio 2000, 232.

25 Zimmermann 1936b, 317; Stephens/Winkler 1995, 148.

Kymbas von Deinias hört. Kymbas' athenischer Sekretär Erasinides schreibt das Ganze in zwei Ausführungen auf Zypressenholztafeln. Bemerkenswerterweise hebt Photios hervor, daß es Derkyllis ist, welche die Tafeln herbeiholt (111 a, 23–24), was ihrer Rolle im Papyrusfragment ähnelt, wo sie Myrto die Schreibtäfelchen übergibt. Derkyllis ist es auch, die ein Exemplar der Tafeln am Grab des Deinias deponieren soll. Balagros, ein Soldat Alexanders des Großen, stellt eine Abschrift der Tafeln her und schickt sie – in Verbindung mit einem Brief – seiner Frau Phila. Als weiterer Rahmen dienen ein Brief des Antonios Diogenes an Faustinos und ein darin eingelegter Brief an seine Schwester Isidora<sup>26</sup>. Als Teil dieses Romans würde das Papyrusfragment die Struktur des Gesamtwerkes in einer Einzelszene spiegeln und damit die Funktion einer eingelegten ‚mise en abyme‘ erfüllen<sup>27</sup>. Freilich wendet Antonios Diogenes auch hier<sup>28</sup> das Verfahren der Inversion an. Denn während Kymbas die mündliche Erzählung des Deinias schriftlich fixiert, ist dieses Verhältnis in der Myrto-Episode umgekehrt: Aufgrund des Handicaps der Myrto ist hier der Text das Primäre, der darauf in Rede übersetzt werden muß<sup>29</sup>.

Das in dieser Weise rekonstruierte und in Handlung und Motivstruktur des Romans eingeordnete Fragment weist interessante Ähnlichkeiten zum Philomela-Mythos auf, die m. W. noch nicht beobachtet wurden: Philomela schweigt nach ihrer Vergewaltigung, allerdings nicht, weil sie verzaubert ist, wie wir es im Falle der Myrto angenommen haben, sondern weil Tereus ihr die Zunge herausgeschnitten hat. In beiden Fällen informiert das Opfer eine andere Frau, die zur Zeit unter der Macht des Täters steht, über das Geschehene. Diese Frau scheint dem Opfer ähnlich zu sein (Philomela und Prokne sind Schwestern, Myrto und die Amme sind Dienerinnen desselben Haushalts). Die Mitteilung wird trotz der Unfähigkeit zu sprechen möglich durch die schriftliche Darstellung, bei Philomela als Text<sup>30</sup> in einem Gewebe, bei Myrto als Brief. Paapis als Übeltäter würde Tereus auch darin ähneln, daß er im Haushalt, dem auch sein Opfer angehört, gastlich aufgenommen wurde

26 In der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den beiden Briefen folge ich Stephens/Winkler 1995, 102 (contra Bürger 1903, 6, Anm. 1). Zur Bedeutung des Gegensatzes zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort in P. Oxy. 3012 vgl. das Kapitel 2: ‚Derkyllis und Odysseus‘. Zur Rolle von Texten im Gesamtroman Kapitel 3: ‚Die Buchrolle des Paapis‘.

27 Zum Begriff Wolf 1998.

28 Vgl. dazu das Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘, S. 13.

29 Der Aspekt des Mündlichen wird etwa durch Myrtos (geschriebene) Anweisung Z. 23–24 ἀκουσ[σ]ης ἀνά]γνωθι τὰ λοιπά deutlich.

30 Ov. met. 6, 577 *purpureasque notas filis intexuit albis*, 582 *carmen ... legit*; *notae* als Schriftzeichen eines Briefes z.B. Ov. her. 4, 5–6. Io bedient sich nach der Verwandlung in eine Kuh eines ähnlichen Mittels, um dem Vater ihr Schicksal mitzuteilen (Ov. met. 1, 649–650): *littera pro verbis, quam pes in pulvere duxit / corporis indicium mutati triste peregit*. Bömer 1969–1986, z. St. weist als Parallele auf den Philomela-Mythos hin.

und sich das Vertrauen der Eltern bzw. Herren erschlichen hat (Ov. met. 6, 447–450, Phot. 109 a, 30–36). Diese schriftliche Mitteilung überbringt in beiden Fällen eine Botin, bei Ovid eine namenlose Dienerin (met. 6, 578 *tradidit unī*), im Papyrusfragment Derkyllis. In beiden Erzählungen wird hervorgehoben, wie die stumme Verfasserin der Botschaft sich der Botin durch Gesten verständlich macht (Ov. met. 6, 579 *gestu rogat*; Z. 19 διανεύουσα τῆ χειρῖ).

Von besonderem Interesse scheinen mir zwei Ähnlichkeiten mit der ovidischen Behandlung des Philomelamythos, die sich in einem einzigen Vers Ovids konzentrieren. Der überlieferte Wortlaut dieses Verses wurde allerdings nicht selten in Frage gestellt. Da sich die angenommenen Berührungen mit der Myrto-Geschichte aber nur bei dem überlieferten Wortlaut ergeben, kann ein überzeugender Nachweis dieser Ähnlichkeiten auch als Stütze der Überlieferung in besagtem Ovid-Vers dienen. Es handelt sich um met. 6, 582 (Prokne liest den Text im Gewebe der Schwester): *fortunaque suae carmen miserabile legit*.

Hierbei taucht *germanaque* als Variante in einzelnen Handschriften des 13. Jahrhunderts auf und wird von Tarrant gegen die Mehrzahl der Handschriften in seinen Text übernommen<sup>31</sup>. Statt mehrheitlich überliefertem *carmen* begegnen in einzelnen Handschriften des 13. Jhd. *crimen*, *casum* oder *fatum*<sup>32</sup>. Tarrant erwägt *textum*, rechnet aber auch mit der Möglichkeit, daß *carmen* richtig ist, und verweist auf die Verwendung der Junktur *miserabile carmen* in Verg. georg. 4, 514 mit Anwendung auf den Klagegesang der Nachtigall (*philomela*). Reeve<sup>33</sup> erwägt sogar, den ganzen Vers als Werk eines unbeholfenen Interpolators zu athetieren, da er gleich zwei Anomalien enthalte<sup>34</sup>.

Die Formulierung des Verses in der Vulgata mag zwar kühn wirken, doch ist sie meines Erachtens durchaus verständlich und fügt sich in den Kontext der Passage:

- Die Mißhandlung Philomelas, die in dem Gewebe beschrieben ist, läßt sich durchaus als Unglück der Prokne auffassen. Die eigene Schwester wird vergewaltigt und verstümmelt, und ihr Ehemann hat Prokne – in einer perfiden Weise dazu – betrogen (vgl. die zweimalige Bezeichnung Philomelas als *paelex*, 537 und 606).
- Die Verwendung von *carmen* für den Gewebetext scheint unanstößig, handelt es sich doch dabei um eine Art Inschrift; Inschriften werden bei

31 Tarrant 2004, mit Apparat z. St.

32 Moderne Konjekturen: *stamen* Hill.

33 Im Apparat von Tarrant 2004.

34 Laut brieflicher Mitteilung von M. D. Reeve.

Ovid auch an anderen Stellen als *carmen* bezeichnet, auch dann, wenn, wie hier, die Inschrift nicht zitiert wird<sup>35</sup>.

Die Bezeichnung der Anklage Philomelas als *carmen miserabile*, unterstützt durch den oben erwähnten wahrscheinlichen Bezug auf Verg. georg. 4, 514, dürfte auf ihren späteren Gesang als Nachtigall und damit auf ihre Metamorphose vorausdeuten<sup>36</sup>. Insofern die Wendung *carmen miserabile* an den Gesang der Nachtigall denken läßt, entsteht das Paradox, daß ein Text (noch dazu der Text einer Stummen) tönt. Gerade dieses Paradox erscheint aber in griechischen Verarbeitungen des Philomela-Tereus-Mythos als ein Topos, beginnend bei Sophokles, der im ‚Tereus‘ von der κερκίδος φωνή gesprochen zu haben scheint (fr. 595 R.). Kaiserzeitliche Autoren entfalten die Idee, vgl. Achill. Tat. 5, 5, 4–6 ἡ γὰρ Φιλομήλας τέχνη σιωπῶσαν εὔρηκε φωνήν ... ἃ πέπονθε τῆ κερκίδι λαλεῖ. ἡ Πρόκνη τὴν βίαν ἀκούει παρὰ τοῦ πέπλου ... , Nonn. Dion. 4, 321 σιγαλέης λάλον εἶμα δυσηλακάτου Φιλομήλης, 12, 78 δαίδαλα φωνήεντα σοφῶ γράψασα χιτῶνι.

Es zeigt sich also, daß die in der Mehrzahl der Handschriften überlieferte Gestalt des Verses zwar raffiniert, aber durchaus verständlich ist. Zu einer Veränderung des Textes besteht also kein Anlaß.

Unterstützt wird diese Auffassung nun dadurch, daß sich für die beiden in Ov. met. 6, 582 als anstößig empfundenen Formulierungen Parallelen in unserem – bereits als motivisch verwandt erwiesenen – Papyrusfragment finden:

Dort wird nämlich die Vorstellung zum Ausdruck gebracht, daß auch die Amme durch den Bericht über das Leid der Myrto ‚ihr eigenes Leid‘ kennenlernt (Z. 24–25). Mit [τὰ] ἑαυτῆς κακὰ wird eine Formulierung verwendet, die *fortunae ... suae* nahesteht. Diese Ähnlichkeit scheint mir gegeben, obwohl das, was mit ‚eigenem Schicksal/Unglück‘ jeweils gemeint ist, sich nicht ganz entspricht: In Proknes Fall bezieht es sich vornehmlich auf die Gegenwart (der Ehemann ist ein Verbrecher), die aus der Vergangenheit entspringt (seine Untaten gegen ihre Schwester). Die Amme wird zwar auch über den Charakter ihres derzeitigen ‚Bettgenossen‘ aufgeklärt, ihr eigentliches Unglück liegt aber in der Zukunft, insofern ihr das gleiche Schicksal wie Myrto droht (ein Aspekt, der bei Ovid nicht völlig ausgeschlossen werden kann, aber doch keine große Rolle zu spielen scheint). Gleichwohl bezeich-

35 Diese Erklärung bei Haupt/Ehwald/Albrecht 1966, z. St. Mit Zitat der (dann notwendigerweise metrischen) Inschrift: Ov. met. 2, 326; 9, 793; 14, 442. Ohne Zitat: her. 21, 107 u. 182 von Acontius' Aufschrift auf den Apfel. Dort dürfte auch die Bedeutung ‚Zauberspruch‘ mitschwingen (Thompson bei Kenney 1996, z. St.). Eine magische Bedeutung in der Verwendung von *carmen* in met. 6, 582 sieht auch Bömer 1969–1986, z. St.

36 OLD s. v. *carmen*, Nr. 4 „The cry or song of birds“.

nen die ähnlichen Formulierungen durchaus ähnliche Sachverhalte: Der Bericht, der über den Vergewaltiger aufklärt, ist für die Empfängerin ‚ihr eigenes Schicksal/Unglück‘, weil sie die bislang nichtsahnende aktuelle Geliebte dieses Vergewaltigers ist.

Aber auch die hinter der ovidischen Formulierung des *carmen miserabile* liegende Assoziation läßt sich in dem Papyrusfragment wiederfinden:

Ich hatte – im Anschluß an Stephens/Winkler – den Brief der Myrto als Einlage interpretiert, welche die Gesamterzählung spiegelt. Dies gelingt, wie gezeigt, vor allem durch die Kombination eines Figurenberichts und der stark hervorgehobenen Schriftlichkeit. Daß aber das Gewebe der ovidischen Philomela in einem ähnlichen Verhältnis zu den ‚Metamorphosen‘ insgesamt steht, wurde von den Interpreten längst vermerkt.<sup>37</sup> Gleichwohl sei dies hier im Einzelnen analysiert:

Weben ist bekanntlich eine alte Metapher für das Dichten<sup>38</sup>, wobei die Analogie der ‚Metamorphosen‘ mit einem Gewebe gerade im sechsten Buch des Werkes besonders dadurch präsent ist, daß an dessen Beginn der Webewettstreit zwischen Minerva und Arachne steht. Daß ihre beiden Gewebebilder zwei gegensätzliche *poetologische* Programme repräsentieren, darf als *communis opinio* der Forschung gelten<sup>39</sup>. Im Falle des Philomela-Gewebes liegt die Analogie zur Dichtung Ovids auch deshalb besonders nahe, weil es erstens – im Gegensatz zu den Geweben Minervas und Arachnes – keine Bilder, sondern einen Text enthält und zweitens mit dem Bericht über die Vergewaltigung Philomelas einen Teil des im vorausgegangenen Text Erzählten enthalten haben dürfte. Die Bezeichnung des Gewebetextes als *carmen*, also mit demjenigen Wort, das Ovid im Proömium (met. 1, 4) auf sein gesamtes Werk anwendet, und der intertextuelle Bezug, den die Junktur *carmen miserabile* auf einen berühmten literarischen Text (Vergil) herstellt, dürften ebenfalls dem Zweck dienen, die Analogie zwischen Gewebetext und dem Text der Erzählung zu unterstreichen.

Trotz der vorgeführten Nähe zwischen Ovids Tereus-Geschichte und dem Romanfragment wird man nicht so weit gehen wollen, einen direkten Einfluß Ovids anzunehmen. Zwar hat man auf andere interessante Strukturähnlichkeiten zwischen den ‚Metamorphosen‘ Ovids und den ‚Apista‘ auf-

37 „Behind Philomela’s weaving is Ovid’s web of words (*textus*) ...“ Segal, 1994, 265.

38 Literatur bei Bernsdorff 1997, 348, Anm. 9. C. W. Müller erinnert mich in diesem Zusammenhang an die bereits antike Etymologie, die ὕμνος mit ὑφαίνειν verbindet, vgl. z. B. Bakchyl. 5, 9–10 mit Maehler 2004 z. St.

39 Umstritten ist nur, ob allein Arachnes Bilder für die ‚Metamorphosen‘ stehen sollen oder auch das der Minerva; ein Abriss der Diskussion bei Bernsdorff 1997, 349 mit Anm. 11.

merksam gemacht<sup>40</sup>, die motivischen Berührungen mögen zahlreich sein und in einem Falle auch die sprachliche Gestaltung betreffen (*fortunaque suae* / τὰ ἐαυτῆς κακὰ), doch ist keine davon so eng, daß sie einen direkten Einfluß wahrscheinlich macht. Die direkte Wirkung römischer Dichter auf griechische (zumal in den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr.) ist bekanntlich schwer nachzuweisen<sup>41</sup>, da selbst bei engen sprachlichen Berührungen die Möglichkeit einer gemeinsamen, heute verlorenen Quelle<sup>42</sup> nicht ausgeschlossen werden kann. Ich würde die Ähnlichkeiten zwischen den beiden vorliegenden Texten daher lieber so erklären:

Beide Autoren greifen auf den Tereus-Mythos in früheren griechischen Adaptationen zurück. Die darin bereits enthaltenen Paradoxien, wie die des ‚sprechenden Gewebes‘, fügen sie in den Zusammenhang ihres jeweiligen Werkes ein. Ovid erzählt den Tereus/Philomela-Mythos an sich, Antonios Diogenes überträgt ihn ins bürgerlich-phantastische Milieu der ‚Apista‘: Aus dem König Tereus wird der Zauberer Paapis, aus den Prinzessinnen Prokne und Philomela zwei Dienerinnen, wobei es – nebenbei bemerkt – zu einer Inversion kommt: Normalerweise überbringt eine Dienerin, speziell eine Amme, den Brief ihrer Herrin (wie es ja auch in Ovids Version eine Dienerin ist, die das Gewebe der Philomela zu Prokne bringt). Im Fragment aber sind Absender und Adressat Dienerinnen, während die Herrin als Botin fungiert<sup>43</sup>.

Die angenommene Mythen-Adaptation durch Antonios Diogenes wäre auch deshalb interessant, weil im Roman des Achilleus Tatios (an dem uns übrigens noch andere Ähnlichkeiten zu den ‚Apista‘ auffallen werden<sup>44</sup>) dieser Mythos ebenfalls erzählt wird, und zwar in einer Ekphrasis eines Gemäldes, dessen tiefere Bedeutung von den Protagonisten hervorgehoben wird (5, 3, 4–8; 5, 5). Welche Analogien man auch immer zwischen dem Personal der Ekphrasis und dem der Haupthandlung zieht<sup>45</sup>, so dient der Mythos doch

40 Vgl. Stephens/Winkler 1995, 112 zu der pythagoreischen Einlage an einer prominenten Stelle des jeweiligen Werkes (Mitte bei Antonios Diogenes, Schluß in den ‚Metamorphosen‘).

41 Zum Forschungsstand Bernsdorff 1999b, 80 f., vgl. jetzt auch Gärtner 2005, die eine Vergilrezeption des Quintus Smyrnaeus annimmt und 13–22 die Zeugnisse zu „Latein im griechischen Sprachbereich“ erneut ausführlich durchmustert. Zur Möglichkeit der Benutzung römischer Dichter durch griechische Romanautoren vgl. zuletzt Hubbard 2006, der eine Vergilbenutzung des Longos annimmt.

42 Möglicherweise war das gemeinsame Vorbild der ‚Tereus‘ des Sophokles (fr. 435–445 R.), der Ovid zumindest indirekt und Achilleus Tatios wohl direkt beeinflusst hat, vgl. Liapis 2006.

43 Obwohl auch Derkyllis den Inhalt des Briefes zur Kenntnis nehmen soll (Z. 26–27). Aber ihre Botenrolle ist demgegenüber prominent.

44 Vgl. unten S. 40–42.

45 Dazu Morales 2004, 178–180.

zweifellos dazu, die Gewalt zu illustrieren, die der Protagonistin im Laufe des Romans von verschiedenen Männern widerfährt.

## 2 Derkyllis und Odysseus (P. Oxy. 3012)

Die elegante, dem strengen Stil zuzurechnende Schrift des P. Oxy. 3012 wird von seinem Ersteditor P. J. Parsons in das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts datiert. Er enthält die ersten 14 Zeilen einer Kolumne und geringe Reste der nachfolgenden Kolumne. Da der linke Rand mit 4 cm doppelt so breit ist wie das Intercolumnium, scheint der Anfang einer Rolle und damit wohl eines Buches vorzuliegen<sup>46</sup>. Die am oberen Rand von einer anderen Hand eingetragene Zahl  $\square\Delta$ <sup>47</sup> dürfte also nicht die Kolumnen-, sondern die Buchnummer angeben. Eine Zuschreibung zum Roman des Antonios Diogenes, wie sie schon Parsons vermutet hat, wird vor allem durch die Anrede  $\omega\ \Delta\epsilon\iota\nu\acute{\iota}\alpha$  (Z. 3) und  $\Delta$ ]ερκυ[λλίς als plausible Ergänzung in Z. 5 möglich. Zwei Übereinstimmungen mit der Diktion von PSI 1177<sup>48</sup> können als zusätzliches, wenn auch nicht schwerwiegendes Indiz gewertet werden<sup>49</sup>.

46 Gewöhnlich stimmten Länge des Buches (βύβλος) und der Rolle (τόμος) überein, nur außerordentlich umfangreiche Bücher konnten auf zwei oder mehr Rollen verteilt werden (Johnson 2004, 145–147 mit Verweis auf die Subskriptionen der Philodem-Papyri P. Herc. 1423 und 1538; vgl. auch die Tafel GMAW Nr. 60: B. M. Pap. 31 mit Aristot. Ath. Pol., wo eine Rollen- (nicht Buch)nummer wie in P. Oxy. 3012 von einer anderen Hand jeweils über der ersten Kolumne eingetragen wurde). Daß dies bei den ‚Apista‘ der Fall war (daß der vorliegende Rollenanfang also *nicht* Buchanfang ist), kann zwar nicht ausgeschlossen werden, sollte aber angesichts der Buchlänge der erhaltenen Romane nicht angenommen werden (zur Möglichkeit, daß eine Rolle zwei oder sogar drei Bücher des Achilleus Tatios enthalten haben könnte, Parsons 1989, 66, vgl. aber kritisch dazu Johnson 2004, 145, Anm. 56). Schissel von Fleschenberg 1912, 102 f. hatte aus der Angabe des Photios 111 a, 38–40 προτάττει δὲ καὶ ἐκάστου βιβλίου τοὺς ἄνδρας οἱ τὰ τοιαῦτα προαπεφάναντο, ὡς μὴ δοκεῖν μαρτυρίας χηρεῖν τὰ ἄπιστα gefolgert, jedes Buch der ‚Apista‘ habe mit einer Liste der ihm zugrundeliegenden Gewährsmänner begonnen. In der Tat können die Worte des Photios wohl nichts anderes bedeuten (pace Stephens/Winkler 1995, 102, Anm. 2, die darin den Hinweis auf eine Gesamtliste der Gewährsmänner zu Beginn des Gesamtwerks beschrieben sehen, ähnlich dem ersten Buch von Plin. nat. hist.). P. Oxy. 3012 repräsentiert also eine Tradition, in der – anders als in der dem Photios vorliegenden Ausgabe – eine Liste mit Gewährsmännern vor jedem Buch fehlte, sei es, daß überhaupt auf sie verzichtet war, sei es, daß sie in der von Stephens/Winkler beschriebenen Weise dem Gesamtwerk vorgeschaltet war.

47 In der Lücke vor  $\Delta$  haben maximal zwei Buchstaben Platz, aber natürlich muß darin nichts gestanden haben.

48 P. Oxy. 3012, 1–2 ~ PSI 1177, 22; P. Oxy. 3012, 9–10 ~ PSI 1177, 24–25, schon vermerkt von Parsons 1974, 46; zu diesen und weiteren möglichen Berührungen vgl. Stephens/Winkler 1995, 154.

|                               |    |
|-------------------------------|----|
| „ἡ μὲν ἐπιστολὴ ταῦ-          |    |
| τα ἐδήλου. ἐγὼ δὲ             |    |
| πῶς ἄ[ν σ]οι, ὦ Δεινία,       |    |
| τὸ μέ[γ]α λέξ[α]μι,“ ξ-       | 4  |
| φη [ἡ Δ]ερκυ[λλίς, „τί-       |    |
| να [καρ]δίαν λα[βοῦ]-         |    |
| σ[α] τίνα φωνή[ν οὔ]-         |    |
| τω γενναίαν· προεῖ-           | 8  |
| μαι ἤδη τοῖς ἔμου-            |    |
| τῆς κακ[οῖ]ς π . . [] .       |    |
| τ[ . . ]τῆ, [ἐ]ὰν [μ]ένω[μ]εν |    |
| ]ν εὐθὺς κατε-                | 12 |
| ] . σπουδῆι βου-              |    |
| ] . . . . [ . ] . .           |    |
| -----                         |    |

Wir befinden uns in der Rede eines weiblichen (Z. 9–10 ἔμουτῆς) Sprechers, wahrscheinlich der Derkyllis (Z. 5), die sich an Deinias (Z. 3) richtet. Zu Beginn erwähnt sie einen Brief, dessen Inhalt sie am Ende des vorausgehenden Buches zitiert oder referiert haben muß<sup>50</sup>. Dagegen setzt sie (vgl. die μέν-δέ-Konstruktion) ihre Schwierigkeiten, etwas auszudrücken (zumindest Z. 3–4 πῶς ἄ[ν σ]οι ... λέξ[α]μι! ist eine wahrscheinliche Ergänzung), was nach Gronewalds plausibler Ergänzung in 5–8a noch fortgesetzt wird. In 8b–10 folgt ein Hinweis auf das Übel, in dem sich die Sprecherin befindet<sup>51</sup>. Das Asyndeton in Z. 8 hat bei dieser Auffassung eine kausale Färbung<sup>52</sup>: Der Grund für die Formulierungsschwierigkeiten der Derkyllis liegt in der Größe ihres Leides, und dieses Leid scheint das zu sein, was sie Deinias mitteilen

49 Der abgedruckte Text folgt – mit veränderter Interpunktion – Stephens/Winkler 1995, 156. Auch hier sind einige Lesungen als unsicher kenntlich gemacht, die im Haupttext von Stephens/Winkler ohne Punkte geschrieben werden. Zum Nachweis der Ergänzungen ist der Apparat von Stephens/Winkler zu vergleichen.

50 Maehler in Kytzler 1983, 2, 740 übersetzt: „Das war der Inhalt des Briefes. ‚Aber wie könnte ich dir, mein Deinias, ... erzählen‘, sagte Derkyllis ...“. Dabei wird der μέν-Satz als Teil der übergeordneten Erzählung aufgefaßt (so auch Fusillo 1990, 71). Aber die μέν-δέ-Korrespondenz legt doch nahe, schon den Anfang bis ἐδήλου als direkte Rede der Derkyllis zu betrachten (so Stephens/Winkler 1995, 156). Vgl. δηλόω zur Ein- oder Ausleitung eines Briefzitats PSI 1177, 22 und Luk. VH 2, 35.

51 Das gilt bei Parsons' προεῖμαι ‚ich bin meinem Unglück ausgeliefert‘ ebenso wie bei προεῖ[ό]μαι (= με) ‚überlaß‘ mich meinem Unglück‘ (Gronewald 1976).

52 Kühner/Gerth 1898–1904, 2, 344 f.

will<sup>53</sup>. Wir dürften uns also an einer Zäsur des umfangreichen Berichts befinden, den Derkyllis Deinias in Thule gibt (Phot. 109 a, 29 ff.; 110 a, 39–41).

In solcher Weise rekonstruiert läßt sich das Fragment in den die ‚Apista‘ des Antonios Diogenes so dominierenden Motivgegensatz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit einordnen, wie er besonders in der Myrto-Szene von PSI 1177, aber auch an anderen Stellen der Romanhandlung ins Auge fällt<sup>54</sup>. Wenn Derkyllis am Ende des vorangegangenen Buches offenbar einen Brief in ihre Erzählungen eingelegt hat (sei es als wörtliches Zitat, sei es als Referat), so spiegelt dies einerseits die Gesamtanlage des Romans: Mehrere, z. T. ineinandergelegte *mündliche* Erzählungen, die dann, wie Phot. 111 a, 20–29 aufwendig hervorhebt, auf den Zypressenholztafeln *schriftlich* fixiert werden. Zugleich sei aber daran erinnert, daß der Rahmen des Romans ebenfalls durch zwei Briefe (Antonios an Faustinos, Antonios an Isidora) gebildet wird, deren durch die Anfangsstellung exponierte Position hier eine Entsprechung in der Anordnung des Briefes an der Zäsurstelle des Buchendes hätte. Und schließlich lehrt PSI 1177, daß Derkyllis ihrer Erzählung auch an anderen Stellen Briefe (als ein solcher läßt sich der Bericht der Myrto in einem weiteren Sinne auffassen) einverleibt hat.

Besondere Beachtung verdient aber der Umstand, daß auch im vorliegenden Fragment durch das Referat des Briefes der Kontrast zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort hervorgehoben wird:

- In PSI 1177 vermag Myrto nicht zu sprechen, artikuliert sich dann in dem Schreiben, das Derkyllis liest.
- In P. Oxy. 3012 gibt Derkyllis einen von ihr gelesenen Text (wohl eines anderen) wieder, vermag dann aber nicht selbst über ihre Leiden zu sprechen, wobei der Gegensatz durch die Buchzäsur besonders hervorgehoben wird.

Es wird also deutlich, daß der Kontrast zwischen Schreiben und Sprechen, der die Gesamtanlage des Romans so dominiert, auch in den Einzelszenen variiert wird.

Die Position der Buchgrenze verdient aber auch noch aus anderen Gründen Beachtung, unterbricht sie doch eine Szene (Derkyllis erzählt Deinias), ja sogar eine Rede, da man sich, wie gesagt, vorstellen muß, daß Derkyllis auch am Ende des vorausgegangen Buches gesprochen hat (abgemildert wird die Zäsur allerdings dadurch, daß der Buchschluß mit dem Ende des Zitats oder Referats zusammenfiel, das Derkyllis von dem Brief gab). Der stark unterbrechende Buchschluß erinnert an Anfang und Ende der die Apologoi

53 Die ähnlichen Formulierungen in PSI 1177, 24–26 τὰ ἐαυτῆς κακὰ und τὰ ἐμ[α] (κακὰ) bezeichnen ebenfalls persönliches Leid, das Gegenstand eines Berichtes ist.

54 Vgl. das Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘, unten S. 8 f.

bildenden Buchgruppe 1 – 11: Buch 9 endet mit der Aufforderung des Phaiakenkönigs Alkinoos, Odysseus solle seine Geschichte erzählen. Buch 1 fügt dessen Antwort an, welche die Apologoi einleitet (1 1–2): Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη πολύμητις Ὀδυσσεύς· Ἄλκίνοε κρείον κτλ. Am Ende von Buch 11 hat Odysseus seinen Bericht beendet, der Anfang von 12 schildert die Reaktion der phaiakischen Zuhörer darauf (12 1–2): Ὡς ἔφαθ', οἱ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῆς, / κηληθμῶ δ' ἔσχοντο κατὰ μέγαρα σκίοεντα. Der Einschnitt ist an keiner der beiden Stellen so stark wie bei Antonios Diogenes, da keine Rede zerschnitten wird. Aber immerhin werden Äußerung und Reaktion von Gesprächspartnern getrennt.

Die Ähnlichkeit mit dem Beginn der Apologoi wird noch detaillierter, wenn man den weiteren Verlauf der Odyssee-Rede berücksichtigt, der, wie gesagt, die Einleitung seiner Erzählungen darstellt. Denn auch hier finden wir – nach dem Lob des Sängers Demodokos (1 3–11) und einer Erwähnung des Wunsches nach einer Erzählung, den Alkinoos Odysseus angetragen hatte (12–13) – den Hinweis auf die Schwierigkeiten des Erzählens (14): τί πρῶτόν τοι ἔπειτα, τί δ' ὑστάτιον καταλέξω, was P. Oxy. 3012, Z. 2–4 πῶς ἄν σοι ... τὸ μέ[γ]α λέξ[α]ι entspricht (vgl. besonders σοι ... λέξ[α]ι mit τοι ... καταλέξω).

Begründet werden diese Schwierigkeiten bei Homer mit der großen Vielzahl der Leiden, die Gegenstand sein sollen (1 15): κήδε' ἐπεὶ μοι πολλὰ δόσαν θεοὶ Οὐρανίωνες, was Z. 8–10 im Fragment entspricht. Daß diese Übereinstimmungen nicht zufällig sind, sondern eine bewußte Homerreminiszenz des Antonios darstellen, wird nicht nur durch die Stellung an einem – wie gezeigt auch inhaltlich ähnlichen – Buchanfang nahegelegt. Vielmehr ist auch zu bedenken, ein wie wichtiges Modell die Odyssee für den Thule-Roman im allgemeinen und ihr Held Odysseus für die Figur der Derkyllis im speziellen gewesen sein muß. Dies sei hier im einzelnen exemplifiziert: Daß die ‚Apista‘ sich mit ihren 24 Büchern (Phot. 109 a, 7) an den homerischen Epen und mit ihrer Reisetematik besonders an der Odyssee orientieren, ist allgemein anerkannt<sup>55</sup>. Der Bericht der Derkyllis stellt dabei eine umfangreiche Einlage<sup>56</sup> dar und kann daher als Expansion der die Bücher 1–11 umfassenden Einlage der Apologoi in der Odyssee erscheinen<sup>57</sup>. Neben den allgemeineren

55 Vgl. z.B. Hölscher 1988, 232 f.

56 Zur Frage, welche Bücher die Derkyllis-Erzählung umfaßte, vgl. das Kapitel 5: ‚Liebe und Verwandtschaft‘, S. 33, Anm. 106.

57 Daß die Derkyllis-Erzählung den Hauptteil des Romans bildet, wird einerseits aus dem Photiosreferat deutlich, das sich auf sie konzentriert, und als Resümee des gesamten Romans eine Moral formuliert, die sich auf die Verfolgung des Geschwisterpaares Derkyllis und Mantinis durch Paapis (Phot. 112 a, 8–12) bezieht. Andererseits sprechen auch die älteren und neueren Papyrusfunde, die sich den ‚Apista‘ zuschreiben

motivischen Verbindungen (Verfolgung und Irrfahrt) ist besonders hervorzuheben, daß Derkyllis wie Odysseus eine Unterweltsschau erlebt, die beim selben Völkerstamm – den Kimmeriern – stattfindet.

Aber nicht nur hinsichtlich ihres Inhalts, sondern auch ihres Rahmens haben die Apologoi Pate gestanden. Schauplatz der Erzählung ist jeweils eine Insel<sup>58</sup> mit märchenhaften Zügen. Trotz der gewaltigen Distanz von den mediterranen Zentren<sup>59</sup> und einer damit verbundenen Fremdartigkeit<sup>60</sup> sind die Bewohner Thules den Helden des Romans anscheinend freundlich gesonnen (wie es die Phaiaken gegenüber Odysseus sind, trotz ihrer prinzipiellen Fremdenfeindlichkeit, η 32–33). Jedenfalls hören wir bei Photios von keinen Gefahren, die den Helden von Einwohnern Thules drohen. Schließlich ist es ein Thulite, Thruskanos, der Paapis tötet und damit der langen Verfolgung des Geschwisterpaares ein Ende bereitet. In diesem Thruskanos, der als ‚feuriger‘ (διόπυρος) und daher wohl jugendlicher Liebhaber der Derkyllis eingeführt wird (Phot. 110 b, 4–10), könnte sich Odysseus‘ phaiakische Helferin Nausikaa spiegeln, deren Gefühle für den Helden, so dezent sie der Dichter auch dargestellt hat, als Andeutung von Liebe interpretiert werden können<sup>61</sup>.

Photios berichtet (109 a, 25–27), daß Deinias die Erzählungen der Derkyllis vernimmt, als er auf Thule ein Liebesverhältnis mit ihr hat (109 a, 26 κατ’ ἔρωτος νόμον ὀμιλεῖ). Gerne wüßten wir Näheres über den Hintergrund, vor dem diese Erzählungen stattfanden, doch darf *ein* Detail der Kulisse mit einiger Zuversicht erschlossen werden: Die Erzählungen finden in der Nacht statt, da Derkyllis währenddessen unter dem Fluch des Paapis steht, tags tot und nachts lebendig zu sein<sup>62</sup>.

Auch die Apologoi der Odyssee schließen sich an ein Abendessen an, finden also nach Sonnenuntergang statt. Dies geht hervor aus ἡ 539 ἐξ οὗ δορπέομεν kurz vor dem Beginn der Erzählung<sup>63</sup> und ν 17–18 κακκείοντες ἔβαν nach ihrem Abschluß. Vor allem wird die Nachtzeit hervorgehoben innerhalb

---

lassen, dafür, scheinen sie doch alle, auch die beiden Neufunde P. Oxy. 4760 und 4761, aus der Derkyllis-Erzählung zu stammen.

58 Allerdings wird an keiner Stelle der Odyssee ausdrücklich gesagt, daß Scherie eine Insel sei, obwohl das Epitheton πολυκλυστος (ζ 204) in diesem Sinne gedeutet werden kann; zur Diskussion Garvie 1994, 20.

59 Zur Randalage der Phaiaken vgl. Nausikaas Worte ζ 204–205: οἰκέομεν δ’ ἀπάνευθε πολυκλυστῶ ἐνὶ πόντῳ, / ἔσχατοι, οὐδέ τις ἄμμι βροτῶν ἐπιμίσγεται ἄλλος.

60 Sie schlägt sich im wahrscheinlich germanischen Namen des Thruskanos nieder, vgl. Neumann 1953.

61 Vgl. besonders ζ 244–245 (mit Schol. z. St.) und Alkinoos in η 311–315. Zur Sublimierung des Märchenmotivs ‚Held heiratet Königstochter des Geisterreichs‘ Hölscher 1988, 116–118.

62 Hierzu das Kapitel 4: ‚Derkyllis‘ Erzählungen‘.

63 Zu δόρπον als ‚Abendmahlzeit (nach der Tagesarbeit u. vor dem Schlafengehen)‘ LfgrE 2, 335, 51–52 (R. Führer) mit Verweis u. a. auf ν 33–34 (Pflügergleichnis).

der einzigen Unterbrechung, die die Apologoi erfahren: Odysseus beendet seinen Unterweltsbericht mit dem Hinweis auf die fortgeschrittene Nachtzeit (λ 330–332):

πρὶν γὰρ κεν καὶ νύξ φθῖτ' ἄμβροτος. ἀλλὰ καὶ ὦρη  
εὔδειν, ἢ ἐπὶ νῆα θοῆν ἔλθόντ' ἐς ἑταίρους  
ἢ αὐτοῦ· πομπὴ δὲ θεοῖσ' ὑμῖν τε μελήσει.

Alkinoos geht darauf später ein, wenn er ihn zum Weitererzählen mit den Worten animiert (λ 370–376):

ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἶπε καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον,  
εἴ τινος ἀντιθέων ἐτάρων ἴδες, οἱ τοι ἄμ' αὐτῶ  
Ἴλιον εἰς ἄμ' ἔποντο καὶ αὐτοῦ πότμον ἐπέσπον.  
νύξ δ' ἦδε μάλα μακρὴ, ἀθέσφατος, οὐδέ πω ὦρη  
εὔδειν ἐν μεγάρῳ· σὺ δέ μοι λέγε θέσκελα ἔργα.  
καὶ κεν ἐς ἧῶ δῖᾶν ἀνασχοίμην, ὅτε μοι σὺ  
τλαίης ἐν μεγάρῳ τὰ σὰ κήδεα μυθήσασθαι.

Aber noch eine andere Stelle der Odyssee zeigt, daß Antonios Diogenes die Derkyllis-Erzählung durch die Nachtkulisse mit den Apologoi verbinden wollte: Diese werden im ψ noch einmal *in nuce* wiederholt<sup>64</sup>, und zwar in einer Personenkonstellation, die stark an Derkyllis und Deinias erinnert<sup>65</sup>. Bei ihrer endgültigen Wiedervereinigung erzählen sich Penelope und Odysseus ihre Leidensgeschichten, wobei die meisten der Stationen, die Odysseus in der Rekapitulation (ἀνακεφαλαίωσις) der Verse ψ 310–343 aufzählt, auch Gegenstand der Apologoi waren. Worauf es in diesem Zusammenhang besonders ankommt: Auch diese ‚kleinen Apologoi‘ finden *nachts* statt.

Damit ist aber das intertextuelle Spiel der Derkyllis-Erzählung mit den homerischen Apologoi und deren Wiederholung im ψ noch nicht vollständig erfaßt: Es muß bedacht werden, daß die Nächte, in denen jede der Erzählungen stattfindet, wahrscheinlich durch eine Gemeinsamkeit verbunden sind: eine – jeweils verschieden bedingte – besondere Länge.

Für die Derkyllis-Erzählung fehlt zwar ein ausdrückliches Zeugnis, zu welcher Jahreszeit sie stattfindet. Aber es gilt zu bedenken, daß ihr Schauplatz, Thule im hohen Norden, durch eine extreme Länge der Winternächte charakterisiert war, einen Zug, den zu thematisieren Antonios Diogenes sich nicht

64 Zu den Echos ausführlich Heubeck in Heubeck 1988–1992, zu ψ 310–343.

65 Chariton 8, 1, 17 schließt die Wiedervereinigungsszene zwischen Chaireas und Kallirhoe, in der sie sich ihre Leidensgeschichte erzählen, mit einem Zitat von ψ 296 ab, vgl. Hölscher 1988, 227.

entgangen lassen haben wird<sup>66</sup>. Daher ist die Annahme berechtigt, daß Derkyllis ihre Erzählung nicht in den kurzen Sommernächten oder in den ausgeglichenen Nächten der Übergangszeit erzählt hat, sondern während des Winters, dessen besonders lange Nächte auf diese Weise dem Leser zu Bewusstsein gebracht worden sein dürften.

Auch die Apologoi spielen während einer Nacht, deren besondere Länge<sup>67</sup> nach den Worten des Alkinoos (λ 373–374) Odysseus Gelegenheit bietet, seine Erzählungen noch weiter auszudehnen. Es wird also ein Zusammenhang zwischen der Länge der Nacht und der Länge der Apologoi suggeriert.

Schließlich ist auch die Nacht, während der Odysseus Penelope von seinen Irrfahrten erzählt, besonders lang, allerdings nicht wegen der geographischen Lage des Schauplatzes oder wegen der Jahreszeit, sondern durch den wunderbaren Eingriff Athenes, die Eos am Aufgehen hindert (ψ 241–246; 344–349).

Vor diesem Hintergrund wird eine besondere Pointe deutlich, die im Anschluß des Antonios Diogenes an das homerische Modell liegen könnte: Wie viele Bücher die Derkyllis-Erzählung auch immer umfaßt haben dürfte, ihr Anteil am Gesamtumfang der ‚Apista‘ war wahrscheinlich um ein vielfaches größer als der der Apologoi an der Odyssee. Es läge nur nahe, wenn diese Steigerung mit der Länge der Nacht in Verbindung gebracht würde: Sie wird möglich dadurch, daß die Nächte in Thule um einiges länger sind als die an sich bereits lange Nacht der homerischen Apologoi<sup>68</sup>. Ein dem Publikum des Antonios Diogenes bekanntes geographisches Faktum wäre auf diese Weise elegant für das intertextuelle Spiel mit Homer verarbeitet.

Als Teil dieser Berührungen zwischen Apologoi und Derkyllis-Erzählung würde eine Anspielung auf Odysseus' Einleitungsrede des ι in P. Oxy. 3012 sehr passend wirken. Prinzipiell läßt sich eine solche Anspielung an jeder Zäsur der Erzählung denken, aber besonders wirkungsvoll wäre es, wenn mit ihr die Derkyllis-Erzählung überhaupt eingeleitet würde. Dagegen spricht freilich der schon oben herausgestellte Umstand, daß Derkyllis auch im vorangegangenen

66 Vgl. das Kaptitel 4 ‚Derkyllis' Erzählungen‘.

67 Von den Scholiasten auf die Herbstzeit zurückgeführt: Schol. HT ad λ 373 και ἐντεῦθεν ἢ ὥρα φαίνεται φθινοπωρινή οὔσα. Daß die Frage der Tages- und Nachtlänge die antike Homerphilologie auch sonst beschäftigte, zeigt Herakl. all. 6, 9, wo u. a. die Fülle der Ereignisse am dritten Kampftag als Indiz dafür angeführt wird, daß die Ilias im Sommer spielt (Hinweis von D. Konstan). In der Odyssee begegnen auch Völker, deren Wohnsitz am Rand der Welt ein ungewöhnliches Verhältnis von Tag und Nacht bewirkt, vgl. κ 86 (Laistrygonen, „eine ferne Kunde von den Sonnennächten des hohen Nordens“ Hölscher 1988, 145) oder λ 14–19 (Kimmerier) mit Heubeck in Heubeck 1988–1992, z. St.

68 Zur Frage, ob Derkyllis ihre Erzählung während einer oder mehrerer Nächte vorgelesen hat, vgl. unten S. 34.

Buch erzählt zu haben scheint. Es handelt sich also eher um ein Binnenproömium, das man allerdings nicht zu spät in der Erzählung lokalisieren will, da es die Einleitung zur Schilderung eines besonders großen Leids der Derkyllis anzukündigen scheint (P. Oxy. 3012, Z. 9–10). Die große Katastrophe im Leben der Derkyllis, an der sie in Thule immer noch leidet, ist die von ihr und ihrem Bruder verursachte Verzauberung der Eltern, hinter der eine Intrige des Paapis steckt. Nimmt man an, daß die Rahmenhandlung (Briefe des Antonios, Beglaubigungsfiktion, Deiniashandlung) das erste Buch umfaßte, die Erzählungen der Derkyllis über ihr Elternhaus und wie Paapis sich dort einschlich (Phot. 109 a, 30–36) – bis auf die Verzauberung der Eltern – die Bücher 2 und 3<sup>69</sup>, dann wäre P. Oxy. 3012 der Beginn des vierten Buches, und das Zahlzeichen über dem Text könnte als  $\delta=4$  interpretiert werden<sup>70</sup>.

### 3 Die Buchrolle des Paapis

An verschiedenen Stellen unserer Interpretationen ist die Bedeutung des Gegensatzes von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in den ‚Apista‘ zutage getreten: Die Rahmenhandlung thematisiert die mehrfache und in ihren technischen Aspekten oft genau beschriebene schriftliche Fixierung von zunächst mündlich Vorgetragenem<sup>71</sup>. Eine solche Konzentration auf den Prozeß des

69 Hierin würde PSI 1177 gehören.

70 Vgl. Parsons 1974, 45: „[...]Δ: δ alone or any two- or three-part numeral ending in it ... thus δ, [ι]δ, and [κ]δ are all possible restorations.“ Für den Beginn des vierten Buches plädieren auch Stephens/Winkler 1995, 154; Buch 14 ist nach ihrer Auffassung unwahrscheinlich, weil hier noch mit einer Fortsetzung des nach Lyd. mens. 4, 42 (Stephens Winkler 1995, 131) in Buch 13 stehenden pythagoreischen Materials zu rechnen sei. Gegen Buch 24 spreche Photios’ Auskunft (110 b, 20–21), daß Azoullis hier der Erzähler sei. Allerdings sei nicht auszuschließen, daß Derkyllis und Deinias am Anfang des 24. Buches noch miteinander sprechen. Diese Hypothese verfolgt Borgogno 1979, der in dem Fragment den Anfang des 24. Buches vermutet. Die Lektüre des Briefes veranlasse Derkyllis, Thule und ihren Geliebten Deinias zu verlassen (der Gegensatz ‚Gehen-Bleiben‘ lasse sich aus Z. 11 [ἐ]ὼν [μ]ένω[μ]εν erschließen). Die größte Schwierigkeit dieser Auffassung wurde bereits von Fusillo gesehen: Ein Brief wird von Photios an dieser Stelle nicht genannt, was an sich kein Hinderungsgrund wäre; man kann aber auch nicht recht verstehen, wie der Brief die Abfahrt der Derkyllis motivieren soll, geht doch aus dem Photios-Referat hervor, daß es Azoullis’ Entdeckung des Heilmittels für die Eltern ist, die eine schnelle Abfahrt aus Thule veranlaßt. Da Azoullis selbst auf Thule weilt, wäre die Funktion eines Briefes schwer zu erkennen. Zudem scheint mir der Ausdruck προεἶμα ἥδη τοῖς ἐμαυτῆς κακ[οῖ]ς in seiner Betonung des *individuellen* Leids der Derkyllis wenig geeignet, das Leid einer Trennung des Liebespaares zu beschreiben (dies war die Auffassung von Borgogno 1979, 241).

71 Vgl. dazu genauer im Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘ S. 8 f.

Schreibens fällt auch in der Myrto-Episode in PSI 1177 auf, die ebenfalls vom Gegensatz zwischen (in diesem Falle mißlingender) mündlicher Kommunikation und (erfolgreicher) schriftlicher geprägt ist. Dieser Gegensatz scheint schließlich auch den Zusammenhang zu bestimmen, den P. Oxy. 3012 erhalten hat: Derkyllis setzt die Schwierigkeit bei der mündlichen Artikulation ihrer Leiden in Kontrast zum *Text* des Briefes, den sie offenbar eben wiedergegeben hat.

In diesem Kapitel möchte ich zeigen, daß das Motiv der Schriftlichkeit nicht nur in den oben aufgezählten Einzelepisoden der Derkyllis-Erzählung wirksam gewesen ist, sondern auch ihre Haupthandlung – die Verfolgung der Geschwister durch Paapis – wesentlich bestimmt zu haben scheint.

Zu den wichtigsten Utensilien des Zauberers gehört neben einer Kiste mit Kräutern ein Ranzen mit Buchrollen (Phot. 110 a, 18–19 τὸ Παάπιδος πηρίδιον μετὰ τῶν ἐν αὐτῷ βιβλίων καὶ τῶν βοτανῶν τὸ κιβώτιον). Daß beides auch im Romantext selbst häufiger zusammen genannt wurde, läßt jetzt auch der von P. J. Parsons erstmals herausgegebene P. Oxy. 4760 vermuten, der wegen der Erwähnung von Πάαπις (fr. 1, 2) und von Μαντίας (fr. 2, 9<sup>72</sup>) mit großer Wahrscheinlichkeit den ‚Apista‘ des Diogenes zugeschrieben werden kann. Wenn auch der Zusammenhang der Bruchstücke ungewiß bleibt<sup>73</sup>, ist in fr. 2 die Ergänzung κιβώτιον (Z. 8) sicher und πη[ρίδιον (Z. 4–5), das βιβλίων (Z. 5) regiert, plausibel. Die Nähe der beiden Worte berechtigt dazu, in κιβώτιον die Kiste zu sehen, welche die magischen Kräuter des Paapis enthalten<sup>74</sup>.

Das Photios-Referat zeigt nun, daß vor allem dem Ranzen mit den Zauberbüchern an verschiedenen Stationen der Derkyllis-Erzählung eine Schlüsselrolle zukommt:

Am Hofe des Tyrannen Ainesidemos in Leontinoi, wo sie offenbar zufällig Paapis wiedertreffen, gelingt es den Geschwistern, ihm Ranzen und Kiste abzujauchen und damit zu fliehen. Die Gegenstände besitzen für Paapis eine große Bedeutung, sonst würde er Derkyllis und Mantinias nicht auf dem Fuße folgen (110 a, 21–22 κατὰ πόδας διώκειν), was er auf ihrer Flucht aus Tyros wohl nicht getan hatte. Paapis holt die Geschwister dann in Thule ein, von einer Wiedergewinnung der Zauberutensilien hören wir bei Photios nichts, und in der Tat scheint die Verzauberung von Bruder und Schwester ohne Hilfsmittel, durch bloßes Anspucken, zu geschehen (110 a, 41–110 b, 7). Das

72 Zur in P. Oxy. 4760 aufgetauchten (und auch in einigen Photios-Handschriften be-  
gegnenden) alternativen Namensform Μαντίας (für Μαντινίας) vgl. Parsons 2006, 14  
und Bernsdorff 2006, 7, Anm. 2.

73 Zur Unsicherheit der Lokalisierung (bei der Entwendung der Utensilien in Leontinoi,  
bei der Erlösung der Geschwister in Thule oder auf einer dazwischen liegenden  
Reisestation?), vgl. Parsons 2006, 10.

74 Parsons 2006, 10.

heißt: Die Utensilien befinden sich wahrscheinlich weiterhin im Besitz der Geschwister, so daß sie auch nach ihrer Wiederauferstehung darüber verfügen können.

Wichtig ist es nun zu bedenken<sup>75</sup>, daß Derkyllis und Mantinias nach ihrer Auferstehung noch eine beträchtliche Zeit verzaubert bleiben, während der Mantinias seine nicht näher bezeichneten erotischen Abenteuer, Derkyllis ihre Liebesgeschichte mit Deinias erlebt, in die auch ihre Erzählungen gehören. Das bedeutet: Obwohl die Geschwister – wie ja auch schon vor ihrem Thule-Aufenthalt – im Besitz der Utensilien waren, konnten sie daraus dennoch weder die Rettung für ihre Eltern, deren Verzauberung nach der Auskunft des Astraios-Orakels der Grund für ihre eigenen Leiden sein würde, noch später für sich selbst ziehen. Daß die Rettung aber in dem Ranzen (und das heißt: in den Büchern; von der Kiste ist jetzt nicht die Rede) liegt, wird deutlich, wenn Azoulis in ihnen die Heilung für Geschwister und Eltern findet (110 b, 23–33).

Diese Leistung wurde in Verbindung gebracht mit einer aus seinem Namen deutlich werdenden ägyptischen Abstammung, die ihn dazu befähigte, die wahrscheinlich demotisch geschriebenen Zauberpapyri aus dem Besitz seines Landsmannes Paapis zu lesen<sup>76</sup>. Das bedeutet aber, daß im vorausgegangen Teil der Erzählung geschildert worden sein dürfte, wie die Geschwister mit den Büchern des Paapis, in deren Besitz sie sich befanden und deren Bedeutung sie ahnen mußten (hätten sie sie sonst entwendet?), wegen der fremden Sprache nichts anzufangen wußten. Andererseits dürfte die erfolgreiche Lektüre der Texte durch Azoulis ebenfalls Thema der Darstellung gewesen sein. Beide Vorgänge – sowohl die mißlingende wie die erfolgreiche Lektüre – werden den *Textcharakter* der Zauberbücher zu Bewußtsein gebracht haben, der sich in den weiteren Motivzusammenhang des Romans einfügte. Der Gebrauch der Schrift bewirkt nicht nur, daß wir von Derkyllis' Geschichte überhaupt etwas wissen, innerhalb der Geschichte selbst liegt die Lösung des Problems, das Ursache der Irrfahrten ist, ebenfalls in Geschriebenem.

---

75 Vgl. unten S. 25.

76 Vielleicht zeigt sich auch an dieser Stelle wiederum die pythagoreische Einfärbung der ‚Apista‘, da Pythagoras wichtige Erkenntnisse auf seinen Reisen nach Ägypten gehabt haben soll (z.B. laut Hekataios von Abdera FGHist 264 F 25, 98, 2, vgl. Riedweg 2002, 42), wobei Antonios Diogenes selbst (bei Porphy. vit. Pyth. 11–12) seine Aneignung der ägyptischen Sprache hervorhebt.

#### 4 Derkyllis' Erzählungen

In diesem Kapitel will ich zeigen, daß Derkyllis Deinias ihre Geschichte erzählt, während sie und ihr Bruder Mantinias noch unter der Verhexung des Paapis stehen, welche sie tags tot und nachts lebendig sein läßt (Abschnitt 1). Dieses Faktum wurde zwar von einigen früheren Interpreten bereits vorausgesetzt, doch taten sie dies ohne genauere Begründung<sup>77</sup>; es sollte aber am Photiosreferat eingehend überprüft werden, zumal sich daraus eine Reihe von wichtigen Konsequenzen für den Charakter der gesamten ‚Apista‘ ergibt, die bislang noch nicht hinreichend erfaßt wurde (dazu Abschnitt 2).

1. Zu welchem Zeitpunkt des Thule-Aufenthalts Derkyllis ihre Abenteuer erzählt, ist aus dem Referat des Photios nicht auf den ersten Blick ersichtlich, kann aber daraus erschlossen werden. Dazu gebe ich im folgenden zunächst eine relative Chronologie der Ereignisse auf Thule, um dann die verschiedenen Möglichkeiten zur Lokalisierung der Derkyllis-Erzählung zu diskutieren.

Aus dem Photios-Referat ergibt sich diese Ereignisabfolge für den Aufenthalt der Geschwister auf Thule:

- (i) Ankunft der Geschwister (impliziert in 110 a, 42–110 b, 1).
- (ii) Ankunft des sie verfolgenden Paapis (110 a, 42–110 b, 1).
- (iii) Paapis versetzt die Geschwister durch Anspeien in einen Zauberschlaf, der sie tags tot, nachts lebendig sein läßt (110 b, 1–4).
- (iv) Der Thulite Thruskanos wird Augenzeuge der Mißhandlung, welche die von ihm geliebte Derkyllis durch Paapis erfährt, und tötet ihn. Im Glauben, daß Derkyllis tot sei, tötet Thruskanos auch sich selbst (110 b, 4–10).
- (v) Grabaufenthalt der Geschwister (110 b, 12).
- (vi) Wiederauferstehung (110 b, 12).
- (vii) Liebesabenteuer des Mantinias (110 b, 13).

Hier liegt nach Photios das Ende des 23. Buches und das Ende der Derkyllis-Erzählung; im 24. Buch berichtet Azoulis dem Deinias (110 b, 20–21).

- (viii) Azoulis macht mit Hilfe des Paapis-Ranzens (d. h. der darin enthaltenen Bücher) die Verzauberung der Derkyllis und des Mantinias rückgängig. Er zeigt ihnen auch, wie sie ihre Eltern, die sie selbst auf Anstiftung des Paapis in einen todesähnlichen Zustand versetzt haben, retten können (110 b, 20–23).
- (ix) Derkyllis und Mantinias eilen in die Heimat (ἐπὶ τὴν πατρίδα ἔσπευδον), um ihre Eltern wiederzubeleben (110 b, 33–35). Diese waren nach 111

<sup>77</sup> Soweit ich sehe, erstmals von Bürger 1903, 8, Anm. 2.

b, 12–15 fünf Jahre im Todeszustand. So lange währte also auch die Irrfahrt der Geschwister<sup>78</sup>.

Theoretisch wäre es möglich, daß Derkyllis' Erzählung zwischen (i) und (ii) stattfindet. Derkyllis hätte Deinias dann schon auf Thule vorgefunden. Dagegen sprechen aber folgende Beobachtungen: Erstens heißt es 110 a, 42, Paapis folge den Geschwistern μετ' ἰχνία, was auf eine enge Verfolgung deutet<sup>79</sup>, zweitens geht aus 110 b, 15 klar hervor, daß Deinias von den Ereignissen (iii)–(vii) aus den Erzählungen der Derkyllis erfährt<sup>80</sup>. Die Erzählungen müssen also irgendwann nach der Wiederauferstehung (vi) und den Liebesaffären des Mantinias (vii) stattgefunden haben.

Eine Möglichkeit wäre, sie zwischen (viii) und (ix) zu lokalisieren, also nach der Heilung von der Verzauberung des Paapis durch Azoulis. Dagegen spricht aber zweierlei: Zum einen scheint die Rückverwandlung der Geschwister mit der Belehrung, wie sie ihre Eltern in Tyros erlösen können, unmittelbar verbunden. Mit dieser rettenden Information eilen die Geschwister nach Hause (ix). Hier bliebe wenig Zeit für die ausführliche Erzählung. Zum anderen ist zu beachten, daß Deinias über Schritt (ix) nicht mehr durch Derkyllis unterrichtet wird, sondern durch Azoulis. Ein naheliegender Grund dafür wäre, daß Derkyllis sofort nach ihrer Entzauberung mit ihrem Bruder in See stach, um ihre Eltern mittels des neu erworbenen Wissens zu erlösen. Andererseits wäre der Wechsel des Erzählers nicht recht verständlich, wenn Derkyllis noch zugegen gewesen wäre und ihren Bericht für Deinias ohne weiteres hätte fortsetzen können. Das bedeutet, der wahrscheinlichste Platz für die Erzählungen der Derkyllis ist der Zeitraum nach der Wiederauferstehung (vi) und vor der Erlösung durch Azoulis (viii). Attraktiv wäre die Annahme, daß Deinias (vielleicht mit Azoulis?) während des Grabaufenthalts der Geschwister nach Thule gelangt ist und sich nach ihrer Wiederauferstehung (oder vielleicht unmittelbar dabei, was besonders pathetisch wäre) in Derkyllis verliebt hätte.

Dagegen spricht aber, daß Mantinias nach der Wiederauferstehung Liebesaffären erlebt, aus denen sich weitere Komplikationen ergeben. Dies alles war noch Gegenstand von Derkyllis' Erzählungen 110 b, 13–15. Derkyllis und Deinias müssen also bereits einige Zeit nach ihrer Auferstehung auf Thule außerhalb des Grabes gelebt haben, ehe Derkyllis Deinias trifft (vorausgesetzt, Deinias und Derkyllis verlieben sich sofort ineinander und die Erzählung der

78 Stephens/Winkler 1995, 111.

79 Vgl. auch Phot. 110 a, 20–22, wo die Geschwister von Astraios in Metapont, ihrer zweiten Station auf der Flucht aus Leontinoi, erfahren, daß Paapis sie κατὰ πόδος verfolge.

80 Dies hebt bereits Bürger 1903, 8, Anm. 2 hervor.

Derkyllis geschieht nicht lange Zeit nach diesem Verlieben)<sup>81</sup>. Der Grund dafür, warum Derkyllis und Mantinias nicht sofort nach ihrer Wiederauferstehung nach Tyros fahren, könnte einerseits in den Komplikationen liegen, die Mantinias erfährt, andererseits darin, daß sie schon im Orakel des Zamolxis erfahren hatten, daß sie auch auf Thule den Weg kennenlernen würden, ihre Eltern zu treffen. Daher dürfte Deinias (und Azoulis) erst einige Zeit nach der Wiederauferstehung der Geschwister auf Thule auftauchen.

Trotz dieser zeitlichen Verschiebung würde sich die Liebe zwischen Deinias und Derkyllis gerade an dieser Stelle gut in die Struktur des Romans einfügen. Erstens erschiene Deinias, der sich in Derkyllis *nach* ihrem Scheintod verliebt, als glückliche Gegenfigur zum tragischen Erastes Thruskanos, der sich *davor*, recht bald nach ihrer Ankunft, in sie verliebt hatte. Zum anderen würden die Erzählungen der Derkyllis vor Deinias, die Photios (109 a, 26–29) als Teil ihres Liebesverhältnisses schildert, als Gegenstück zu den erotischen Abenteuern wirken, die Mantinias erlebt<sup>82</sup>. Jeder der beiden Geschwister würde also nach seiner Wiederauferstehung auf Thule erotische Erfahrungen machen.

Aus diesen Überlegungen folgt, daß nicht nur Derkyllis ihre Erzählung in der Nacht vorträgt, sondern auch Mantinias seine Liebesabenteuer (vii) in der Nacht erlebt.

2. Diese nächtliche Kulisse hat eine Reihe von Konsequenzen für das Verständnis des gesamten Romans. Auf die Frage, was für das Gewicht des Erotischen daraus zu folgern ist, werde ich im Kapitel 5 (‘Liebe und Verwandtschaft’) genauer eingehen, die intertextuellen Beziehungen zu den ebenfalls nachts spielenden Apologoi der Odyssee habe ich in Kapitel 2 (‘Derkyllis und Odysseus’) beleuchtet. Hier soll darauf hingewiesen werden, daß auch die Art und Weise, wie der Schauplatz Thule dem Leser des Romans präsentiert wird, von der Idee der nächtlichen Kulisse wesentlich bestimmt ist.

Bereits der Antike war bekannt, daß im hohen Norden das Verhältnis von Tages- und Nachtlänge im Laufe des Jahres viel stärker variiert als in der Mittelmeerregion: lange Tage im Sommer, lange Nächte im Winter, nördlich eines gewissen Breitengrades sogar mit Phasen permanenter Helligkeit bzw. Dunkelheit. Daß auch Antonios Diogenes dieses Phänomen kannte und in den ‚Apista‘ thematisierte, zeigt sich im Photiosreferat, wenn die Sprache auf

---

81 Diese Überlegung spricht auch gegen die Rekonstruktion Reyhls 1969, 118: „Deinias trifft dort [d.h. auf Thule] Derkyllis in einem Grabe an, in dem sie scheinotot beigesetzt worden war. Derkyllis – wie Dornröschen – von Liebe zu ihrem Befreier erfaßt, erzählt dem lauschenden Deinias ihre Erlebnisse ...“.

82 Diese Parallelität wurde schon von Merkelbach 1962, 230, Anm. 2 kurz hervorgehoben.

die Reise des Deinias in die Regionen ‚jenseits von Thule‘ im 24. Buch kommt (110 b, 38–111 a, 4):

καθ' ἦν πλάνην τὰ ὑπὲρ τὴν Θούλην ἄπιστα θεάσασθαι νῦν ἀπαγγέλλων εἰσάγεται Κύμβα, ἐκεῖνα λέγων ἰδεῖν ἃ καὶ οἱ τῆς ἀστροθεάμονος τέχνης σπουδασταὶ ὑποτίθενται, οἷον ὡς ἔστιν ἐνίοις δυνατὸν κατὰ κορυφὴν τὴν ἄρκτον εἶναι, καὶ τὴν νύκτα μηνίαιαν, καὶ ἔλαττον δὲ καὶ πλέον, καὶ ἑξαμηνίαϊαν δέ, καὶ τὸ ἔσχατον ἐνιαυσιαίαν· οὐ μόνον δὲ τὴν νύκτα ἐπὶ τοσοῦτον παρατείνεσθαι, ἀλλὰ καὶ τὴν ἡμέραν ταύταις συμβαίνειν ἀνάλογον.

„Er [d. h. Deinias] wird eingeführt, wie er Kymbas erzählt, auf dieser Irrfahrt die unglaublichen Dinge jenseits von Thule gesehen zu haben, wobei er sagt, das gesehen zu haben, was auch die, die sich eifrig der Sternbeobachtung ergeben haben, vermuten, z. B., daß es manchen [Völkern im Norden] möglich ist, daß der Bär am Zenith und die Nacht einen Monat lang ist, mal weniger, mal mehr und sogar sechs Monate lang und im Extremfall ein ganzes Jahr. Daß sich aber nicht nur die Nacht so weit ausdehne, sondern daß der Tag sich analog verhalte.“

Der Text ließe sich so auffassen, daß die Gegenden jenseits von Thule pauschal betrachtet werden. Demnach würde die Länge der Nacht im Laufe der Zeit kontinuierlich wachsen, bis sie die Länge eines ganzen Jahres hat, und dann wieder zurückgehen. Diese Nächte würden sich jeweils mit entsprechend langen Tagen abwechseln. Dieses Modell hätte aber mit den wirklichen Verhältnissen kaum etwas zu tun (allein auf dem Nordpol gibt es eine Abfolge von sechs Monaten Tag und sechs Monaten Nacht, aber dies ist dort ein konstanter Wechsel). Postuliert man dagegen für Antonios eine (wenn auch nur verschwommene) Kunde von der Realität im Norden, müssen wir in dem Photios-Passus die Beschreibung unterschiedlicher geographischer Breitengrade sehen: Auf einer bestimmten Höhe gibt es im Winter eine einmonatige Nacht, der analoge einmonatige Tag liegt in der anderen Hälfte des Jahres. Wenn man nördlicher kommt, verlängert sich die Dauer des permanenten Tages im Sommer und die der permanenten Nacht im Winter entsprechend. Mit der geographischen Wirklichkeit unvereinbar wäre dabei allein die Vorstellung, daß in extrem nördlichen Regionen die Nacht und der Tag länger als ein halbes Jahr dauern könnten<sup>83</sup>.

Da Photios das Phänomen der Mitternachtssonne erst für die Region jenseits, d. h. nördlich von Thule, hervorhebt, ist anzunehmen, daß es im Thule des Antonios Diogenes noch nicht herrscht<sup>84</sup>. Da aber, wie oben ge-

83 Fusillo 1990, 87, Anm. 30 weist darauf hin, daß die Vorstellung einer ganzjährigen Nacht nur hier begegnet, und vermutet zu Recht „un' intenzionale iperbole poetica“.

84 Anderswo findet sich allerdings die Auffassung, daß es auf Thule Mitternachtssonne gab. Ein Zeugnis ist Serv. Verg. georg. 1, 30 (Antonios Diogenes test. 2 bei Stephens/Winkler 1995, 120) *in hac Thyle, cum sol in cancro est, dies continuus sine noctibus esse dicitur*.

zeigt, aus dem Photios-Referat das Bewußtsein spricht, daß das Verhältnis von Tag und Nacht desto ungleichgewichtiger wird, je nördlicher man kommt, kann angenommen werden, daß derartige Verhältnisse (ohne Mitternachtssonne) in Antonios Diogenes' Schilderung der Insel vorkamen. Die Südländer, deren Wege er sich auf Thule kreuzen läßt, erleben den Wechsel von Tag und Nacht also in einer gegenüber ihrer mittelmeeerischen Heimat verzerrten Form.

Diese – dem geographisch gebildeten Leser im Prinzip wahrscheinlich bekannten – Tages- und Nachtverhältnisse auf Thule zwei Personen erleben zu lassen, die sich in einem Zustand wie Derkyllis und Mantinias befinden, muß als eine geniale Kombination verschiedener Gattungselemente erscheinen: Man hat darauf hingewiesen, daß in den ‚Apista‘ mehrere Gattungen der romanhaften Literatur aufeinander treffen, neben der Philosophenlegende und dem idealisierenden Liebesroman die erotische Zaubergeschichte und die phantastische Reiseerzählung. Mit Deinias und Derkyllis treffen sich auf Thule die Exponenten dieser beiden Bestandteile des Romans, Deinias, der auf der Suche nach Wissen (109 a, 13–14 κατὰ ζήτησιν ἱστορίας) in der Welt herumreist, Derkyllis, die vom Zauberer Paapis verfolgt und verhext wird. Würde Deinias dort nicht auf Derkyllis treffen, erschiene Thule und die dortigen Mirabilien nur als weitere Station auf der Welterkundung des Deinias. Durch das Treffen mit Derkyllis und die Einlage ihres über die meisten Bücher des Romans sich erstreckenden Berichts erfährt der Ort aber eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Denn nun erlebt Deinias (und mit ihm der Leser des Romans) ein hervorstechendes Mirabile Thules (den radikalen Wechsel von Tages- und Nachtlänge im Laufe des Jahres) nicht nur als Betrachter, mit den Augen des Forschungsreisenden, sondern auch aus der Perspektive von Menschen, für die jener Wechsel im wahrsten Sinne zu einer Frage von Leben

---

*multa praeterea miracula de hac insula feruntur, sicut apud Graecos Ctesias et Diogenes, apud Latinos Sammonicus dicit.* Aus dieser Notiz kann nicht entnommen werden, ob Antonios Diogenes das Phänomen der Mitternachtssonne auf Thule behandelt hat, da er für *multa praeterea miracula* angeführt wird. Nach anderen Autoren waren auf Thule Tag und Nacht jeweils sechs Monate lang (z. B. Plin. nat. 4, 104); Prok. Goth. 2, 15, 6 spricht von 40 Tagen Mitternachtssonne (er identifiziert Thule mit Skandinavien). Die Auffassung, daß Thule zu südlich liege, als daß dort Mitternachtssonne herrscht, kann sich auf Tac. Agr. 10, 4 berufen, wo gesagt wird, daß Thule bei der Umsegelung der Orkaden gesichtet worden sei (vgl. Bowie 2002, 59, der die Möglichkeit erwägt, daß Antonios Diogenes durch die Veröffentlichung von Tacitus' ‚Agricola‘ zur Beschäftigung mit Thule angeregt worden sein könnte, und daraus das Jahr 98 n. Chr. als terminus post quem für die Entstehung der ‚Apista‘ gewinnen will). Könnte man voraussetzen, daß auch in Thule dem Brauch gefolgt wurde, Tote erst am dritten Tage zu begraben (vgl. Kurtz/Boardman 1971, 144–146), so müßte Mitternachtssonne als Kulisse für das Geschehen vorausgesetzt werden. Allerdings begegnet im antiken Roman, gerade im Zusammenhang mit dem Begräbnis Scheintoter, auch eine eilige Bestattung am selben Tag, Chariton 1, 5, 7, Xen. Eph. 3, 7, 4.

und Tod geworden ist. Auf diese Weise erhält ein Element der Reisefabulistik, das, so wunderbar es in Ohren des Südländers klingen mag, doch zum bloßen Buchwissen zu verblassen droht, eine neue Intensität, indem es durch Verbindung mit der erotischen Zaubergeschichte ins Existentielle transponiert wird.

Wie sorgsam die Zauberhandlung auf den Schauplatz abgestimmt ist, wird deutlich, wenn man den Zustand der Geschwister mit dem ihrer Eltern im mediterranen Tyros vergleicht: Diese erleben dort, wo Tages- und Nachtlänge im Laufe des Jahres weitgehend ausgeglichen sind und den Erfahrungen des Publikums der ‚Apista‘ entsprechen, einen *permanenten* Todeszustand, während die Geschwister in einen Zustand versetzt sind, der die besonderen Verhältnisse Thules wie ein Verstärker behandelt.

Aber Deinias trifft nicht bloß auf das verhexte Geschwisterpaar und verliebt sich in Derkyllis, sondern diese wird – im Zustand der Verhexung – zur zentralen Ich-Erzählerin des Romans erhoben. Da diese Erzählung durch die Ausdehnung der thulitischen Nacht begrenzt wird, läßt sich sagen, daß sich das Mirabile sogar auf die Gesamtstruktur des Romans niederschlägt. Das gilt umso mehr, wenn eine der Pointen des Romans darin liegt, daß die extreme Ausdehnung seiner zentralen Ich-Erzählung<sup>85</sup> mit der extremen Lage ihres Schauplatzes, der *ultima Thule*, korrespondiert und so das Vorbild der Odyssee übertrifft<sup>86</sup>.

Es erweist sich also, daß die beiden Komponenten ‚Reisefabulistik‘ (hierhin gehört das Element ‚Tag und Nacht auf Thule‘) und ‚erotische Zaubergeschichte‘ (hierhin das Element ‚verhextes Mädchen, das nur nachts lebt‘), die auf den ersten Blick so heterogen wirken, sich auf Thule auf glücklichste verbinden, d. h. dort, wo sich auch ihre jeweiligen Exponenten Deinias und Derkyllis in Liebe vereinen.

## 5 Liebe und Verwandtschaft in den ‚Apista‘

Eine der wichtigsten Fragen der Antonios-Diogenes-Forschung zielt auf den Raum, den das Erotische in den ‚Apista‘ einnahm. Die Antwort betrifft nicht nur den Inhalt des Textes, von ihr hängt auch ab, wie eng man das Verhältnis der ‚Apista‘ zu den fünf erhaltenen idealisierenden Liebesromanen sehen will. Diesen Zusammenhang zwischen Erotik und Gattungstradition hat schon Photios am Ende seines Referats angedeutet, wenn er einen Einfluß der

85 Müller 2006, 428 spricht treffend von einer Potenzierung des Darstellungsprinzips der Apologoi bei Antonios; diese entsteht durch die Vervielfältigung der Einlagen, aber auch durch die Ausdehnung der Derkyllis-Erzählung.

86 Diese These vertritt ich im Kapitel 2: ‚Derkyllis und Odysseus‘, S. 20.

‚Apista‘ auf Jamblich, Achilleus Tatios und Heliodor behauptet, der sich nicht nur auf die Themen ‚Irrfahrt, Raub und Gefahren‘, sondern auch auf das der Liebe beziehe: Derkyllis und ihre Liebhaber Keryllos, Thruskanos und Deinias erscheinen, so Photios, als Vorbilder für die Liebespaare der späteren Liebesromane (Phot. 111 b, 32–42)<sup>87</sup>.

Auf diese Einschätzung des Patriarchen beruft sich Rohde 1914, 275 grundsätzlich, betont aber zugleich (274), „wie spärlich und fast schüchtern in dieser Fabel die erotischen Elemente“ verwendet seien<sup>88</sup>. Diese Zurückhaltung erklärt er damit, daß die ‚Apista‘ einer der frühesten Texte seien, welche erotische Novelle und Reisefabulistik in eine Verbindung brachten, die seiner Meinung nach auch den späteren Liebesromanen zugrunde liegt<sup>89</sup>.

Rohdes Einschätzung eines zurückhaltenden Gebrauchs der Erotik in den ‚Apista‘ ist später widersprochen worden, vor allem von Zimmermann 1936b, 315–317, sowohl mit Blick auf den damals gerade publizierten Papyrus PSI 1177 als auch nach einer Neuinterpretation des Photios-Referats. Dieser Position Zimmermanns pflichtet Reyhl 1969, 80–84 nach einer erneuten Durchmusterung des Materials bei („... im Kern ein Liebesroman ...“, S. 80), während die jüngste Behandlung des Themas durch Stephens/Winkler 1995, 109 f. sich wieder Rohde annähert (freilich ohne dessen Theorie zur Genese zu übernehmen)<sup>90</sup>. Da auch einer der jüngsten Neufunde (P. Oxy. 4761) ein erotisches Thema betrifft, aber auch schon länger publizierte Fragmente sowie Parallelen aus anderen Romanen m. E. für die Frage noch nicht hinlänglich ausgewertet wurden, sei das Problem hier erneut ausführlicher behandelt.

Wenn es in den ‚Apista‘ ein zentrales Liebespaar gibt, so sind es Derkyllis und Deinias. Den Bericht der Derkyllis, der die meisten Bücher des Werkes<sup>91</sup> umfaßte, vernimmt Deinias als ihr Liebhaber auf Thule (Phot. 109 a, 26 u. 29), später nennt Photios ihn<sup>92</sup> und Derkyllis als Modell für Paare späterer Liebesromane (111 b, 41–42), und nach weiteren Expeditionen wird Deinias auf seinen Wunsch im Schlaf nach Tyros versetzt und lebt dort bei Derkyllis und ihrer Familie (111 a, 11–19), übergibt ihr die Verwaltung seines Nach-

87 Vgl. dazu unten S. 31. Morgan 1985, 489 betont zu Recht, daß Photios' Annahme dieses Einflusses auf der irrigen Ansicht beruht, die ‚Apista‘ seien nicht lange Zeit nach Alexander dem Großen entstanden (112 a, 3–4). Weitere äußere Evidenz für seine Ansicht hatte Photios nicht. Davon unberührt ist aber die Tatsache, daß Photios eine allgemeine genetische Verwandtschaft zwischen den genannten Liebesromanen und den ‚Apista‘ empfunden hat (so Morgan 1985, 488).

88 Vgl. auch Rohde 1914, 274: „Das bestimmende Motiv des Ganzen war aber die Liebe nicht, sondern nur ein gelegentliches Reizmittel ...“

89 Dieser Auffassung widerspricht schon Bürger 1903, bes. 10 f., zuletzt Stephens/Winkler 1995, 110, Anm. 17.

90 Vgl. die Kritik an Rohde bei Stephens/Winkler 1995, 110, Anm. 17.

91 Zur Evidenz für die Buchzahl der Derkyllis-Erzählung vgl. unten Anm. 106.

92 Freilich nicht nur ihn, vgl. unten!

lasses und wird neben ihr begraben. Freilich lassen sich zu allen diesen Indizien Details anführen, die es fraglich erscheinen lassen, ob diese Liebesbeziehung von denen der Liebesromane nicht erheblich verschieden ist und ob ihnen nicht eine grundsätzlich geringere Aufmerksamkeit zuteil wird als den zentralen Paaren dort: So hören wir bei Photios von keiner Hochzeit am Schluß, und auch in den Grabinschriften ist keine Ehe zwischen beiden erwähnt<sup>93</sup>. Weiterhin bricht Deinias in 110 b, 33–38 nicht zusammen mit seiner Geliebten und ihrem Bruder von Thule nach Tyros auf. Äußerer Zwang dazu wird von Photios nicht erwähnt, wir können vermuten, daß er seinen Drang nach Wissen durch die Ausdehnung der Reise ὑπὲρ τὴν Θούλην noch erweitern will (110 b, 37).

Ferner muß damit gerechnet werden, daß Derkyllis vor Deinias noch andere Liebesbeziehungen hatte. Denn Photios nennt 111 b, 41–42 in einem Zug mit Deinias auch Keryllos und Thruskanos. Daß diese – wie Deinias – (wiedergeliebte) Liebespartner der Derkyllis waren, könnte nicht nur dadurch nahegelegt werden, daß sie gleichberechtigt neben Deinias aufgezählt werden, sondern auch dadurch, daß zuvor die Liebespaare der Romane des Jamblich, des Achilleus Tatios und des Heliodor genannt werden, so als sei die Vierergruppe Derkyllis, Keryllos, Thruskanos, Deinias das Pendant zu den Liebespaaren der anderen Romane. Thruskanos ist der thulitische ἐραστής διὰ πύρος (110 b, 5), der angesichts der vermeintlich toten Geliebten zuerst Paapis und dann sich selbst tötet. Neben der eben erwähnten Auflistung bei Photios haben wir kein weiteres positives Indiz für die Annahme, daß Derkyllis seine Liebe erwiderte. Wäre sie einseitig gewesen, so wäre Thruskanos eine sympathische Variante seines Opfers Paapis, dessen Nachstellungen in Tyros erotisch motiviert gewesen zu sein scheinen und der dabei – trifft unsere Deutung von PSI 1177 zu<sup>94</sup> – als Abbild einer Figur aus einem genuin erotischen Mythos (Tereus und Philomela) erscheint<sup>95</sup>.

Bei Keryllos, dem neben Deinias und Thruskanos dritten von Photios genannten Liebhaber der Derkyllis, verhalten sich die Dinge jedoch anders: Ein Hinweis darauf, daß Derkyllis seine Liebe erwiderte, könnte darin liegen, daß er Derkyllis zusammen mit dem weisen Astraios nach der Trennung von

93 Reyhl 1969, 82 meint, die Ehe aus den übrigen Angaben über ihr Zusammenleben in Tyros erschließen zu können und vermutet hinter der ebenfalls begrabenen Lysilla (Phot. 111 b, 11) die Tochter des Paares; vgl. aber Stephens/Winkler 1995, 110, die darin die thulitische Geliebte des Mantinias erblicken. Vgl. dazu unten Anm. 114.

94 Oben Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘.

95 Zum Selbstmord über dem Grab der vermeintlich toten Geliebten als Romanmotiv vgl. Fusillo 1990, 86 f., Anm. 25, mit Verweis u. a. auf Achill. Tat. 3, 16–17; zum Motiv des hilfreichen und sympathischen Rivalen in den idealisierenden Liebesromanen (z. B. Melite bei Achilleus Tatios) vgl. Fusillo 1990, 86, Anm. 25 mit Verweis auf den Räuber Amphinomos Xen. Eph. 4, 6, 5–7.

ihrer Bruder über weite Strecken ihrer Reise begleitet, bis er von den Asstyern (110 a, 3) hingerichtet wird<sup>96</sup>. Wäre seine Liebe einseitig, so müßte man sich vorstellen, daß Derkyllis sich seinen Annäherungen widersetze. Dann fragt man sich aber, wie er bis zu seinem Tode ihr Reisebegleiter bleiben konnte<sup>97</sup>. Also müßte man annehmen, Keryllos hätte die Ablehnung durch Derkyllis frühzeitig akzeptiert. Borgogno 1975, 61 verweist in diesem Zusammenhang auf die Rolle des Dionysios bei Chariton. Aber im Gegensatz zu diesem und anderen idealisierenden Romanen fehlte ein plausibles Motiv für die Enthaltbarkeit der Heroine, da Derkyllis Deinias erst nach Keryllos und Thruskanos trifft<sup>98</sup>.

Aber immerhin wird die Liebesbeziehung mit Deinias als Rahmen für die Erzählungen der Derkyllis von Photios in 109 a, 26 benannt, und es ist natürlich möglich, daß Antonios Art und Weise des gegenseitigen Sich-Verliebens durchaus Raum in seiner Darstellung gewidmet hat. Dennoch gilt: Diese Liebesbeziehung bleibt nur der *Rahmen* für eine den weitaus größten Teil des Romans umfassende Erzählung über eine Periode, in der Derkyllis und Deinias sich noch nicht kannten. Ihr Zusammensein auf Thule scheint keinen Bedrohungen von außen ausgesetzt zu sein und muß dem Leser als vorwiegend aus dem Erzählen der Derkyllis und dem Zuhören des Deinias bestehend erschienen sein<sup>99</sup>.

96 Die Begleiterrolle des Keryllos hebt Bürger 1903, 12 bereits angemessen hervor.

97 Kaum glaublich scheint mir die Annahme von Reyhl 1969, 81: „Sein Tod befreit sie [Derkyllis] von seinen Anträgen.“

98 Aus diesem Grund muß Reyhl 1969, 18 zu der wenig glaubhaften Konstruktion greifen, Derkyllis habe sich schon in Tyros in ein Traumbild des Deinias verliebt und halte ihm deswegen im folgenden die Treue. Reyhls Hypothese basiert auf der durch kein positives Indiz gesicherten Annahme, P. Mich. inv. 5 (dort Z. 17–21 die Erwähnung eines καλὸν εἶδωλον, das einer Tochter erscheint) stamme aus den ‚Apista‘, vgl. dazu aber skeptisch Stephens/Winkler 1995, 174.

99 Vgl. Di Gregorio 1968, 210–211 und Stephens/Winkler 1995, 110, besonders zum letzten Punkt: „Derkyllis’s relation to Deinias seems to have consisted entirely in trading stories on Thule.“ 116: „The lovers Deinias and Derkyllis do not have adventures together, they do not woo, they narrate.“ Auch wenn Photios die Erotik in seinem Referat der ‚Aithiopika‘ des Heliodor zugunsten anderer Aspekte (wie z. B. der Magie, vgl. Gärtner 1969, 52 f. zur ausführlichen Wiedergabe der Totenbeschwörung aus Heliodor 6, 14–15 bei Phot. 50 b, 37–51a, 7, zur nur knappen Darstellung der Liebesbeziehung Reyhl 1969, 9) vernachlässigt, wird dort immer noch die zentrale Stellung der Liebe von Charikleia und Theagenes deutlich (Phot. 50 a, 17–20, zu Beginn der Inhaltsangabe: Ἐρωτα μὲν ἀνδρὸς ὑφαίνει καὶ γυναικὸς ... Καὶ ἔστιν αὐτῶ ἡ τοῦ δράματος ὑπόθεσις Χαρίκλεια καὶ Θεαγένης σὺμφρονες ἀλλήλων ἔρασταί, 24–26 πρὸς ἀλλήλους ἔρωσ ἀπὸ τῆς ὀψεως, καὶ νόσος Χαρικλείας ἀπὸ τοῦ ἔρωτος. Vgl. auch in dem knappen, auf eine Inhaltsangabe verzichtenden Referat des Romans des Achilleus Tatios (Phot. bibl. cod. 87, 66a, 16) Ἔστι δὲ δραματικόν, ἔρωτάς τινος ἀτόπους ἐπεισόγιον. Die einzige Erwähnung einer Liebesbeziehung zwischen Derkyllis und Deinias im Photios-Referat wirkt dagegen eher beiläufig (109 a, 25–29: Ἐν ταύτῃ τῇ

Ein weiteres mögliches Hindernis für die Schilderung einer intensiveren Liebesbeziehung zwischen Derkyllis und Deinias könnte aber noch in einem anderen Punkt liegen. Anders als die Paare der idealisierenden Liebesromane sind beide durch eine beträchtliche Anzahl Lebensjahre voneinander getrennt<sup>100</sup>. Derkyllis stirbt mit ‚39 Jahren und 760 Nächten‘ und überlebt<sup>101</sup> damit Deinias, der mit 125 Jahren gestorben ist<sup>102</sup>. Nimmt man diese letzte Zahl wörtlich, so entsteht das groteske Bild eines neunzigjährigen Liebhabers auf Thule, und vielleicht liegt der Angabe eine ratio zugrunde, die wir nicht verstehen<sup>103</sup>. Aber in jedem Fall zeigt Deinias’ Hinweis auf seine fortgeschrittenen Jahre gegenüber dem arkadischen Gesandten Kymbas (109 b, 3–7), daß er zu diesem Zeitpunkt (in Tyros) schon ein beträchtliches Alter haben muß<sup>104</sup>.

Gleichwohl ist die Möglichkeit zu prüfen, ob die nächtlichen Erzählungen der Derkyllis Antonios auch Gelegenheit zur Schilderung erotischer Aktivitäten zwischen ihr und ihrem Geliebten Deinias geboten haben, mag ihr Altersunterschied noch so groß sein. Immerhin erscheinen Gespräche und Erzählungen auch in den erhaltenen Romanen als Zeitvertreib von Liebespaaren<sup>105</sup>. Besonders stark könnte dieser Aspekt hervortreten, wenn die Bücher (vielleicht 22<sup>106</sup>) auf eine entsprechende Anzahl Nächte verteilt ge-

---

Θούλη Δεινίας κατ’ ἔρωτος νόμον ὀμιλεῖ Δερκυλλίδι ... Ταύτην Δεινίας ὀμιλῶν ἀναμνησάνει ...).

- 100 Die Paare der Liebesromane sind zudem jünger; Fusillo 1990, 18 f. betont zu Recht, daß in der Gestalt des reifen Helden das Epos (vor allem Odysseus) eingewirkt haben dürfte. Zur Parallele in der ‚Historia Apollonii‘ vgl. unten S. 38–39.
- 101 Wohl zu entnehmen aus Phot. 111 a, 27–29, vgl. Stephens/Winkler 1995, 111
- 102 Phot. 111b, 15–18.
- 103 Vgl. die Diskussion verschiedener Erklärungsmöglichkeiten bei Stephens/Winkler 1995, 111 f., unter denen die Annahme, Deinias’ in Arkadien verbrachte Jahre seien ‚arkadisch‘ gezählt, d. h. ein Jahr bestehe nur aus drei Monaten, am wenigsten problematisch ist; Deinias wäre dann 61 Jahre alt geworden.
- 104 Wenn ἄρα τῷ παίδι in Phot. 109 a, 14 bedeutet, daß Deinias mit seinem Sohn zusammen reist, wäre das ein weiterer Hinweis auf sein fortgeschrittenes Alter, vgl. aber Stephens/Winkler 1995, 122 mit Anm. 34, die für ‚Sklave‘ plädieren.
- 105 Vgl. z. B. Xen. Eph. 5, 15, 1 oder Long. 1, 27 und 3, 23 (Daphnis erzählt Chloe die Aitia von Ringeltaube und Echo), vgl. Schissel von Fleschenberg 1912, 105; aber schon Odysseus und Penelope füllen im ψ die erste Liebesnacht nach ihrer Wiedervereinigung mit Erzählungen ihrer Schicksale.
- 106 Die Unsicherheit unserer Kenntnis über das Ausmaß der Derkyllis-Erzählung sollte im Auge behalten werden. Nach Phot. 110 b, 16–19 endete sie mit dem 23. von insgesamt 24 Büchern (Phot. 109 a, 7); daß sie im zweiten Buch begann, ist ein reiner Analogieschluß (vgl. Holzberg 2006, 77: „... wahrscheinlich waren es 22 [sc. Bücher] ...“, Paulsen 2004, 361: „... die in den Büchern II–XXIII berichtete Haupthandlung ...“; Schissel von Fleschenberg 1912, 106 schließt sogar aus der Tatsache, daß die Abenteuer, die Deinias alleine erlebt, erst in der zweiten Hälfte von Buch 24 einsetzen, sein Aufenthalt auf Thule (und damit die Erzählungen der Derkyllis) habe bereits im

wesen wären, wie dies im Anschluß an einen Gedanken Bürgers<sup>107</sup> Schissel von Fleschenberg erstmals vertrat<sup>108</sup>. Denn dann wäre zu Beginn jedes Buches ein neues Treffen zwischen den Liebenden beschrieben worden, bei dem jedesmal Platz für Erotisches zwischen Derkyllis und Deinias gewesen wäre<sup>109</sup>. In der Tat hat Zimmermann 1936b, 315 f. eine solche buchtechnische Organisation der Derkyllis-Erzählung als Indiz dafür gewertet, „daß ἐρωτικὰ παθήματα das ganze geradezu beherrschten“<sup>110</sup>. Freilich bedarf die zugrundeliegende Hypothese, daß die Einzelbücher der Derkyllis-Erzählung Nächten entsprachen, einer erneuten Prüfung:

Die Hypothese basiert auf der richtigen Annahme, daß Derkyllis ihre Erzählungen vor ihrer und ihres Bruders Entzauberung durch Azoulis vorträgt, sie also nur nachts stattfinden können<sup>111</sup>. Daß diese Erzählungen auf verschiedene Nächte verteilt sind, wird freilich durch nichts anderes nahegelegt als ihre beträchtliche Länge<sup>112</sup>. Aber die Möglichkeit einer Erzählung, die mehrere Bücher umfaßt und dennoch während nur *einer* Nacht stattfindet, sollte ebenfalls erwogen werden. Denn dafür geben die Apologoi der Odyssee ein Beispiel. Die größere Länge der Derkyllis-Erzählung könnte damit erklärt worden sein, daß die Winternächte auf Thule sehr lang werden können. Daß diese Expansion der Erzählung in einer Verknüpfung mit dem extremen

---

ersten Buch begonnen. Freilich bestätigen die Papyrusfunde, die sämtlich der Derkyllis-Erzählung zuzuweisen sind, die Vermutung, daß diese den größten Teil des Romans umfaßt habe.

107 Bürger 1903, 8, Anm. 2.

108 Schissel von Fleschenberg 1912, 106. Seine Annahme liegt auch der Behandlung der ‚Apista‘ in einigen neueren Handbüchern zugrunde: Holzberg 2006, 77 und Paulsen 2004, 362.

109 Vgl. Schissel von Fleschenberg 1912, 108: „Speziell bei Antonios Diogenes enthält er [d. h. der verbindende Teil zwischen den Erzählungen] ... ἐκφράσεις erotischer Szenen.“ Die sich hier leicht einstellende Assoziation mit den Erzählungen aus 1001 Nacht wurde schon von Bürger 1903, 8, Anm. 2 vermerkt, vgl. zuletzt Paulsen 2004, 362: „... der gebannte Zuhörer Deinias ..., in Derkyllis verliebt wie der grimmige Sultan aus 1001 Nacht in Scheherazade.“

110 Schissel von Fleschenberg selbst (1912, 106 f.) veranschlagt den Anteil des Erotischen gleichwohl geringer: „Das erotische Element stellt ... keinen integrierenden Bestandteil des Werkes, sondern nur ein technisches Mittel im Dienste seiner Komposition dar“, vgl. auch Schissel von Fleschenberg 1912, 107, Anm. 2, gegen Rohdes These von einer engen Verwandtschaft zwischen den ‚Apista‘ und den sophistischen Liebesromanen. Aufgrund der von ihm postulierten Erzählstruktur sieht Schissel von Fleschenberg 1912, 107 f. die ‚Apista‘ vor allem in Nähe zum *sermo Milesius*, wie er in Novellenkränzen Lukians vorliege (Πλοῖον, Φιλοψευδεῖς, Τόξαρις). Kritisch zu Schissel von Fleschenbergs These im allgemeinen Swain 1999, 20 f.

111 Vgl. das Kapitel 2: ‚Derkyllis‘ Erzählungen‘!

112 Bürger 1903, 8, Anm. 2: „Da die Abenteuer der Derkyllis den größten Teil des eigentlichen Romans ausmachen, hat ihre Erzählung gewiß eine Anzahl von Nächten in Anspruch genommen ...“.

Schauplatz gerade eine Pointe der ‚Apista‘ gewesen sein könnte, habe ich im Kapitel 2 ‚Derkyllis und Odysseus‘ dargelegt.

Aber nicht nur fehlen Indizien, die Schissel von Fleschenbergs Hypothese wirklich nahelegen; seit 1974 verfügen wir mit P. Oxy. 3012 über ein Stück Originaltext aus den ‚Apista‘, das klar dagegen spricht, aber in seiner Bedeutung für die hier diskutierte Frage offenbar noch nicht erkannt wurde:

Wie im Kapitel 2 (‚Derkyllis und Odysseus‘) näher ausgeführt, ist das Fragment wahrscheinlich der Anfang eines Buches der ‚Apista‘, und zwar aus der Derkyllis-Erzählung. Die Buchzäsur liegt (möglicherweise in bewußtem Anschluß an die Odyssee<sup>113</sup>) mitten in der Erzählung der Derkyllis. Von der Erwähnung eines Wiederanbruchs der Nacht, wie man ihn nach Schissel von Fleschenbergs Hypothese an dieser Stelle erwarten sollte, fehlt jede Spur. Der Auffassung, daß die Bücher der Derkyllis-Erzählung Nächten entsprechen, scheint so die Grundlage entzogen. Damit entfällt auch eine wichtige, regelmäßig und an der exponierten Stelle des Buchanfangs wiederkehrende Gelegenheit zur erotischen Ausgestaltung der Beziehung zwischen Derkyllis und Deinias. Allerdings wird man auch angesichts von P. Oxy. 3012 feststellen, daß prinzipiell Raum für eine solche Ausgestaltung bestanden hat (wenn auch nicht in der von Schissel von Fleschenberg u. a. angenommenen Form). Denn das Fragment zeigt ja, daß innerhalb des Berichts auf die Rahmenhandlung zurückgelenkt werden konnte: So spricht Derkyllis Deinias an und schildert ihm ihre Schwierigkeiten, das Erlebte zum Ausdruck zu bringen. Daher ist es gut denkbar, daß an anderen Stellen auch ein erotisches Verhältnis zwischen der Erzählerin und ihrem Zuhörer thematisiert wurde. Diese erotischen Szenen dürften dann aber schwerlich so regelmäßig und exponiert präsentiert worden sein, wie Zimmermann und andere sich das vorstellten.

Derkyllis' Bruder Mantinias erlebt – wohl in Analogie zur Liebesbeziehung seiner Schwester mit Deinias – nach seiner ‚Wiederauferstehung‘ Liebesabenteuer auf Thule, aus denen sich offenbar zahlreiche Verwicklungen ergeben. Die Worte, die Photios in diesem Zusammenhang gebraucht (110 b, 13 καὶ τοὺς ἔρωτας Μαντινίου, καὶ ὅσα διὰ τοῦτο συνέβη) klingen wenig spezifisch. Selbst wenn mit ἔρωτες die Beziehung zu nur *einer* Frau (oder einem Mann?) gemeint ist, kann sie nicht sehr intensiv gewesen sein und erscheint im Gefüge des Romans nur als Episode<sup>114</sup>.

113 Vgl. das Kapitel 2: ‚Derkyllis und Odysseus‘!

114 Stephens/Winkler 1995, 110 vermuten, daß Lysilla, die neben den anderen Familienmitgliedern in Tyros begraben ist, die thulitische Geliebte des Mantinias ist. Daß sie zu Mantinias gehört (und nicht etwa eine Tochter von Deinias und Derkyllis ist, wie Reyhl 1969, 82 vermutet), wird dadurch nahegelegt, daß alle anderen dort Bestatteten Paare bilden. Gegen eine thulitische Herkunft spräche allerdings ihr griechischer Name; denn zumindest im Falle des Thruskanos scheint sich Antonios um einen

Auch der Neufund P. Oxy. 4761 zeigt Mantinias involviert in erotische Abenteuer<sup>115</sup>: Nach einer ansprechenden Rekonstruktion des Ersteditors Parsons<sup>116</sup> gehört Mantinias (dort in der Form Mantias, Z. 22, genannt) zu einer Gruppe von Jünglingen, die zunächst bei einer Gruppe Frauen bleiben, dann aber (unter seiner Führung?) vor ihnen fliehen, was ein schon vorhandenes Begehren auf Seiten der Frauen gemäß einem in den Zeilen 16–19 ausgeführten Topos<sup>117</sup> noch verstärkt.

Das Bild der ‚Apista‘ als eines Romans, der mit erotischen Motiven anreichert ist, ohne das Thema Liebe (in Form einer Liebesgeschichte) in sein Zentrum zu stellen, wird durch die Papyri insofern bestätigt, als hier erotische Topoi (P. Oxy. 4761: Fliehen und Verfolgen<sup>118</sup>) und Muster erotischer Mythen (PSI 1177: Tereus und Philomela) erkennbar sind, allerdings in Anwendung auf Nebenfiguren<sup>119</sup>. Das Bild der verfolgenden Jungfrauengruppe aus P. Oxy. 4761 zeigt dabei aber geradezu burleske Züge. Allerdings sei auch hier an die Möglichkeit erinnert, daß der Zufall der Überlieferung uns täuscht und wir irgendwann durch einen Papyrusneufund mit einer ausführlichen erotischen Szene zwischen Derkyllis und Deinias konfrontiert werden. Angesichts des bislang vorliegenden Materials scheint diese Möglichkeit aber nicht besonders groß.

Im Zentrum der Haupterzählung, die den weitaus größten Teil des Romans umfaßt haben dürfte, steht nicht ein Liebes-, sondern ein Geschwisterpaar, das seine Heimat gemeinsam (109 a, 37) verlassen muß, zeitweise getrennt (109 b, 12), dann aber wieder vereint Abenteuer erlebt. Wie stark die Bindung zwischen den Geschwistern gewesen sein dürfte, schimmert selbst noch hinter den Worten des Photios hervor, wenn er schildert, welcher Trost für Derkyllis das Wiedertreffen mit Mantinias am Hofe des Ainesidemos in Leontinoi war (Phot. 110 a, 8–10: τῆς ἀπροσδοκῆτος συμφορᾶς ἀνέλπιστον εὕρισκει παραμυθίαν τὸν ἀδελφὸν Μαντινίαν). Wenn Antonios in der Einlei-

---

germanischen Namen bemüht zu haben, vgl. oben Anm. 60. Lysilla als Frauenname Aristoph. nub. 684 und Thesm. 375.

115 Sind sie identisch mit den ἔρωτες, die Mantinias laut Phot. 110b, 13–14 auf Thule erlebt (vgl. Bernsdorff 2006, 7, Anm. 2)?

116 Parsons 2006, 16, genauer besprochen in Bernsdorff 2006, 11 f.

117 Dazu Bernsdorff 2006, 9, Anm. 16 und unten S. 41.

118 Vgl. Anm. 138!

119 Damit soll nicht gesagt werden, daß solche Nebenfiguren in den Liebesromanen fehlen; dort begegnen sie vor allem in Gestalt von Rivalen und Rivalinnen (zur Behandlung des Motivs bei den verschiedenen Romanautoren Fusillo 1990/1999, 70–72; Reardon 1994/1999, 254 f.). Worauf es hier ankommt, ist der – natürlich möglicherweise zufällige und verzerrende – Befund, daß die bislang aufgetauchten Papyri der ‚Apista‘ zwar erotische Motive verwenden, aber nie in Anwendung auf das Paar Derkyllis und Deinias.

tion des Romans einen Widmungsbrief an seine<sup>120</sup> Schwester Isidora anbringt, die – wie Derkyllis – über Bildung verfügt zu haben scheint<sup>121</sup>, dürfte er die so dominante Geschwisterbeziehung der Derkyllis-Erzählung spiegeln wollen. Vielleicht hat der Widmungsbrief darauf auch ausdrücklich Bezug genommen.

Doch noch eine andere verwandtschaftliche Beziehung bestimmt die Derkyllis-Handlung, die zwischen Eltern und Kindern. Gegen ihren Willen, durch die Intrige des Paapis, haben die beiden ihre Eltern in einen Todeszustand versetzt, die Fahrt nach Thule und der dort erlittene Wechsel von Tod am Tage und Leben in der Nacht erscheint nach dem Orakel des Zamolxis als Buße dafür (110 a, 28–34), und sobald sie durch Azoulis das Mittel zur Erlösung ihrer Eltern erfahren, kehren sie nach Tyros zurück, um es anzuwenden (Phot. 110 b, 33–35). Die Leiden und Irrfahrten erscheinen also als Leistung, die erbracht werden muß, um das Unglück zu heilen, das mit dem Eindringen des Paapis in das tyrische Elternhaus seinen Anfang nahm.

Bei der Beschreibung dieses Eindringens betont Photios, wie Paapis alle Angehörigen des *oikos* mißhandelt, neben den Eltern und Geschwistern also auch das Gesinde. Sein Wirken erscheint mithin als die systematische Zerstörung eines *oikos*, und in der Tat zeigt nicht nur das Treffen zwischen Myrto und Derkyllis in PSI 1177, sondern auch die Führerrolle, die dieselbe Myrto in der Katabasis der Derkyllis übernimmt (Phot. 109 a, 39–109 b, 2), welche Bedeutung auch die ‚Familien‘-Beziehung zwischen Sklaven und Herren in den ‚Apista‘ besessen haben dürfte.

Es ist also zu vermuten, daß das zentrale Paar der ‚Apista‘ – die Geschwister Derkyllis und Mantinias – sich in einen größeren Motivzusammenhang fügte, der in der Zerstörung und Wiederherstellung des tyrischen *oikos* durch Paapis besteht. Diese Einsicht sollte davor bewahren, die Verwendung des Geschwistermotivs quellenanalytisch erklären zu wollen, wie Reyhl 1969, 82–83 dies tut: Demnach war in der ägyptischen Vorlage der ‚Apista‘ das Geschwisterpaar nach Landessitte verheiratet, Antonios habe die erotische Verbindung aus moralischen Gründen fallen lassen, sich vom Geschwisterpaar aber nicht lösen können<sup>122</sup>.

Die Dominanz der Verwandtschafts- über die Liebesbeziehung ist nun der griechischen Romantradition nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick und bei Konzentration auf die idealisierenden Liebesromane erscheinen mag. So sei daran erinnert, daß die Wiedervereinigung mit Penelope nur ein – wenn auch wichtiger – Teil der Wiedergewinnung des *oikos* durch Odysseus ist, zu der die

120 Phot. 111 a, 41–42, nicht nachvollziehbar ist mir Schissel von Fleschenbergs 1912, 101 Auffassung, es handele sich um die Schwester des Faustinus.

121 Vgl. Kapitel 6: ‚Zur Technik der Spiegelung in den ‚Apista‘, S. 46.

122 Kritisch dazu auch Fusillo 1990, 28.

Beziehungen zu Telemach, zu Laertes<sup>123</sup> und zu den Dienern ebenfalls gehören<sup>124</sup>. Daß in der romanartigen Literatur der Kaiserzeit an Stelle des zentralen Liebespaares der Liebesromane Verwandte treten können, ist bekannt<sup>125</sup>. Beispiele lassen sich aus der frühchristlichen Literatur (Pseudo-Klementinen), aber auch der paganen Erzählliteratur wie der ‚Historia Apollonii Regis Tyri‘ anführen<sup>126</sup>. Diese ist für einen Vergleich mit den ‚Apista‘ deswegen besonders instruktiv, weil das Element des Erotischen ebenfalls nicht völlig fehlt, aber zugunsten der Verwandtschaftsbeziehungen marginalisiert ist. Auch in der ‚Historia‘ gibt es zwar eine Liebesbeziehung des Haupthelden Apollonios: Die Tochter des Königs Arcestrates verliebt sich in ihn, er heiratet sie und zeugt mit ihr eine Tochter; doch wird das Schicksal dieser Ehefrau nach ihrer Wiedererweckung aus einem Scheintod und ihrer anschließenden Aufnahme im Dianaheiligtum von Ephesos bis zur Wiederbegegnung mit Apollonios in c. 48 ausgeblendet<sup>127</sup>. Statt dessen tritt die gemeinsame Tochter Tarsia neben den Vater in das Zentrum der Darstellung. Dabei nutzt der Autor die Nähe zwischen Vater-Tochter-Beziehung und Liebesbeziehung immer wieder aus, so daß Konstan<sup>128</sup> von der ‚Historia‘ als einer Erzählung sprechen kann, „that is generated by the tension between the relationships of father-daughter and husband-wife.“

Einerseits nämlich droht die Beziehung zwischen Tarsia und Apollonios zeitweise ins Inzestöse abzugleiten; nämlich wenn der Leser über die Begegnung zwischen Tarsia und ihren im Inneren eines Schiffes trauernden Vater, dessen Identität sie nicht kennt, in der Furcht liest, es könne zum Inzest zwischen beiden kommen<sup>129</sup>. Damit hätte sich das Schicksal des Königs Antiochus wiederholt, dessen Inzest mit seiner Tochter Ausgangspunkt des Romans ist (die Schilderung ihrer wunderbaren Schönheit in c. 1 sollte den Leser zweifellos auf eine falsche Fährte locken: Er erwartet, daß dieses schöne Mädchen eine Rolle in einer traditionellen Liebesgeschichte spielen wird, in Wahrheit ist sie aber Opfer eines grauenvollen Inzests!).

---

123 Seiner gedenkt Odysseus nach der ersten Nacht mit Penelope  $\psi$  359–360 neben den Gütern, die ihm die Freier verzehrt haben.

124 Vgl. Konstan 1994, 172.

125 Holzberg 2006, 37.

126 Überliefert in zwei lateinischen Fassungen des fünften und sechsten Jahrhunderts n. Chr., die nach Kortekaas 2004 auf einer griechischen, in der Mitte des dritten Jhd. n. Chr. verfaßten Vorlage basieren.

127 Konstan 1994, 102: „... the drama of their separation and reunion is suspended for the larger part of the novel.“

128 Konstan 1994, 111; zur Verbindung mit dem den Text durchziehenden Motiv des Inzests vgl. Müller 2006, 484 f.

129 Suggestiert z. B. durch die Aufnahme des Blutropfenmotivs in c. 44 aus der Inzestszene des Anfangs in c. 1.

Andererseits trägt das Verhältnis zwischen Apollonios und der Prinzessin Züge einer Vater-Tochter Beziehung<sup>130</sup>. Denn anders als bei den symmetrischen Paaren der Liebesromane ist die hiesige Beziehung in mehrererlei Hinsicht ungleich<sup>131</sup>: Allein die Prinzessin verliebt sich in Apollonios (c. 17, von einer Erwidern der Gefühle hören wir auch im folgenden nie etwas), und im späteren Verlauf (c. 18) erwirkt sie, daß er sie in den Künsten unterrichtet. Möglicherweise ist die große Altersdifferenz zwischen Deinias und Derkyllis in den ‚Apista‘ Teil einer ähnlich motivierten Asymmetrie; allerdings legte das Ausmaß dieser Differenz, sollten wir die Altersangaben richtig verstehen, eine groteske Steigerung des Motivs nahe<sup>132</sup>.

Fassen wir unsere Beobachtungen zu erotischen und verwandtschaftlichen Beziehungen in den ‚Apista‘ zusammen: Obwohl sich nicht sagen läßt, wie ausführlich und intensiv die Liebe zwischen Derkyllis und Deinias bei ihrem Zusammenkommen auf Thule dargestellt wurde, läßt sich doch feststellen, daß ihre Verbindung eher an den Rand des Romans gestellt worden zu sein scheint<sup>133</sup>; ihre Liebe bildet den Rahmen für eine den weitaus größten Teil des Romans umfassende Erzählung über die Zeit vor ihrem Treffen, sie scheint keinen Bewährungsproben ausgesetzt zu sein und tritt neben das für die Handlung zweifellos prominente Geschwisterpaar Derkyllis und Mantinias. Die Bedeutung dieser Liebesbeziehung wird zudem dadurch eingeschränkt, daß Derkyllis *vor* Deinias in Keryllos noch einen weiteren Liebhaber hatte. Die ‚Apista‘ scheinen also ein sehr viel legereres Bild von den erotischen Bindungen zwischen Männern und Frauen gezeichnet zu haben als die meisten der idealisierenden Liebesromane<sup>134</sup>. Dazu paßt auch der gleichzeitige Be-

130 Konstan 1994, 106.

131 Darin das Verhältnis Odysseus-Nausikaa aufnehmend, vgl. Konstan 1994, 105.

132 Wenn die beiden Papyrus-Fragmente PSI 151 und P. Mil. Vogl. 260 (Ende des dritten, Anfang des vierten Jahrhunderts, vgl. Stephens/Winkler 1995, 391–399) Teile aus der griechischen Vorlage der ‚Historia Apollonii‘ enthalten (wofür es freilich kein anderes Indiz als den auch dort auftauchenden Namen Apollonios gibt, Stephens/Winkler 1995, 391 f.), dann könnte sich daran zeigen, daß ähnlich wie in den ‚Apista‘ erotische Motive verstärkt in Verbindung mit Nebenfiguren auftauchen: Denn nach der geläufigen Deutung versucht dort die Frau des Perserkönigs den am Hofe ihres Gatten weilenden Apollonios zu verführen. Abgesehen von der Unsicherheit von Zuschreibung und Rekonstruktion sollte aber im Auge behalten werden, daß natürlich auch in der griechischen Vorlage der ‚Historia‘ auch die zentrale Liebesbeziehung – zwischen Apollonios und der Prinzessin – stärker erotisch gefärbt worden sein könnte als in den lateinischen Fassungen.

133 Prinzipiell gut zusammengefaßt schon von Lesky 1971, 962 f.: „Erotisches ist eingeflochten, ohne daß es in der Weise der (...) Liebesromane im Mittelpunkt stünde.“; ähnlich Müller 1981/2006, 404: „Das erotische Moment behauptet zwar in den *Wundern jenseits von Thule* seine Bedeutung für die Romanhandlung, verliert aber seine ausschließliche Gültigkeit.“

134 Vgl. aber die Bemerkungen zu Achilleus Tatios im folgenden Abschnitt!

deutungszuwachs familiärer Beziehungen (Bruder-Schwester, Eltern-Kinder, Herren-Diener) im Romanganzen.

Der Vergleich mit der ‚Historia Apollonii...‘ hat gezeigt, daß dieser Bedeutungszuwachs in der romanhaften Tradition der Kaiserzeit auch sonst begegnet. Aber auch für die Aufweichung des Treue-Rigorismus, den wir in den ‚Apista‘ beobachten zu können meinen, lassen sich Parallelen finden, in diesem Falle sogar in den idealisierenden Liebesromanen. Als deutlichstes Beispiel für diese Tendenz gilt der Roman des Achilleus Tatios<sup>135</sup>, der z.B. vom Schema der ‚Liebe auf den ersten Blick‘ abweicht, das Liebespaar vor der Hochzeit beinahe miteinander schlafen und den männlichen Protagonisten mit einer reifen Frau, Melite, verkehren läßt, die – im Gegensatz zu Rivalinnen bei Xenophon von Ephesos – durchaus sympathisch erscheint<sup>136</sup>. Diese Auflockerung des Treueschemas verbindet sich bei Achilleus Tatios mit einem verstärkten Interesse an psychischen Aspekten der Liebe. Eine Darstellungsweise, die zweifellos Teil der Tendenz des Achill zur Einlage enzyklopädischer Exkurse geschuldet ist<sup>137</sup>, verdient dabei besondere Hervorhebung: Die Einfügung längerer oder kürzerer, oft sententiös formulierter Bemerkungen über die Vorgänge in der Seele von Liebenden, meist angeschlossen an die Erwähnung von Gefühlskonflikten, welche Fusillo 1990/1999 als Topos des Liebesromans überhaupt nachgewiesen hat. So wird die Gefühlsverwirrung, in die Leukippe gestürzt wird, nachdem sie mit Kleitophon von ihrer Mutter überrascht wurde, mit einem im Präsens gehaltenen Exkurs über das Verhältnis der drei Emotionen αἰδώς, λύπη und ὀργή in ihrer Wirkung auf die Person erläutert (2, 29). Auf zwei Emotionen – Freude und Furcht – reduziert<sup>138</sup> und im Tempus der Erzählung gehalten ist 2, 23, 3–4 ἐγὼ δὲ εἰσήειν ... τρέμων τρόμον διπλοῦν, χαρᾶς ἅμα καὶ φόβου. ὁ μὲν γὰρ τοῦ κινδύνου φόβος ἐθορύβει τὰς τῆς ψυχῆς ἐλπίδας, ἡ δὲ ἐλπίς τοῦ τυχεῖν ἐπεκάλυπτεν ἠδονῆν τὸν φόβον· οὕτω καὶ τὸ ἐλπίζον ἐφοβεῖτό μου καὶ ἔχαιρε τὸ λυπούμενον. Daß der Ich-Erzähler solche psychologischen Analysen nicht nur an sich und seiner Ge-

135 Zu seiner Darstellung der Erotik Reardon 1994/1999, 250 f.

136 Reardon 1994/1999, 251 sagt sogar, Melite komme einer zweiten Heroine nahe. Fusillo 1990/1999, 77 spricht davon, daß durch die Figur der Melite der Code des idealisierenden Liebesromans (den Achilleus Tatios nach wie vor grundsätzlich anwende) erweitert werde um „a vision of the world as playful, unprejudiced, mundane.“

137 Zu diesem Zusammenhang Fusillo 1990/1999, 73.

138 Fusillo 1990/1999, 73 f. führt diese Form des Gefühlskonflikts auf die Lyrik, speziell Sappho und Anakreon zurück. In der Tat ist die unten besprochene Reflexion über die erotische Flucht in P. Oxy. 4761 (‚Was fortläuft, begehrt man, was man festhält, verachtet man‘) die Fortführung einer Traditionslinie, für die Sappho fr. 1, 21–24 LP καὶ γὰρ αἰ φεύγει, ταχέως διώξει/ αἰ δὲ δῶρα μὴ δέκετ’, ἀλλὰ δώσει/ αἰ δὲ μὴ φίλει, ταχέως φιλήσει / κωῦκ ἐθέλοισα wohl das älteste Beispiel ist (trotz den erheblichen inhaltlichen Modifikationen). Zu ‚Liebender verfolgt den fliehenden Geliebten‘ als Erzählschema speziell der Lyrik vgl. Konstan 1994, 160.

lieben, sondern auch an Dritten vornimmt, zeigt 6, 17, wo der Konflikt zwischen Zorn und Liebe in Thersander in einen ausführlichen Exkurs über θυμός und ἔρωσ mündet<sup>139</sup>.

Es ist nun bemerkenswert, daß neuerdings ein Beispiel für solche pseudo-wissenschaftlichen Exkurse über die Psychologie von Liebenden auch aus den ‚Apista‘ vorliegt, wird doch die wahrscheinlich erotisch motivierte Verfolgung der Jünglinge durch die Jungfrauen in P. Oxy. 4761, 15–19 in folgender Weise begründet<sup>140</sup>: π[έ]φ[υ]κ[ε] γὰρ ἐν ταῖς ἐπιθυμίαις ἐ[ὕ]δο|[κ]ιμῆ[ι]ν τὸ ἀποδιδρᾶσκον, τ[ὸ] δὲ| εὐθύ λημφθὲν εὐκατα[φρόνη]τον. Wenn die Passage auch vom Umfang eher den knapperen Einlagen bei Achilleus Tatios entspricht, z. B. der oben zitierten in 2, 13, 4 über den Antagonismus von Freude und Furcht, so ist doch die stilistische Ähnlichkeit mit den eben besprochenen psychologischen Exkursen nicht zu verkennen: Ich verweise auf die Einführung mit γὰρ Z. 16 wie Achill. Tat. 2, 23, 4; 6, 6, 2, die Verwendung psychologischen Vokabulars wie Z. 16 ἐν ταῖς ἐπιθυμίαις (allein vier Belege für ἐπιθυμία in Achill. Tat. 6, 19, 3–5, einem Teil eines psychologischen Exkurses), sowie die Verwendung von abstrahierenden Partizipien im Neutrum Singular<sup>141</sup>, die pointiert in Antithese zueinander gestellt werden Z. 17–18 τὸ ἀποδιδρᾶσκον, τ[ὸ] δὲ| εὐθύ λημφθὲν (2, 29, 2 τὸ ζωπυροῦν, 6, 19, 3–4 u. 6 drei Belege für τὸ ἐρώμενον, 6, 19, 5 τὸ φιλούμενον, antithetisch 2, 23, 4 τὸ ἐλπίζον ... τὸ λυπούμενον, 2, 29, 4 τὸ θυμούμενον ... τὸ λυπούμενον).

Diese Beobachtungen sollen keineswegs die offenkundigen Unterschiede zwischen dem Roman des Achilleus Tatios und Antonios Diogenes verwischen, Unterschiede, die auch die Behandlung des Erotischen betreffen. In Achilleus Tatios' Werk steht weiterhin ein Liebespaar im Zentrum, dessen Gefühlen – anders als wohl in den ‚Apista‘ – eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Gleichwohl scheint mir die Frage erwägenswert, ob sich in den beiden Werken auf je verschiedene Weise ein gegenüber z. B. Xenophon von Ephesos veränderter Umgang mit dem Ideal der ehelichen Treue bemerkbar macht. Wie im Falle des Achilleus Tatios in der Forschung bereits

139 Vgl. noch Achill. Tat. 6, 6, 2: ‚das Gesicht als Spiegel des Geistes‘. Solche psychologisierenden Gnomen begegnen in kürzerer Form auch in früheren Romanen, vgl. z. B. Chariton 1, 4, 2 (eine Sklavin der Kallirhoe wird verführt) γυνή δὲ εὐάλωτόν ἐστιν, ὅταν ἐρᾶσθαι δοκῆ (~ Men. Nauclerus fr. 250 K. A.). Ganz ähnlich benutzt Antonios Diogenes weiter oben in P. Oxy. 4761 ein prädikatives Adjektiv im Neutrum in einer sentiösen Formulierung (Z. 4–5 ἀσθενὲς γὰρ εἰς καὶ παῖς πλανώμενος), vgl. dazu Bernsdorff 2006, 9 f.

140 Ich übernehme die Ergänzungsvorschläge von Parsons 2006, 21 f.

141 Zu dieser Verwendung des Partizips Schwyzer/Debrunner 1950, 175, Anm. 2 und 409, mit Verweis auf die besondere Vorliebe des Thukydides dafür, gerade bei der Beschreibung psychischer Vorgänge (Thuk. 2, 61, 2 τὸ λυποῦν, 6, 24, 2 τὸ ἐπιθυμοῦν, vgl. Dover 1965, z. St., der auf die häufige Anwendung der Konstruktion auf Emotionen hinweist und weitere Belege gibt).

geschehen<sup>142</sup>, könnte man auch bei Antonios Diogenes an eine Einwirkung des komisch-realistischen Romans denken. Die komischen Züge, welche die erotische Verfolgung in P. Oxy. 4761 gehabt zu haben scheint, würden sich in dieses Bild fügen. Eine Wirkung des komisch-realistischen Romans hatte man bereits mit Hinblick auf die utopischen Reisetationen vermutet<sup>143</sup>. Aber vielleicht zeigt sich dieser Einfluß eben auch im Umgang mit der Erotik<sup>144</sup>. Gemeinsam mit Achilleus Tatios scheint jedenfalls ein erst durch den Fund von P. Oxy. 4761 erkennbar gewordenes Bedürfnis des Antonios Diogenes, die Erotik und ihre psychologischen Mechanismen auch allgemein zu reflektieren und zu einem Thema von Erweiterungen wissenschaftlicher, pseudowissenschaftlicher oder paradoxographischer Natur zu machen.

## 6 Zur Technik der Spiegelung in den ‚Apista‘

Im Kapitel 4 (‚Derkyllis‘ Erzählungen) habe ich zu zeigen versucht, wie das *Mirabile* der variierenden Tageslänge im hohen Norden besondere Eindringlichkeit dadurch erlangt, daß es von den Geschwistern in einem verzauberten Zustand erlebt wird, der sie den Wechsel von Tag und Nacht als Abfolge von Tod und Leben erfahren läßt. Ähnliche Verknüpfungen von Himmelsbewegungen und körperlicher Reaktion von Menschen darauf lassen sich auch an anderen Stellen der ‚Apista‘ beobachten:

So gelangt Derkyllis zusammen mit Astraios und Keryllos in eine Stadt Iberiens, deren Bewohner in der Nacht sehen können, am Tag aber blind sind (Phot. 109 b, 19–20). Solche Nachrichten dürften den Lesern des Antonios Diogenes aus paradoxographischer Literatur durchaus vertraut gewesen sein<sup>145</sup>;

142 Perry 1967, 115: „... the comic or picaresque tradition of epic narrative has been grafted onto the ideal, thereby greatly widening the scope of the genre romance and its capacity as an artistic medium for the criticism or interpretation of life in all its aspects.“ Holzberg betont die Verwandtschaft zum komisch-realistischen Roman (vgl. nächste Fußnote!), zur Nähe von Achilleus Tatios‘ Roman zur Komödie Reardon 1994/1999, 256–258.

143 So Holzberg 2006, 76; auch Bowie 2007, 122 hebt die komischen Elemente der ‚Apista‘ hervor und sieht darin eine Verbindung zu den ‚Satyrica‘ des Petron.

144 Holzberg 2006, 76 führt das zentrale Paar, das Abenteuer erlebt, auf den Einfluß der idealisierenden Romane zurück, obwohl er die Besonderheit der Geschwisterkombination erkennt. Nach der oben vorgetragenen Auffassung zeigte gerade auch die Behandlung des zentralen Paares den Einfluß des komisch-realistischen Romans. Die Möglichkeit war schon vorsichtig von Morgan 1985, 483 angedeutet worden: „it may be that there was some obscenity in the original which the devout Photius has silently suppressed.“

145 Belege für derartige Nachrichten über keltische Stämme seit dem Hellenismus (Eudoxos von Rhodos) bei Stephens/Winkler 1995, 124, Anm. 45.

in den ‚Apista‘ wirkt das Element aber auch im Motivgefüge des Romans, reflektiert das Schicksal der Iberier doch das der Haupthelden<sup>146</sup>. In beiden Fällen wird das Verhältnis von Tag und Nacht anders als normalerweise erfahren (wir haben also ein weiteres Beispiel für eine Inversion in den ‚Apista‘<sup>147</sup>), und auch wenn die Iberier tags nicht *sterben*, kommt ihre Blindheit doch dem Todeszustand der Geschwister nahe.

Ein ähnliches Beispiel: Wenn die Augen des Astraios zusammen mit den Mondphasen wachsen und abnehmen, dann entspricht das einem in der Mirabilienliteratur weit verbreiteten Typus eines Sympathie-Phänomens<sup>148</sup>. Zugleich fügt sich auch dieses miraculöse Element in den Zusammenhang des Gesamtwerkes: Astronomische Vorgänge schlagen sich im Erleben eines Menschen nieder, hier keines verzauberten Menschen, sondern eines mit besonderem, gottähnlichem Status. Und wiederum tritt das Erleben des Astraios in Analogie zum Erleben der Geschwister. Astraios selbst sorgt für weitere Analogien, wenn er das Prinzip, dem das Wachstum seiner Augen folgt, als politischer Berater (darin seinem Lehrer Pythagoras nacheifernd) zur Regelung der Herrschaft bei den Akutanern benutzt (Phot. 109 b, 27–33).

In allen bereits betrachteten Fällen werden Himmelsphänomene, also mathematisch exakt beschreibbare Vorgänge, in ihrer wundersamen Auswirkung auf das menschliche Leben vorgeführt. Es liegt nahe, darin einen Beitrag zur pythagoreischen Färbung der ‚Apista‘ zu sehen<sup>149</sup>, ist doch die Vorstellung, daß alle Teile des Kosmos durch Zahlenverhältnisse bestimmt sind und diese in den Himmelsbewegungen besonders deutlich erkannt werden können, ein Kernthema der pythagoreischen Lehre<sup>150</sup>. Daß Antonios Diogenes ein besonderes Interesse an dieser Lehre hatte, steht außer Frage, da er die Pythagoras-Jünger Astraios und Zamolxis auftreten läßt und ersteren, wohl im 13. Buch<sup>151</sup>, einen ausführlichen Bericht über seine Jugend, seine Erziehung durch Pythagoras sowie dessen Lebensweise geben läßt. Daß gerade Astraios’ Augen diese besondere Sympathie mit dem Mond erleben, dürfte die pythagoreische Färbung des Details noch verstärken. Aber obwohl es noch zahlreiche andere

146 Diese Parallelität wurde schon knapp von Merkelbach 1962, 230, Anm. 1 vermerkt.

147 Vgl. dazu das Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘, S. 13.

148 Reiche Belege bei Rohde 1914, 228, Anm. 1.

149 Stephens/Winkler 1995, 113, besonders mit Verweis auf Astraios’ Augen. Stephens und Winkler heben aber zugleich hervor, daß Astraios in der sonstigen pythagoreischen Tradition keine Rolle spiele und die Eigentümlichkeit seiner Augen eher ein Mirakel als eine Verkörperung eines pythagoreischen Prinzips seien.

150 Locus classicus ist Aristoteles’ Referat der pythagoreischen Ontologie in met. I, 5, besonders 985b, 27–986a, 6, vgl. dazu Riedweg 2002, 108 f. und 111.

151 Lyd. mens. 4, 42 (Text bei Stephens/Winkler 1995, 130) zitiert aus dem 13. Buch der ‚Apista‘ einen Passus über das Bohnenverbot, der auch in dem von Porphyrios aus den ‚Apista‘ stammenden Bericht über Pythagoras vorkommt (§ 44), vgl. Stephens/Winkler 1995, 112.

Elemente gibt, in denen sich Anklänge an pythagoreische Vorstellungen vernehmen lassen<sup>152</sup>, wird man doch nicht Forschern folgen wollen, die, wie Bürger<sup>153</sup>, in der Handlung der ‚Apista‘ Sünde, Buße und Erlösung des Menschen unter Anpreisung der neupythagoreischen Lehre symbolisiert sehen, oder darin sogar, wie Merkelbach<sup>154</sup>, die Verschlüsselung einer kom-

152 Ich hebe nur einige Aspekte hervor, mehr Material bei Merkelbach 1962, 225–233 (von dessen Deutung der ‚Apista‘ als Mysterientext freilich Abstand zu nehmen ist), Fauth 1978a, Fusillo 1990, bes. im Kommentar S. 81–96, und Stephens/Winkler 1995, 112–114. Die Pythagoras-Jünger Astraios und Zamolxis, aber auch andere Personen des Romans, darunter die Hauptfiguren, ähneln Pythagoras in manchen Aspekten: Deinias unternimmt seine Reise κατὰ ζήτησιν ἱστορίας (Phot. 109 a, 13–14), über Pythagoras sagt Heraklit B 129 DK ἱστορίην ἥσκησεν ἀνθρώπων μάλιστα πάντων, und Pythagoras sammelte seine Weisheit ebenfalls auf einer πλάνῃ unter orientalischen Völkern (Porphy. vit. Pyth. 12). Zu Astraios als politischem Berater vgl. oben! Wenn Astraios sein Flötenspiel gegen die Feinde der Iberier einsetzt (Phot. 109 b, 20–21), ähnelt er sowohl Pythagoras, der mit Musik seine Freunde heilt (Porphy. vit. Pyth. 33), als auch Orpheus (zur Nähe zwischen Orphik und Pythagoreismus Fauth 1978a, 237, Riedweg 2002, 101 f.). Ihre Katabasis (Phot. 109 a, 38–109 b, 2) verbindet Derkyllis nicht nur mit Odysseus (vgl. oben das Kapitel 2: ‚Derkyllis und Odysseus‘), sondern auch mit Pythagoras (Belege bei Merkelbach 1962, 228, Anm. 3 und Fauth 1978a, 233, Anm. 79). Auch ihr Grabaufenthalt auf Thule mag ein Reflex von Pythagoras’ Abstieg in die idäische Grotte zur Einweihung in die Mysterien des kretischen Zeus sein (Fauth 1978a, 239 f., der aber 229 f. zu Recht auch auf die Unterschiede zwischen Pythagoras’ und Zamolxis’ zeitweiliger Klausur in Höhlen und dem intermitterenden Todeszustand der Geschwister hinweist, der nicht freiwillig sei, nicht der Belehrung diene und von pythagoreischen Wundermännern weder verursacht noch beendet werde). Ehrfurcht vor den Eltern ist ein wichtiges pythagoreisches Gebot (Porphy. vit. Pyth. 38), es bestimmt auch Derkyllis’ und Mantinias’ Streben nach Rettung ihrer Eltern (schon hervorgehoben von Fauth 1978a, 229). Müller 2006, 427 und Stephens/Winkler 1995, 113 erwägen ferner, ob die Wiederauffindung von Gräbern und Schrifttafeln, die den Deinias-Bericht enthalten, die Wiederauffindung des dem Numa Pompilius zugeschriebenen Buches pythagoreischen Inhalts (z. B. Cassius Hemina bei Plin. nat. hist. 13, 84; Liv. 40, 29) reflektieren. Freilich handelt es sich beim Finden von Büchern um eine weit verbreitete Beglaubigungsfiktion (so schon Fauth 1978a, 228). Daß schließlich das Schweigen der Myrto in PSI 1177 mit dem pythagoreischen Schweigegebot (Belege bei Merkelbach 1962, 232, Anm. 3) in Verbindung gebracht werden kann (so Stephens/Winkler 1995, 113), muß ebenfalls bezweifelt werden: Myrtos Schweigen scheint auf Stummheit zu basieren und nicht dem Zweck der Geheimhaltung zu dienen, sonst würde sie die von Derkyllis angebotenen Schreiftafeln nicht so bereitwillig benutzen. Anders ist das Verhalten der Pythagoreerin Timycha, die sich die Zunge abbeißt, um dem Tyrannen Dionysios nicht den Grund für das Verbot, Bohnen niederzutrampeeln, mitteilen zu müssen (Neanthes FGrHist 84, F 31 = Jambl. vita Pyth. 189–194, besprochen von Riedweg 2002, 56–58).

153 Bürger 1903, bes. 12 f., der in den ‚Apista‘ ein frühes Beispiel für die Gattung des „erbaulichen Tendenzromans“ (13) sieht.

154 Merkelbach 1962, 231–233.

pletten pythagoreischen Erlösungslehre erblicken. Zu zahlreich sind die Elemente, die sich einer solchen Tendenz nicht einfügen wollen, ja sogar in Widerspruch dazu träten<sup>155</sup>. Man wird die pythagoreische Färbung der ‚Apista‘ deshalb nicht als Ausdruck einer philosophischen Überzeugung des Autors interpretieren, sondern aus bestimmten ästhetischen Wirkungsabsichten des Werkes erklären: So erhalten das Herumirren der Geschwister in der Welt und ihr Streben nach Erlösung ein aretalogisches Komplement in Gestalt der Pythagoras-Jünger, die ihnen begegnen, und erfahren so eine Vertiefung<sup>156</sup>. Worauf es mir in diesem Kapitel aber besonders ankommt: Der Pythagoreismus bot sich Antonios auch deswegen besonders an, weil er eine Weltsicht präsentierte, die dem klar erkennbaren Bedürfnis des Autors entgegenkommt, Elemente der Romanhandlung einander in vielfältiger Weise sich spiegeln zu lassen. Ich würde daher den Pythagoreismus des Antonios als Kunstmittel<sup>157</sup>, nicht als Weltanschauung des Autors betrachten und vielmehr mit der Rolle vergleichen, welche die Pythagoras-Rede im 15. Buch der ‚Metamorphosen‘ Ovids einnimmt. Die meisten Interpreten<sup>158</sup> dürften sich heute darüber einig

---

155 Vgl. zuletzt Stephens/Winkler 1995, 113 f., u. a. mit Hinweis auf das unbedingte Wahrheitsgebot des Pythagoreismus (Porphyr. vit. Pyth. 41), das mit Antonios' Bekenntnis, ἄπιστα καὶ ψευδῆ vorzutragen (Phot. 111 a, 35–36) in Widerspruch stünde. Die sorgfältigste Untersuchung zum Anteil pythagoreischen Gedankengutes in den ‚Apista‘ stammt von Fauth 1978a, der zu dem Schluß kommt, daß die philosophische Aretalogie nur ein begrenztes Element im polyphonen Gebilde der ‚Apista‘ sei, durch den der Roman des Antonios erweitert werde, vor allem mittels der beiden Pythagoras-Jünger Astraios und Zamolxis. Im Kontakt mit ihnen machten auch die Hauptpersonen Erfahrungen, die in die Sphäre des Pythagoreismus weisen (Unterweltsbesuch der Derkyllis Phot. 109 a, 39–109 b, 2, anschließender Besuch des Sirenengrabes mit Keryllos und Astraios 109 b, 11–13), vor allem in Unteritalien, dem pythagoreischen Stammland (Fauth 1978a, 234). Das berechtigt nach Fauth aber keineswegs, den ganzen Roman und vor allem die Anteile der erotischen Intrige, deren Schauplatz vorwiegend Tyros und Thule sind, als versteckte Heilsbotschaften im Sinne des Neupythagoreismus zu interpretieren. Vielmehr dient nach Fauth 1978a, 240 f. die Integration von pythagoreischer Aretalogie vor allem dem Zweck, „die Parallelität zwischen der diesseitigen Irrfahrt des Menschen und den Wegen bzw. Umwegen (...) philosophischer Selbstverwirklichung (...) anzudeuten.“ Grundsätzlich zu religiösen Elementen im griechischen Roman Fusillo 1990, 30: „... gli elementi religiosi sono sempre secolarizzati e in ogni caso subordinati alla dinamica narrativa.“

156 In diesem Sinne schon Fauth 1978a, 241, vgl. Zitat in Fußnote 155.

157 Eine ästhetische Würdigung des pythagoreischen Elements versucht auch Müller 2006, 428 f., der es – zusammen mit paradoxographischen und magischen Elementen – „im Dienste einer poetischen Entgrenzung des menschlichen Erlebnisfeldes“ sieht.

158 Z.B. Fränkel 1945, 110; eine ausführliche Kritik an der Auffassung, die Pythagoras-Rede sei ein „philosophischer Schlüssel“ der ‚Metamorphosen‘ bei Schmidt 1991, 38–47. Vgl. Anderson 1976, 7 angesichts des Pythagoras-Exkurses im 13. Buch der ‚Apista‘: „this need not imply that the whole novel was in any sense ‚Pythagorean‘ –

sein, daß der dortige Lehrvortrag des Pythagoras zwar Phänomene beschreibt, die sich mit den im restlichen Teil der ‚Metamorphosen‘ erzählten Mythen oberflächlich assoziieren lassen (Metempsychose, Wandel der *forma*), daß die zugrundeliegende Lehre aber gleichzeitig soviel an den meisten dieser Metamorphosen unerklärt läßt, daß man darin keine ernsthafte philosophische Grundlegung des Werkes sehen kann. Vielmehr bietet der Auftritt des Pythagoras Ovid Gelegenheit, an der exponierten Stelle des Schlußbuches eine Vielzahl natürlicher Phänomene (übrigens auch solche paradoxer Natur) vorzuführen, die, ohne selbst Metamorphosen zu sein, sich mit dem mythischen Vorgang assoziieren lassen. Auch hier wird also auf eine Philosophie zurückgegriffen, die den ästhetischen Absichten des Werkes dienlich ist, nämlich möglichst viele Phänomene vorzuführen, die an das Kernthema ‚Metamorphose‘ erinnern.

Daß die Verknüpfung von Himmelsvorgängen und individuellem Erleben nur eines der Mittel ist, mit denen Antonios Diogenes anstrebt, Figuren und Episoden seines Romans einander spiegeln zu lassen, wird durch einen Blick auf das Photios-Referat und die Papyrus-Reste rasch deutlich. Das betrifft zunächst das Verhältnis von Rahmenhandlung und Derkyllis-Erzählung, die zum Beispiel durch die gemeinsame motivische Opposition von Mündlichkeit und Schriftlichkeit verklammert werden<sup>159</sup>. Aber auch das Geschwisterpaar Derkyllis-Mantinas könnte sich im Verhältnis von Antonios und seiner Schwester Isidora spiegeln, zumal beide Frauen über eine bestimmte Bildung zu verfügen scheinen<sup>160</sup>.

Aber auch innerhalb der Derkyllis-Erzählung werden Spiegelungen zwischen einzelnen Episoden erkennbar, gerade wenn man die Papyrus-Fragmente einbezieht. In PSI 1177 gibt Myrto mittels der Tafeln einen Bericht über ihre Leiden, der zwar nicht im erhaltenen Fragment, aber doch wahrscheinlich danach zitiert worden sein dürfte. Dies ist nur einer der Berichte

---

any more than Ovid's *Metamorphoses* is ‚Pythagorean‘ on account of a patently rhetorical sermon on the subject in XV. 75 ff.“

159 Vgl. die Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘ und 3: ‚Die Buchrolle des Paapis‘.

160 Phot. 111 a, 33–34 τῆ ἀδελφῆ Ἰσιδώρα φιλομαθῶς ἐχούση τὰ δράματα προσφωνεῖ. Derkyllis wird zweimal mit Schreiftafeln in Verbindung gebracht: 111 a, 24–25 reicht sie Erasinides die Tafeln, auf die er Deinias' Bericht schreiben soll, in PSI 1177, 6–7 Myrto die Tafeln für ihre Leidensgeschichte. Eine weitere mögliche Analogie zwischen Rahmen und Derkyllis-Erzählung könnte darin liegen, daß einerseits ein Exemplar des Deinias-Berichts von Derkyllis in einem κιβώτιον am Grab der Geliebten deponiert werden soll (111 a, 28–29) und andererseits ein κιβώτιον auch ein wichtiges Utensil des Paapis ist, in dem er Zauberkräuter aufbewahrt. Die Analogie wäre freilich deutlicher, wenn er im κιβώτιον seine Zauberbücher aufbewahrte; dies ist aber nicht der Fall, 110 a, 18–19 τὸ Παάπιδος πηρίδιον μετὰ τῶν ἐν αὐτῷ βιβλίων καὶ τῶν βοτανῶν τὸ κιβώτιον; zur Rolle der Zauberbücher vgl. das Kapitel 3: ‚Die Buchrolle des Paapis! Zweifel, ob ein Bezug zwischen den beiden κιβώτια wirklich intendiert ist, sind also berechtigt.

anderer, die Derkyllis in ihrer Erzählung wiedergibt<sup>161</sup>. Gleichwohl scheint er in besonders guter Weise geeignet, als ‚mise en abyme‘ zu wirken, d.h. Derkyllis' eigene Erzählung zu spiegeln: Wie im Kapitel 1 (‚Myrto und Philomela‘) dargelegt, war auch Myrto wahrscheinlich das Opfer des Paapis, nimmt also das Schicksal der Derkyllis vorweg. Zudem findet auch ihr Bericht offenbar vor einer nächtlichen Kulisse statt (vgl. die Lampe in PSI 1177, 16). Andererseits hören wir von Photios (109 a, 39–109 b, 2), daß Derkyllis von Myrto noch ein zweites Mal belehrt wird, nämlich im Rahmen der Katabasis bei den Kimmeriern über die Unterwelt. Wie im Kapitel ‚Myrto und Philomela‘ erwähnt, haben manche Interpreten in PSI 1177 diese Unterweltszene gesehen, wobei die Dunkelheit als entscheidendes Indiz gewertet wurde. Diese Interpretation trifft m.E. nicht zu, doch zeigt sie, wie ähnlich beide Belehrungen (das eine Mal durch die lebende, das andere Mal durch die tote Myrto) gewesen sein müssen. Wir werden also in der Szene des Papyrus eine häusliche Vorausdeutung auf die spätere Katabasis sehen.

Auch der jüngst publizierte P. Oxy. 4761 gibt Anschauungsmaterial für die Technik der Spiegelung in einer einzelnen Episode<sup>162</sup>. Die Zeilen beschreiben offenbar die erotisch motivierte Verfolgung einer Gruppe von παῖδες (Z. 5–6) durch παρθένοι (Z. 13). Dabei wird der Vorgang „Fliehen–Verfolgen“ durch entsprechendes Vokabular mehrmals hervorgehoben (6 φεύγειν, 14 ἐδίωκον, 15 φυγῆς, 20 διώκουσαι) und der psychologische Hintergrund durch Gebrauch eines Topos der erotischen Literatur (Z. 13–19: ‚Was flieht, wird mehr begehrt als was man hat.‘<sup>163</sup>) erklärt. Wenn der genaue Kontext des Fragments auch unklar ist, so weist das Auftauchen des Namens Mantias in Z. 22 doch in die Derkyllis-Erzählung<sup>164</sup>. Mit der erotisch motivierten Verfolgung durch die Mädchen wurde die – zumindest am Anfang – erotisch motivierte Verfolgung der Derkyllis und anderer Frauen durch Paapis gespiegelt, mit einer Inversion<sup>165</sup> des Geschlechterverhältnisses.

Sobald wir es nicht mehr mit dem Originalwortlaut des Antonios zu tun haben, sondern allein mit dem Photios-Referat, wird unser Boden natürlich noch weniger sicher. Denn ob sich Episoden des Romans spiegeln sollen, ist schwerer zu beurteilen, wenn wir die konkrete sprachliche Gestaltung und die Ausführlichkeit der Darstellung nicht kennen. So sei als bloße Möglichkeit auf eine Spiegelung im folgenden Falle hingewiesen: Derkyllis kommt auf ihrer Irrfahrt auch zum Volk der Artaberer im Nordwesten Spaniens, οὗ γυναικες μὲν

161 Überblick bei Stephens/Winkler 1995, 115, G1–G6.

162 Zur Rekonstruktion vgl. ausführlich Bernsdorff 2006.

163 Belege bei Parsons 2006, zu Z. 16–19, vgl. auch Bernsdorff 2006, 9, Anm. 16.

164 Weitergehende Erwägungen in Bernsdorff 2006, 7, Anm. 2; zur alternativen Form des Namens oben Anm. 72.

165 Vgl. dazu das Kapitel 1: ‚Myrto und Philomela‘, S. 13.

πολεμοῦσιν, ἄνδρες δὲ οἰκουροῦσι καὶ τὰ γυναικῶν ἐπιμελοῦνται (Phot. 109 b, 36–37). Es wäre gut möglich, daß Derkyllis in diesem amazonenhaften Volk, in dem Frauen die Rolle von Männern übernommen haben<sup>166</sup>, ihr eigenes Schicksal wiederfindet, erscheint sie doch in mehr als einer Hinsicht als ein weiblicher Odysseus<sup>167</sup>. Damit läge neben der Tagblindheit der Iberier<sup>168</sup> ein weiteres Beispiel für die Technik vor, die Hauptpersonen Derkyllis und Mantinias auf Völkerschaften stoßen zu lassen, die ihnen ihr eigenes Schicksal entgegenhalten können<sup>169</sup>.

In diesem Kapitel sollte gezeigt werden, daß Antonios Diogenes die mannigfaltigen Episoden seines Romans nicht nur in einem pragmatischen Zusammenhang organisiert, indem er sie einer einzigen, wenn auch höchst verschachtelten Handlung einverleibt, sondern sie zugleich in ein weit verzweigtes, die verschiedenen Ebenen des Werkes durchziehendes Geflecht aus Ähnlichkeits- und Kontrastbeziehungen fügt. Nach Auffassung der strukturalistischen Poetik ist es gerade ein solches Beziehungsgeflecht, das einem Text überhaupt einen spezifisch ästhetischen Charakter verleiht<sup>170</sup>. Zugleich ist der Autor eines so heterogenen Werkes wie der ‚Apista‘ natürlich in besonderem Maße darauf angewiesen, die verschiedenen Teile motivisch zu verknüpfen: Ovids ‚Metamorphosen‘, in denen eine Vielzahl heterogener Geschichten nicht nur durch einen Handlungszusammenhang, sondern auch durch immer wiederkehrende Verwandlungstypen motivisch miteinander verbunden sind, bieten wiederum eine Parallele.

Ein Motiv, das Antonios an verschiedenen Stellen der Erzählung zu diesem Zweck gedient zu haben scheint, ist die Abhängigkeit des menschlichen Körpers von Himmelsphänomenen, ein Motiv, das außerdem bewirkt, daß miraculöse Nachrichten, die zu Bücherwissen zu verblässen drohen, durch die Verknüpfung mit individuellen Schicksalen auch vom Leser in neuer Eindringlichkeit erfahren werden. Ein Grund für Antonios' Interesse am Pythagoreismus könnte darin liegen, daß diese Lehre in besonderem Maße für die (vor allem mathematisch erfaßbaren) Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Teilen des Kosmos (also auch zwischen Mensch und Makrokos-

166 Daß hier ein Topos der Ethnographie vorliegt, betont Fusillo 1990, 84, Anm. 15 mit Verweis u. a. auf Hdt. 2, 35.

167 Vgl. das Kapitel 2: ‚Odysseus und Derkyllis‘, S. 17–18 zu folgenden Punkten der Ähnlichkeit mit Odysseus: Erlebnis der Irrfahrt, Katabasis bei den Kimmeriern, wichtigster Ich-Erzähler des Werkes, Ähnlichkeit von Thule und Scherie. Auf die Besonderheit, daß bei Antonios Diogenes die Katabasis von einer Frau unternommen wird, weist Fusillo 1990, 83, Anm. 8 hin.

168 Dazu oben S. 42 f.

169 Nach Photios 110a, 12 gelangt Mantinias auf seinen Irrfahrten u. a. bis zum Mond; sollte damit auf die Mondfahrt des Deinias (111a, 8) vorausgedeutet werden?

170 Grundsätzlich dazu Bernsdorff 1999a, 52 f.

mos) sensibilisiert und damit ein Weltbild liefert, das den ästhetischen Absichten nach Verknüpfung und Spiegelung dienlich sein kann.

### Literaturverzeichnis

- Anderson, G.: *Studies in Lucian's Comic Fiction*. Leiden 1976.
- Bernsdorff, H.: Arachnes Efeusaum (Ovid, ‚Metamorphosen‘ 6, 127–128). *Hermes* 125 (1997), 347–356.
- Bernsdorff, H.: Das Fragmentum bucolicum Vindobonense (P. Vindob. Rainer 29801). Einleitung, Text und Kommentar. Göttingen 1999 [=Bernsdorff 1999a]
- Bernsdorff, H.: Hesiod, ein zweiter Vergil? (Bemerkungen zu P. Oxy. 3537r, -28). In: Döpp, S. (Hrsg.): *Antike Rhetorik und ihre Rezeption*. FS C. J. Classen. Stuttgart 1999, 63–83 [=Bernsdorff 1999b].
- Bernsdorff, H.: Zur Handlung von P. Oxy. 4761 (Antonios Diogenes?). *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 9 (2006), 7–12.
- Bömer, F.: *P. Ovidius Naso: Metamorphosen*. Heidelberg 1969–86.
- Borgogno, A.: Sulla struttura degli *Apista* di Antonio Diogene. *Prometheus* 1 (1975), 49–64.
- Borgogno, A.: Sul nuovo papiro di Antonio Diogene. *GB* 8 (1979), 239–242.
- Bowie, E.: The chronology of the earlier Greek novels since B. E. Perry: revisions and precisions. *Ancient Narrative* 2 (2002), 47–63.
- Bowie, E.: Links between Antonius Diogenes and Petronius. In: Paschalis, M. u. a. (Hrsg.): *The Greek and the Roman Novel – Parallel Readings*. Groningen 2007, 121–132.
- Bürger, K.: *Studien zur Geschichte des griechischen Romans*. Zweiter Teil: Die litteraturgeschichtliche Stellung des Antonius Diogenes und der historia Apollonii. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Herzoglichen Gymnasiums. Blankenburg am Harz 1903.
- Ciani, M. G.: The Silences of the Body. Defect and absence of voice in Hippocrates. In: Ciani, M. G. (Hrsg.): *The Regions of Silence. Studies on the Difficulty of Communicating*. Amsterdam 1987, 145–160.
- Dana, D.: Undiscussed *Testimonium* of ΤΑ ΥΠΕΡ ΘΟΥΛΗΝ ΑΠΙΣΤΑ (Eusebius, *c. Hier.* 17). *StudClass* 34–36 (1998–2000), 141–143.
- Di Gregoro, L.: Sugli *Ἀπιστὰ ὑπὲρ Θούλην* di Antonio Diogene. *Aevum* 42 (1968), 199–211.
- Dover, K.: *Thucydides, Book VI*. Oxford 1965.
- Fauth, W.: Astraïos und Zamolxis. Über Spuren pythagoreischer Aretalogie im Thule-Roman des Antonius Diogenes. *Hermes* 106 (1978), 220–241 [=Fauth 1978a].
- Fauth, W.: Zur kompositorischen Anlage und zur Typik der *Apista* des Antonius Diogenes. *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* 4 (1978), 57–67 [=Fauth 1978b].
- Fränkel, H.: *Ovid: A Poet Between Two Worlds*. Berkely 1945.
- Fusillo, M.: *Le incredibili avventure al di là di Tule*. Palermo 1990.
- Fusillo, M.: *Les Conflits des émotions: un topos du roman grec érotique*. MH 47 (1990), 201–221. Engl. Fassung in: Swain 1999, 60–82. (Seitenangaben beziehen sich auf die zuletzt genannte Ausgabe).
- Gallavotti, C.: Frammento di Antonio Diogene? *SIFC* 8 (1930), 247–257.
- Gärtner, H.: Charikleia in Byzanz. *A&A* 15 (1969), 47–69.

- Gärtner, U.: Quintus Smyrnaeus und die Aeneis. München 2005.
- Garvie, A. F.: Homer, *Odyssee*, Books VI–VIII. Cambridge 1994.
- Gronewald, M.: P. Oxy. 3012 (Antonius Diogenes?). ZPE 22 (1976), 17–18.
- Haupt, M./Ehwald, R./Albrecht, M. v.: P. Ovidius Naso: *Metamorphosen*. 10. Auflage Zürich 1966.
- Henry, R. (Hrsg.): Photios, *Bibliothèque*. Tome II. Paris 1960.
- Heubeck, A. (u. a.): A Commentary on Homer's *Odyssey*. Volumes I–III. Oxford 1988–1992.
- Hölscher, U.: Die *Odyssee* – Epos zwischen Märchen und Roman. München 1988.
- Holzberg, N.: *Der antike Roman*. 3., überarbeitete Aufl. München 2006.
- Hubbard, Th. K.: Vergil, Longus, and the Pipes of Pan. In: Fantuzzi, M./Papanghelis, Th. (Hrsg.): *Brill's Companion to Greek and Latin Pastoral*. Leiden 2006, 499–513.
- Johnson, W. A.: *Bookrolls and Scribes in Oxyrhynchus*. Toronto 2004.
- Kenney, E. J.: *Ovid, Heroides XVI–XXI*. Cambridge 1996.
- Körte, A.: Literarische Texte mit Ausschluß der christlichen. APF 10 (1932), 217–237.
- Kortekaas, G. A. A.: *The Story of Apollonius, King of Tyre*. Leiden 2004.
- Kortekaas, G. A. A.: *Commentary on the Historia Apollonii Regis Tyri*. Leiden 2007.
- Konstan, D.: *Sexual Symmetry. Love in the ancient novel and related genres*. Princeton 1994.
- Kühner, R./Gerth, B.: *Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache*. Zweiter Teil: Satzlehre. 3. Auflage Hannover 1898–1904.
- Kurtz, D. C./Boardman, J.: *Greek Burial Customs*. Ithaca/N. Y. 1971.
- Kussl, R.: *Papyrusfragmente griechischer Romane*. Tübingen 1991.
- Kytzler, B. (Hrsg.): *Im Reiche des Eros: Sämtliche Liebes- und Abenteuerromane der Antike*. München 1983.
- Lesky, A.: *Geschichte der griechischen Literatur*. 3. Aufl. Bern 1971.
- Liapis, V. J.: Achilles Tatius as a Reader of Sophocles. CQ 56 (2006), 220–238.
- Maehler, H.: *Bakchylides. A Selection*. Cambridge 2004.
- Merkelbach, R.: *Roman und Mysterium in der Antike*. München 1962.
- Möllendorff, P. v.: *Auf der Suche nach der verlogenen Wahrheit. Lukians Wahre Geschichten*. Tübingen 2000.
- Montiglio, S.: *Silence in the Land of Logos*. Princeton 2000.
- Morales, H.: *Vision and Narrative in Achilles Tatius' Leucippe and Clitophon*. Cambridge 2004.
- Morgan, J. R.: Lucian's True Histories and the Wonders beyond Thule of Antonius Diogenes. CQ 35 (1985), 475–490.
- Müller, C. W.: *Legende – Novelle – Roman. Dreizehn Kapitel zur erzählenden Prosaliteratur der Antike*. Göttingen 2006.
- Neumann, G.: Thruskanos. Beiträge zur Namenforschung 4 (1953), 53–54.
- Parsons, P. J.: [Editio princeps von P. Oxy. 3012 (Romance, Antonius Diogenes?)]. In: *The Oxyrhynchus Papyri* 42 (1974), 43–46.
- Parsons, P. J.: [Editio princeps von P. Oxy. 3837 (Achilles Tatius)]. In: *The Oxyrhynchus Papyri* 56 (1989), 66–69.
- Parsons, P. J.: [Editio princeps von P. Oxy. 4760 (Antonius Diogenes) und P. Oxy. 4761: Novel (Antonius Diogenes?)]. In: *The Oxyrhynchus Papyri* 70 (2006), 9–22.
- Paulsen, Th.: *Geschichte der griechischen Literatur*. Stuttgart 2004.

- Perry, B. E.: *The Ancient Romances: A Literary-Historical Account of their Origins*. Berkeley 1967.
- Reardon, B. P.: *Achilles Tatius and Ego-Narrative*. In: Morgan, J. R./Stoneman, R. (Hrsgg.): *Greek Fiction: The Greek Novel in Context*. London 1994, 80–96. Abgedruckt in: Swain 1999, 243–258 (Seitenangaben beziehen sich auf die zuletzt genannte Ausgabe).
- Reyhl, K.: *Antonios Diogenes. Untersuchungen zu den Roman-Fragmenten der „Wunder jenseits von Thule“ und zu den „Wahren Geschichten“ des Lukian*. Tübingen 1969.
- Riedweg, Ch.: *Pythagoras. Leben, Lehre, Nachwirkung*. München 2002.
- Rohde, E.: *Der griechische Roman und seine Vorläufer*. 3. Aufl. Leipzig 1914.
- Schissel von Fleschenberg, O.: *Novellenkränze Lukians*. Halle 1912.
- Schmidt, E. A.: *Ovids poetische Menschenwelt. Die Metamorphosen als Metapher und Symphonie*. Heidelberg 1991.
- Schwyzler, E./Debrunner, A.: *Griechische Grammatik. Zweiter Band: Syntax und syntaktische Stilistik*. München 1950.
- Segal, Ch.: *Philomela's Web and the Pleasures of the Text*. In: Jong, I. J. F. de/Sullivan, J. P.: *Modern Critical Theory and Classical Literature*. Leiden 1994, 257–280.
- Stephens, S. A./Winkler, J. J.: *Ancient Greek Novels. The Fragments*. Princeton 1995.
- Swain, S. (Hrsg.): *Oxford Readings in the Greek Novel*. Oxford 1999.
- Swain, S.: *A Century and More of the Greek Novel*. In: Swain 1999, 3–35.
- Tarrant, R. J. (Hrsg.): *P. Ovidi Nasonis Metamorphoses*. Oxford 2004.
- Vitelli, G.: [Editio princeps von PSI 1177]. In: *Papiri greci e latini. Pubblicazioni della Società Italiana* 10 (1932), 156–161.
- Withmarsh, T. (Hrsg.): *The Cambridge Companion to the Greek Novel*. Cambridge 2008.
- Wolf, W.: Artikel ‚*Mise en abyme*‘. In: Nünning, A. (Hrsg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*. Stuttgart 1998, 373.
- Zimmermann, F.: *Die stumme Myrto. Eine Szene aus des Antonios Diogenes ‚Τὰ ὑπὲρ Θούλην ἄπιστα‘*. *Philologische Wochenschrift* 55 (1935), 474–480.
- Zimmermann, F.: *Griechische Roman-Papyri und verwandte Texte*. Heidelberg 1936 [= Zimmermann 1936a].
- Zimmermann, F.: *Die ΑΠΙΣΤΑ des Antonios Diogenes im Lichte des neuen Fundes*. *Hermes* 71 (1936), 312–319. [= Zimmermann 1936b].

### Siglenverzeichnis

- FGrHist      Jacoby, F. (Hrsg.): *Die Fragmente der Griechischen Historiker*. Berlin 1923–1955.
- GMAW        Turner, E. G. (Hrsg.): *Greek Manuscripts of the Ancient World*. London 1987.
- LfgrE         Snell, B. et al. (Hrsgg.): *Lexikon des frühgriechischen Epos*. Göttingen 1955 ff.

- LSJ Liddell, H. G., Scott, R., Stuart Jones, H., Mackenzie, R. (Hrsgg.): A Greek-English Lexicon. Oxford 1996.
- OLD Glare, P. G. W. (Hrsg.): Oxford Latin Dictionary. Oxford 1996.
- P. Dubl. Greek Papyri from Dublin.
- P. Herc. Papyri Herculenses (Herculanensium voluminum quae supersunt).
- P. Mich. Papyri in the University of Michigan Collection. Ann Arbor 1931 ff.
- P. Mil.Vogl. Vogliano, A. et al. (Hrsgg.): Papiri della Università degli Studi di Milano. 1937 ff.
- P. Oxy. The Oxyrhynchus Papyri. London 1898 ff.
- PSI Papiri greci e latini (Pubblicazioni della Società Italiana per la ricerca dei papiri greci e latini in Egitto). Florenz 1912 ff.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs unbekannte  
Vorlesung  
„Einleitung in die Philologie“

Walther Ludwig

William M. Calder III

STUDIORUM  
WILAMOWITZIANORUM  
PRINCIPI

|   |    |
|---|----|
| Einführung: Die Rekonstruktion einer Vorlesung                                    | 53 |
| I. Wesen, Aufgabe, Gegenstand, Methoden und Ziel der Philologie                   | 63 |
| II. Überlieferung der antiken griechischen und lateinischen Autoren               | 66 |
| III. Geschichte der Philologie von der späten römischen Kaiserzeit<br>bis um 1900 | 80 |
| Bewertung der Ergebnisse – Wilamowitz als Lehrer                                  | 98 |

Einführung: Die Rekonstruktion einer Vorlesung

Wilamowitz hielt in Berlin im WS 1898/99 erstmals eine vierstündige Vorlesung mit dem Titel „Einführung in das Studium der Philologie“, er wiederholte sie im WS 1901/1902 unter dem Titel „Einleitung in die Philologie“, dann dreimal unter dem Titel „Einführung in die Philologie“ (WS 1905/06, SS 1909, SS 1919) und schließlich im WS 1925/26 unter dem programmatisch veränderten Titel „Einführung in die Altertumskunde“.<sup>1</sup> Natürlich wird er in jeder Fassung unter Wahrung eines Grundbestandes auch gewisse Neuerungen eingebracht haben. So erscheint in der Vorlesung vom WS 1901/02 Literatur aus den Jahren 1900 und 1901. Alle diese Vorlesungen wurden privatim, d. h. gegen ein von den Studenten zu entrichtendes Colleggeld, gehalten.

In seinen „Erinnerungen“ schreibt Wilamowitz über diese Vorlesung:<sup>2</sup> „Spät erst habe ich gewagt, den Studenten eine Einführung in die Philologie

---

1 Vgl. Friedrich Freiherr Hiller v. Gaertringen und Günther Klaffenbach, *Wilamowitz-Bibliographie 1868 bis 1929*, Berlin 1929, Anhang S. 75–83, und Michael Armstrong, Wolfgang Buchwald (†), William M. Calder III, *Bibliography 1867–1990*, Revised and Expanded after Friedrich Freiherr Hiller v. Gaertringen und Günther Klaffenbach, Hildesheim, München und Zürich 1991, Appendix S. 143–153.

2 Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, *Erinnerungen 1848–1914*, Leipzig (1928), S. 101–104.

zu geben, in der ich lieber darstellte, wie sie sich zum Ganzen der Altertumswissenschaft ausgewachsen hat, und an Beispielen zeigte, was alles nötig ist, um eine Wahrheit zu finden. Aber von der Methode mußte doch gehandelt werden, und es machte mir Spaß zu zeigen, wie die Gebote des kritischen Katechismus, trotzdem daß sie alle eine Wahrheit enthalten, durch ebenso berechnete Sprüche einander scheinbar aufheben, wie es ähnlich mit den Sprichwörtern geht. Auch wenn viele meiner Antithesen sich zunächst auf die Textkritik beziehen, haben sie doch für jede Untersuchung die entsprechende Geltung. Ich bin jetzt so alt, daß ich es mir erlauben darf, meinen Katechismus herzusetzen, und der Platz scheint mir hier der beste“. Im Anschluß daran zitiert und erläutert er etwa ein Dutzend von in sich antithetischen Sinnspruchpaaren.

Das ist alles, was man von dieser Vorlesung weiß. Wilamowitz betrachtete sie offenbar als eine besonders schwierige Vorlesung, die viel Erfahrung voraussetzte, so daß er sie erst „spät“, d. h. erst nach 23jähriger Lehrtätigkeit mit 50 Jahren zu halten „wagte“. Der letzte Titel der Vorlesung „Einführung in die Altertumskunde“ scheint dem hier genannten Programm, nämlich darzustellen, wie sich die Philologie in die Altertumswissenschaft verwandelte, zu entsprechen. Im übrigen kann dieser „Katechismus“ nur ein sehr kleiner Teil der wöchentlich vierstündigen Vorlesung eines ganzen Semesters gewesen sein.

Wilamowitz scheint an keiner anderen Stelle den Inhalt der Vorlesung veröffentlicht zu haben. Eine Mitschrift der Vorlesung ist nicht veröffentlicht. Und es ist auch, wenigstens in Normalschrift, keine Mitschrift von ihr bekannt.<sup>3</sup> In dieser Situation gewinnt eine stenographische Mitschrift an Interesse, die sich von dieser Vorlesung in der Fassung des WS 1901/02 erhalten hat. Sie ist Teil eines anonymen Mitschriftbuches im Quartformat (21x16,5 cm), das, in blaue Pappe mit braunem Kalikorücken gebunden, 5 Vorlesungen von Wilamowitz enthält: (1.) S.S. 1900 (26.4. – 2.8.) „Antike Geschichtsschreibung“ (Bl. 1–37),<sup>4</sup> (2.) W.S. 1900/01 (25.10. – 4.3.) „Grie-

3 Vgl. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, *Homers Ilias* (Vorlesung WS 1887/1888 Göttingen). Nach der Mitschrift von stud. phil. Alfred Züricher (1867–1895) aus Bern hrsg. und kommentiert von Paul Dräger, Hildesheim, Zürich, 2. ergänzte Auflage, New York 2008 (Spudasmata 109), S. 85–90 (Liste der bisher bekannt gewordenen überlieferten Vorlesungsnachrichten von Wilt-Aden Schröder).

4 Die Vorlesung wurde publice (d. h. für Studenten gratis) 2stündig gehalten und behandelt nach einer Einleitung Hekataios, Herodotos, Thucydides, Philistos, Xenophon, den „Kampf zwischen echter und Scheinwissenschaft: Isokrates und Platon“, Theopomp, Aristoteles, Dikaiarchos, Aristoxenes, Kleitarchos, Nearchos, Ptolemaios, Hieronymus, Duris, Timaios, Aratos, Polybios, Poseidonios, den „Übergang zur römischen Historiographie“, Fabius Pictor, Cato, Sulla, Livius, Sallustius, Josephos, Plutarchos, Tacitus, Arrian, Appian, Cassius Dio, den „historische[n] Roman“, Flavius Dexippus, Eusebios, Ammianus Marcellinus, Zosimos, Priscus und Prokopios von

chische Literatur der Kaiserzeit von Nero abwärts“ (Bl. 40–64),<sup>5</sup> (3.) S.S. 1901 (25.4. – 1.8.) „Platon“ (Bl. 66–75),<sup>6</sup> (4.) W.S. 1901/02 (28.10–27.2.) „Das Zeitalter des Perikles“ (Bl. 78–89),<sup>7</sup> und (5.) W.S. 1901/02 (25.10–28.2.) „Einleitung in die Philologie“ (Bl. 93–123). Durchweg sind die Seiten senkrecht hälftig geteilt. Beschrieben sind nur die jeweiligen inneren Hälften der Seiten, und zwar mit ca. 35 Zeilen. Auf den breiten Außenrändern stehen in der Regel nur die Daten der einzelnen Vorlesungen. In allen diesen Mitschriften sind die Vorlesungstitel, die Eigennamen, die griechischen und lateinischen Wörter sowie die Zahlen in normaler Kursivschrift gegeben. Der übrige Text der Vorlesungen ist stenographisch niedergeschrieben.

Dieses Buch befand sich im Nachlaß von Fritz Heichelheim (1901–1968), der nach seiner Promotion zum Dr. phil. in Gießen 1925–1926 noch in Berlin studiert hatte, als Privatdozent in Gießen wegen seiner jüdischen Herkunft 1933 entlassen worden war, danach in England und Kanada althistorische Dozenturen bekommen hatte und schließlich 1962 Professor for Greek and Roman History an der University of Toronto geworden war.<sup>8</sup> Er könnte die Vorlesungsmitschriften, die bei seinem Tod in seinem Besitz waren, während seines Studiums in Berlin erworben haben. Ihr Schreiber muß etwa 20 Jahre älter als Heichelheim gewesen sein. Sein Vater, der Bankdirektor war, war es wohl nicht.

Nach seinem Tod kaufte auf Vorschlag von Professor Ted Brunner, dem Director des Thesaurus Linguae Graecae und Mitglied des Classics Department der State University of California at Irvine, die University Library dieser Universität Heichelheims hinterlassene Bibliothek und gab die Bücher, die die Bibliothek nicht brauchen konnte, dem dortigen Classics Department. Eines dieser Bücher war das Mitschriftbuch. Dort wurde das nicht lesbare Buch nun

---

Caesarea. Inhaltlich dürfte sie der in einer Mitschrift von Tycho v. Wilamowitz-Moellendorff überlieferten Vorlesung „Geschichtsschreibung und Prosadichtung des Altertums“ (WS 1907/08) entsprechen.

- 5 Die Vorlesung wurde publice 2stündig gehalten und behandelt Nero, Seneca, Petron, Flavier, Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marcus Aurelius, Commodus, Septimius Severus, Caracalla, Aristides von Smyrna, Dio Chrysostomos, Epiktet, Marcus, Apollonios von Tyana, Apuleius, Plutarch, Celsus, Origenes und Clemens. Inhaltlich dürfte sie der in einer Mitschrift von Tycho v. Wilamowitz-Moellendorff überlieferten Vorlesung „Kulturgeschichte des Altertums seit Nero“ (WS 1908/09) entsprechen.
- 6 Die Vorlesung wurde publice 2stündig gehalten und behandelt Platons Gorgias, Laches, Euthydemos, Phaidros, Phaidon sowie Origenes, Apuleius, Chalcidius, Marsilius Ficinus, Boeckh, Carl Friedrich Hermann und Eduard Zeller. Es ist keine andere überlieferte Mitschrift einer Vorlesung zu diesem Thema bekannt. Die Vorlesung dürfte jedoch in seinen Platon, zuerst Berlin 1919, eingegangen sein.
- 7 Die Vorlesung wurde publice 2stündig gehalten. Vergleichbar sind die im SS 1889 gehaltenen Vorlesungen „Literaturgeschichte des 5. Jahrhunderts“ und „Über das Attische Reich“, über die Mitschriften existieren (für die letztere nur in Stenographie).
- 8 Vgl. Hans Georg Gundel, Fritz M. Heichelheim †, *Gnomon* 41, 1969, S. 221–224.

abermals als unbrauchbar ausgeschieden. Es kam so in den 70er Jahren in den Besitz des mir über gemeinsame neulateinische Interessen verbundenen Alt-historikers Professor Richard Frank, der Mitglied des gleichen Departments war und ist. Er schenkte es mir mit einem Brief vom 3. Oktober 2003 in der Hoffnung, daß es mir gelingen könnte, in Deutschland jemanden zu finden, der eine Transkription herstellen kann. Ich danke ihm auch an dieser Stelle für seine Großzügigkeit und sein Vertrauen. Eine Transkription herzustellen, hatte allerdings seine Schwierigkeiten.

Nachdem meine ehemalige, die deutsche Einheitskurzschrift beherrschende Sekretärin vor der Schrift resigniert hatte, suchte ich zunächst in Hamburg bei mir bekannt gewordenen Experten für alte Stenographien jemanden, der die Schrift entziffern könnte. Als diese Versuche fehlschlugen, da es sich nicht um die verbreiteten älteren Kurzschriftsysteme Gabelsberger oder Stolze-Schrey handelte und man es für möglich hielt, daß es sich um ein heute nicht mehr lesbares „Individualprodukt“ handelt, wandte ich mich an die „Forschungs- und Ausbildungsstätte für Kurzschrift und Textverarbeitung in Bayreuth e.V.“, wo Frau Mag. Monika Disser feststellte, daß das Buch in dem für sie nicht lesbaren Stenographiesystem Arends geschrieben sei, das von 1850 bis um 1925 benützt wurde. Sie konnte mich mit dem einzigen bekannten lebenden Kenner dieses Stenographiesystems, Herrn Hans Gebhardt in Eckersdorf bei Bayreuth, in Verbindung bringen. Leider war aber auch er nicht in der Lage, diese Schrift, die sich als eine sehr spezielle Variante des Systems Arends entpuppte, zu entziffern. Nach längeren, schließlich erfolglosen Bemühungen schrieb er mir am 21. Dezember 2008: „Das System Arends datiert von 1850, wurde 1860 in Buchform veröffentlicht und von einer ganzen Reihe seiner Schüler Veränderungen unterworfen. Der Grund: es war zu schwer und zu umständlich. Das vorliegende Stenogramm ist weder nach dem Originalsystem geschrieben noch nach der häufigsten Variante Arends-Matschens. [...] Obwohl ich seit Jahrzehnten Transkriptionen dieser Art aus den verschiedensten Systemen vornehme, wohl auch die größte Erfahrung in diesen Arbeiten habe, muss ich in diesem Falle kapitulieren. Es tut mir also außerordentlich leid, Ihnen hier nicht helfen zu können. Ich kenne zudem auch keinen Kollegen, der schon mit dem System Arends gearbeitet hat.“ Damit ist wohl die Hoffnung, daß eine Transkription dieses Mitschriftbuches hergestellt werden könnte, zu begraben. Nur wenn die Entzifferung der Schrift so wichtig wäre wie die Entschlüsselung von Enigma im Zweiten Weltkrieg, könnte man sicher sein, daß ihr Code doch noch geknackt würde.

Die Vorlesungsmitschriften sind aber nicht völlig unlesbar, da ja die Eigennamen, die griechischen und die lateinischen Wörter und die Zahlen normal geschrieben sind und die Absatzgliederung und Unterstreichungen auch gewisse strukturelle Rückschlüsse erlauben. Wenige stenographische

Kürzel wie z. B. das Kürzel für „Jahrhundert“ konnten wegen ihres häufigen Vorkommens auch erschlossen werden. Im Falle der Vorlesung „Einleitung in die Philologie“ lohnt sich eine Bemühung, auf diese Weise wenigstens ein Skelett der Vorlesung zu rekonstruieren, denn die normal geschriebenen Wörter sind hier zahlreicher als in den anderen Vorlesungen, und es ist gerade über den Inhalt dieser Vorlesung außer den neugierig machenden Bemerkungen in den „Erinnerungen“ nichts bekannt. Es wäre aber von großem Interesse, zu sehen, wie Wilamowitz seine Studenten durch eine vierstündige Vorlesung in die Philologie einführte. Es könnte nicht nur eine wertvolle Ergänzung zu der in den letzten Jahrzehnten vor allem durch die Bemühungen von William M. Calder III<sup>9</sup> und danach von mehreren anderen Philologen und Historikern lebhaft und erfolgreich vorangetriebenen Wilamowitz-Forschung sein.<sup>10</sup> Auch existieren gegenwärtig in vielen deutschen Universitäten zweistündige Übungen für Studienanfänger, die den Titel „Einführung in die Klassische Philologie“ tragen (teilweise jetzt ersetzt durch Einführungen in die Latinistik oder Gräzistik), und in anderen Ländern, in denen Griechisch und Latein studiert wird, gibt es ähnliche Veranstaltungen. Dozenten und Studierende könnten nicht ohne Gewinn und Spannung betrachten, wie vor hundert Jahren mit ihrer Aufgabe – in vielem sehr anders – umgegangen wurde.

Die Vorgehensweise in dieser Vorlesungsrekonstruktion wird die sein, daß von den Eigennamen und den griechischen und den lateinischen Wörtern und auch von der Anordnung und Gliederung des Textes aus versucht wird, zu erschließen, in welchem Kontext diese Wörter gebraucht wurden. Im folgenden sind alle diese zitierten lesbaren Wörter in doppelte Anführungszeichen

---

9 Ich erinnere mich, wie Calder um 1970 in New York als *ioco-serium* seine Berufung zum Biographen von Wilamowitz durch eine Traumerscheinung desselbigen erzählte. Vgl. zu seinen Publikationen jetzt Nicholas M. Moccia, William M. Calder III. The Seventieth Birthday Bibliography 1955–2003, Urbana/Champaign 2002, und zu seiner wissenschaftsgeschichtlichen Bibliothek: William M. Calder III – Daniel J. Kramer, An Introductory Bibliography to the History of Classical Scholarship chiefly in the XIXth and XXth Centuries, Hildesheim u. a. 1992, und ders. und R. Scott Smith, A Supplementary Bibliography to the History of Classical Scholarship chiefly in the XIXth and XXth Centuries, Bari 2000 (Paradosis 2).

10 Vgl. Robert L. Fowler, Ulrich von Wilamowitz Moellendorf, in Ward W. Briggs und William M. Calder III, Hrsg., Classical Scholarship. A Biographical Encyclopedia, New York – London 1990, S. 489–522, und danach u. a. die Editionen des Briefwechsels von Wilamowitz mit Hermann Diels, Eduard Norden, Paul Friedländer und Theodor Mommsen durch William M. Calder III und seine Mitarbeiter (1995, 1997, 1999, 2003). Eine vollständige Bibliographie der zahlreichen modernen Forschungen zu Wilamowitz ist an dieser Stelle weder möglich noch nötig. Verwiesen werden kann in diesem Fall sogar auf einen sehr ausführlichen und bibliographisch reichhaltigen Artikel über Wilamowitz in der „Wikipedia“.

chen gesetzt. Doppelte Anführungszeichen werden innerhalb der Vorlesungsrekonstruktion, d. h. in den Kapiteln I-III, zu keinem anderen Zweck benützt (andere Zitate, wie z. B. Sätze aus anderen Schriften von Wilamowitz, erscheinen hier der Eindeutigkeit halber nur in einfachen Anführungszeichen). Bei Verschreibungen von Eigennamen erfolgt die Korrektur entweder innerhalb des betreffenden Wortes durch in eckigen Klammern hinzugefügte Buchstaben oder nach dem in der originalen Schreibweise zitierten Namen durch die Hinzufügung der richtigen Schreibweise in runden Klammern. Die im folgenden außerdem eingesetzten verbindenden Wörter zwischen den lesbaren und deshalb in Anführungszeichen gesetzten Wörtern sollen den Kontext, soweit er erschließbar ist, anzeigen.<sup>11</sup> Die lesbaren Wörter sind hier immerhin so dicht, daß die Grundzüge des Ablaufs der Vorlesung im allgemeinen erschlossen werden können. In der Regel kann allerdings nur angegeben werden, worüber gesprochen wurde, und nicht, was Wilamowitz im einzelnen zu bestimmten Stichwörtern äußerte. Das folgende Referat kann deshalb in der Regel nur die faktischen Themen nennen, und man muß sich immer bewußt bleiben, daß die Urteile und Bewertungen von Wilamowitz hier meist notgedrungen fehlen müssen. Auch das Ausmaß der zusätzlichen Erläuterungen von seiner Seite muß verständlicherweise offen bleiben. Der Mitschreiber gab nachweislich nicht alles Gesagte wieder, hat auch zwei der insgesamt 28 Doppelstunden dieser Vorlesung nicht besucht. Man vermißt viel, aber es ist im ganzen doch eine relativ genommen sehr fleißige Mitschrift. Die hier zwischen den lesbaren Wörtern und Zahlen eingesetzten verbindenden Wörter sollen nur das hinzufügen, was sich unmittelbar aus ihnen ergibt. Aus solchen Angaben kann oft geschlossen werden, daß Wilamowitz sich über Entsprechendes dann auch noch geäußert haben muß. Solche Schlüsse sollen aber den Lesern überlassen werden. Eine derartige Rekonstruktion des prinzipiellen Gedankenverlaufs ist natürlich manchmal auch etwas hypothetisch. Das erreichbare Beste ist eine an Sicherheit grenzende Plausibilität. Aber Archäologen pflegen ja auch aus Fragmenten und Ruinen das ursprüngliche Ganze zu rekonstruieren. Warum sollte das dann nicht auch ein Philologe auf seinem Felde unternehmen?

---

11 Zur Herstellung der Verbindungen war für eine erste Konsultation Wilhelm von Christs Geschichte der griechischen Literatur, unter Mitwirkung von Otto Stählin [...] bearbeitet von Wilhelm Schmid, 6. Aufl. München 1912, hilfreich, da sie den Wissensstand der damaligen Zeit darstellt. Im übrigen wurden die gängigen Nachschlagewerke, Ausgaben der antiken Autoren, einschlägige Sekundärliteratur und ähnliches benützt. Es wurde mit wenigen Ausnahmen aus Raumgründen darauf verzichtet, Äußerungen von Wilamowitz zu den gleichen philologischen Sachverhalten anzuführen, und völlig davon abgesehen, die Aussagen von Wilamowitz nach dem gegenwärtigen Forschungsstand zu ergänzen.

Insgesamt ergibt sich, so hoffe ich, ein ziemlich präzises Bild des Vorlesungsverlaufs, das unsere Kenntnis des Lehrinhalts und der Lehrmethoden von Wilamowitz und damit des akademischen Unterrichts um 1900 erheblich erweitert. Wilamowitz hat in seiner Vorlesung anscheinend Ausführungen, die er in seiner „Einleitung in die attische Tragödie“ 1889 gemacht hatte,<sup>12</sup> verwertet. Auch trägt die Vorlesung zu einem besseren Verständnis von späteren Monographien, so seiner 1921 erstmals gedruckten „Geschichte der Philologie“ und des textkritischen Kapitels im zweiten Band seines zuerst 1919 erschienenen „Platon“ bei. Umgekehrt können die dortigen Ausführungen auch bei der Rekonstruktion des in der Vorlesung Gesagten helfen.

Eine erste Überprüfung der Vorlesungsmitschrift führt zu zwei überraschenden und wichtigen Ergebnissen. Erstens enthält diese Vorlesung nicht die Sinnsprüche des sogenannten Katechismus, die durch ihre teilweise lateinischen Zitate auffallen würden. Dieser von Wilamowitz in seinen „Erinnerungen“ erwähnte Inhalt wurde also erst in spätere Fassungen der Vorlesung aufgenommen. Auch steht der dort ausgedrückte Gedanke, daß er darstellen wollte, „wie sie [sc. die Philologie] sich zum Ganzen der Altertumswissenschaft ausgewachsen hat“ in der vorliegenden Fassung nicht derart im Vordergrund, wie es nach dieser Aussage den Anschein hat. Vielleicht wurde die Vorlesung erst, als sie 1925 „Einführung in die Altertumskunde“ umbenannt wurde, entsprechend formuliert.

Zweitens läßt eine Analyse der normal geschriebenen Wörter erkennen, daß Wilamowitz die Vorlesung in drei etwa gleich große Hauptteile gegliedert hat:

(1.) Eine allgemeine Einführung, die Wesen und Aufgabe, Gegenstand Methoden und Ziel der Philologie bestimmt (1.–9. Doppelstunde, Bl. 93r–97r; die 8. Doppelstunde wurde nicht mitgeschrieben). Diese Disposition gibt mit griechischen Termini die Mitschrift des Beginns der 2. Doppelstunde (29.10.) so: „I. οὐσία, ἔργον? II. ὑποκείμενον? III. μέθοδοι? IV. τέλος?“.

(2.) Die Überlieferung der antiken Literatur (9.–18. Doppelstunde, Bl. 97v–105r; die 10. Doppelstunde wurde nicht mitgeschrieben). Nach einigem Grundsätzlichen wird hier die Überlieferungsgeschichte zahlreicher griechischer und lateinischer Autoren, die nach überlieferungsgeschichtlichen Kriterien geordnet sind, dargestellt.

(3.) Geschichte der Philologie (18.–28. Doppelstunde, Bl. 105v–123v). Nach den griechischen Philologen von der späten römischen Kaiserzeit bis zum 15. Jahrhundert in Italien werden die Philologen im Abendland von Isidor von Sevilla bis in die Gegenwart von Wilamowitz behandelt.

12 Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Einleitung in die attische Tragödie*, Berlin 1889 (Euripides. Herakles, Bd. 1), unveränderter Abdruck Berlin 1907 unter dem Titel: *Einleitung in die griechische Tragödie*, Nachdruck Darmstadt 1969.

Wenn man die Zeiten für diese drei Teile der Vorlesung (9, 9, 10 Doppelstunden, davon gehört 8, 8, 10) mit dem Umfang der Mitschrift (9, 16, 37 Seiten) vergleicht, fällt auf, wie sehr sich das Mitschreiben steigerte, was sowohl in dem Umstand, daß sich das Interesse des Studenten verstärkte, als auch in der Gegebenheit, daß der zweite und noch mehr der dritte Teil wegen ihrer Faktenfülle leichter mitzuschreiben waren bzw. mehr zum Mitschreiben einluden, begründet sein dürfte. Selbst für den dritten Teil wird die Analyse aber ergeben, daß der Student die Fülle des Gebotenen trotz seiner stenographischen Schreibgeschwindigkeit nur lückenhaft festhalten konnte, aber die Geschichte der Philologie hat den Studenten auf jeden Fall am meisten gefesselt.

Dieser dritte Teil der Vorlesung war, so ergibt seine Rekonstruktion, ein Vorläufer der 1921 in der „Einleitung in die Altertumswissenschaft“ als I. Band 1. Heft veröffentlichten „Geschichte der Philologie“ von Wilamowitz.<sup>13</sup> Die gedruckte Fassung folgt in ihrem ersten, chronologisch darstellenden Teil in wesentlichen Teilen dem dritten Hauptteil der Vorlesung. Die Seiten 66–80 des Drucks mit ihrer Würdigung einzelner altertumswissenschaftlicher Gebiete (Grammatik, Philosophie, Archäologie, Geschichte, Ausgrabungen, Inschriften, Textkritik, Philosophie, Religion) haben in dieser Vorlesung vom WS 1901/02 allerdings noch keine Entsprechung. Wilamowitz ist in der Vorlesung aber auf die Philologiegeschichte insgesamt detaillierter und auf verschiedene Epochen, besonders die byzantinische, ausführlicher eingegangen als später im Druck.

Wilamowitz selbst gibt 1921 auf S. 2 der Druckfassung an, daß seine „Nachschrift der Vorlesung, welche Otto Jahn 1868 über die Geschichte der Philologie gehalten hat“, ihm „zeitlebens geholfen“ habe. Dies wird dann bereits bei der Darstellung dieses Gegenstandes in der Vorlesung vom WS 1901/02 der Fall gewesen sein. In seinen „Erinnerungen“ schreibt Wilamowitz Näheres über diese Vorlesung:<sup>14</sup> „Vollends [sc. tat ihre Wirkung] seine [sc. Jahns] Geschichte der Philologie. Ich lache, wenn ich die vielen ver-

13 Die Ausgabe von 1921 war die Erstausgabe, sie wird jedoch manchmal bibliographisch irreführend als 3. Auflage bezeichnet, da sie als I. Band, Heft 1 zur 3. Auflage der von Alfred Gercke und Eduard Norden im Teubner-Verlag Leipzig herausgegebenen Einleitung in die Altertumswissenschaft gehörte. In der ersten und der zweiten, 1909 und 1912 erschienenen Auflage dieses Werkes war noch keine Philologiegeschichte enthalten. Diese Auflagen enthielten jedoch als ersten Beitrag eine „Methodik“ von Alfred Gercke, die im einzelnen einige Parallelen zu der Vorlesung aufweist, insgesamt aber anders aufgebaut ist. Ein Neudruck der Erstausgabe von 1921 erschien Leipzig 1959 sowie Leipzig 1997 und Stuttgart 1998, dann jeweils mit einem Nachwort und Register von Albert Henrichs. Ferner erschien 1982 in London eine englische Übersetzung unter dem Titel „History of Classical Scholarship“ mit einer Einführung und Anmerkungen von Hugh Lloyd-Jones.

14 Wilamowitz (wie Anm. 2), S. 86 f.

schriebenen Namen in meiner stenographischen Nachschrift sehe; das tat keinen Schaden. Meinen Studenten habe ich dieses Beispiel oft angeführt, sie zu überzeugen, daß man das Meiste aus Vorlesungen lernen kann, die man nicht versteht, wenn sie Sehnsucht zu erwecken verstehen und den Weg weisen. Dazu ist der akademische Unterricht da, weder abzurichten noch totes Wissen einzutrichtern. Und gerade dies erreichte diese Geschichte einer Wissenschaft, denn sie wies den Weg zu einer Philologie, in der die Gegensätze zwischen Hermann und Boeckh ausgeglichen waren, die Archäologie in ihrem ganzen Umfang einbezogen. Sechsstündig las sie Jahn; die Hochzeit meines ältesten Bruders zwang mich, die letzten Stunden zu versäumen, in denen er den Kreis um Boeckh behandeln, also den Schluß ziehen wollte, wie die Philologie geworden war, was sie sein soll: Altertumswissenschaft.“ Als sechsstündige Vorlesung war Jahns Philologiegeschichte mit ca. 76 Stunden weit umfangreicher gewesen als die von Wilamowitz, die in seiner Einleitungsvorlesung nur ca. 20 Stunden einnahm. Wilamowitz hatte in seiner Bonner Studienzeit, die vom WS 1867/68 bis zum SS 1869 währte, auch „ein Publikum über das Studium der alten Geschichte von Sigonius und Panvinus bis auf Gibbon und Niebuhr“ von dem Außerordentlichen Professor Jakob Bernays gehört.<sup>15</sup> Bernays soll seit 1866 in Bonn fast jedes Jahr vierstündig über die Geschichte der Philologie gelesen haben, also auch noch erheblich ausführlicher als später Wilamowitz, der nur den dritten Teil seiner gleichfalls vierstündigen Vorlesung der Philologiegeschichte widmete.<sup>16</sup> Zur Lebenszeit von Otto Jahn (1813–1869) las Bernays seine „Geschichte der Klassischen Philologie“ vielleicht noch nicht in der umfassenden Form, die Robert Münzel im WS 1878/79 mitschrieb.<sup>17</sup> Wilamowitz hat diese Vorlesung auf jeden Fall nicht gehört. Als gedruckte Gesamtdarstellung der Philologiegeschichte gab es 1900 nur den „Grundriß zu Vorlesungen über Geschichte und Encyclopädie der classischen Philologie“ von Emil Hübner (Berlin 1876, 2.

15 Wilamowitz, S. 87.

16 Vgl. Hans Kurig, Hrsg., Jakob Bernays. Geschichte der Klassischen Philologie: Vorlesungsnachschrift von Robert Münzel, Hildesheim u. a. 2008 (Spudasmata 120), S. 23.

17 Kurig (wie Anm. 16), S. 28, hat jedoch zwei sehr spezifische Übereinstimmungen zwischen der 1921 gedruckten Philologiegeschichte von Wilamowitz und der aus der Nachschrift vom WS 1878/79 bekannten Vorlesung von Bernays festgestellt. Es ist unbekannt, wie es dazu kam. Daß Wilamowitz eine ihm zugekommene Nachschrift der Vorlesung von Bernays benützte, ist unwahrscheinlich. Eher gehen diese Übereinstimmungen auf einzelne mündliche Äußerungen von Bernays gegenüber Wilamowitz zurück, wenn sie nicht sogar ihren Ursprung in der Vorlesung von Jahn haben. Verständlicherweise bestehen viele personelle und manche strukturelle Übereinstimmungen zwischen der von Münzel gehörten Vorlesung von Bernays und der Darstellung der Philologiegeschichte in der Vorlesung von Wilamowitz. Sie werden im folgenden jedoch nicht einzeln vermerkt, da sie sich ohne eine unmittelbare Kenntnis der Bernayschen Vorlesung ergeben haben können.

Aufl. 1889).<sup>18</sup> Es handelt sich hierbei aber nicht um eine verbal artikulierte Darstellung, sondern um eine historisch und systematisch strukturierte Bio-Bibliographie, die nach Hübners Vorwort als ein begleitender Text für seine seit 1869 an der Universität Berlin gehaltenen „Vorlesungen über die Geschichte und Encyclopädie der classischen Philologie“ ausgearbeitet worden war. Sie ist so materialreich, daß Hübner in seiner Vorlesung nicht alle hier genannten Philologen behandelt haben kann. Er wollte vielmehr offenbar ein bio-bibliographisches Nachschlagewerk liefern. Der „Grundriß“ wird vermutlich aus persönlichen Gründen<sup>19</sup> weder 1921 von Wilamowitz erwähnt noch in der Vorlesungsnachschrift von 1901/02 zitiert, obwohl er ihm bekannt gewesen sein muß und auch zur Information über Personen und Perioden herangezogen worden sein dürfte. „A History of Classical Scholarship“ von John Edwin Sandys, die Wilamowitz für seine Darstellung von 1921 als eine Quelle angibt, erschien erst 1903, der „Grundriss der Geschichte der klassischen Philologie“ von Alfred Gudeman erst 1907<sup>20</sup> und die „Geschichte der klassischen Philologie“ von Wilhelm Kroll in der Sammlung Göschen erst 1908. Diese Werke konnten für die Vorlesung des WS 1901/02 also noch nicht benützt werden.

Als Wilamowitz 1921 die Vorlesung Otto Jahns erwähnte, bedauerte er, daß man „versäumt“ hatte, „die Vorlesung aus den Heften und stenographischen Nachschriften gleich nach Jahns Tode herauszugeben, denn er verfügte über eine unbegrenzte Gelehrsamkeit, war aber mehr als ein Polyhistor und hielt mit seinem Urteil nicht zurück“.<sup>21</sup> Das gilt auch für die hier vorliegende Vorlesung und für Wilamowitz selbst. Seine unbegrenzte Gelehrsamkeit wird auch in dem folgenden Vorlesungsskelett erneut sichtbar werden, seine in dieser Vorlesung geäußerten Urteile sind dagegen nur in sehr beschränktem Maße erkennbar, solange die Stenographie verschlüsselt bleibt.

---

18 Nachdruck Hildesheim 1973. Das Buch von Conrad Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart, München 1883, war auf den deutschen Sprachraum beschränkt.

19 Vgl. zum Verhältnis von Wilamowitz und Hübner und ihrer Entzweiung um 1881 William M. Calder III und Robert Kirstein, ‚Aus dem Freund ein Sohn‘. Theodor Mommsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Briefwechsel 1872–1903, Hildesheim 2003, S. 179.

20 Er war zuvor in der von Wilamowitz wohl nicht beachteten englischen Fassung als „Outlines of the history of classical philology“ allerdings schon in 3. Auflage Boston 1897 erschienen.

21 Vgl. Carl Werner Müller, Otto Jahn. Mit einem Verzeichnis seiner Schriften, Stuttgart – Leipzig 1991.

## I. Wesen, Aufgabe, Gegenstand, Methoden und Ziel der Philologie

Nach diesem summarischen Überblick soll im folgenden versucht werden, den Gang der Vorlesung an Hand ihrer lesbaren Elemente etwas genauer nachzuzeichnen. In der 1. Doppelstunde (Freitag, 25.10., Bl. 93r) hat der anonyme Student nur zwei Zeilen eingetragen, in deren Mitte „vir bonus discendi peritus“ zu lesen ist, also die berühmte Definition des Philologen, die Wilamowitz später ans Ende seiner gedruckten Philologiegeschichte (S. 80) setzte und die er, worauf 1987 sowohl Rudolf Kassel als auch William M. Calder III unabhängig voneinander hinwiesen, erstmals 1877 in einem Vortrag vor der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wiesbaden verwendet hatte.<sup>22</sup> Wann ihm diese spielerische Abwandlung der Catonischen Definition des Redners zuerst eingefallen war, ist noch unbekannt.<sup>23</sup> Ihr Gebrauch am Anfang seiner Einführungsvorlesung in die Philologie beweist jetzt, daß er sie nach 1877 nicht erst wieder 1921 aufgriff, sondern ständig mit ihr umging und sogar zur ethischen Einstimmung seiner Studenten in die philologische Arbeit verwendete.

In der 2. Doppelstunde (Dienstag, 29.10., Bl. 93r) gab Wilamowitz zuerst die Disposition des ersten Hauptteils seiner Vorlesung in vier Kapiteln nach den oben genannten griechischen Termini, die ein kategoriales System bilden

22 Rudolf Kassels Besprechung von: Wilamowitz nach 50 Jahren, hrsg. von William M. Calder III u. a., Darmstadt 1985, erschien in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 239, 1987, S. 188–228. Sie wurde abgedruckt in: ders., Kleine Schriften, hrsg. von Heinz-Günther Nesselrath, Berlin 1991, S. 534–578. Kassel verbesserte dort, S. 215 bzw. S. 563, die von Peter Lebrecht Schmidt in dem besprochenen Werk, S. 382, geäußerte Annahme, die Definition ‚vir bonus discendi peritus‘ stamme von Friedrich Leo. William M. Calder III, ‚Vir bonus discendi peritus‘, American Journal of Philology 108, 1987, S. 168–171, führte zusätzlich aus, wie Wilamowitz’ Definition über Leo (1895) zu Housman (1911) gelangte. Der Ausdruck wurde bekanntlich zum Titel der Festschrift für Otto Skutsch (1906–1990) gewählt: Nicholas Horsfall, Hrsg., Vir bonus discendi peritus: Studies in Celebration of Otto Skutsch’s Eightieth Birthday, London 1988 (Bulletin Institut of Classical Studies Supplement 51). Zu dessen Erinnerungen an Wilamowitz vgl. Anton Bierl und William M. Calder III, Hrsg., † Otto Skutsch, Recollections of Scholars I have known, Harvard Studies in Classical Philology 94, 1992, S. 387–408, hier S. 396 f. (er hörte seine letzte Vorlesung).

23 Unbekannt ist auch, ob Wilamowitz dabei an Plin. Epist. 8, 23, 3 ‚haec praecipua eruditio, quod discere volebat‘ dachte. Gelesen hat er die Stelle sicher einmal. Vermutlich wußte er aber nicht, daß Janus Gruter daraus die jambische Verssentenz ‚Doceri velle, summa est eruditio‘ komponiert hatte. Vgl. dazu Walther Ludwig, Janus Gruters Florilegium ethico-politicum. Die Erneuerung einer antiken Dichtungsform, in: Maria Berggren und Christer Henriksén, Miraculum Eruditionis. Neo-Latin Studies in Honour of Hans Helander, Uppsala 2007 (Studia Latina Upsaliensia 30), S. 51–80, hier S. 72–74 (= Walther Ludwig, Supplementa Neolatina, Ausgewählte Aufsätze 2003–2008, edenda curavit Astrid Steiner-Weber, Hildesheim u. a. 2008 [Noctes Neolatinae 10], S. 97–129, hier S. 121–122).

sollen.<sup>24</sup> Es fällt auf, daß ihre deutschen Äquivalente in den allgemeinen Bemerkungen am Anfang der gedruckten „Geschichte der Philologie“ erscheinen (S. 1): „wird durch ihr Objekt bestimmt [...] Die Aufgabe der Philologie [...] ist das Ziel [...] jetzt ihres Wesens und ihrer Aufgabe bewußt“. Wilamowitz hat hier also Begriffe und Gedanken aus dem Anfang seiner Einführungsvorlesung in den Druck von 1921 aufgenommen.

Das ist auch beim Anfang der 3. Doppelstunde (Freitag, 31.10., Bl. 93v) der Fall, wo in der Mitschrift die griechischen Wörter „θαυμάζειν“ und „θεᾶσθαι“ sowie „νοῦς“ und etwas später „λέγω δὲ ἐν εἶναι ὁ ἄν ἔχη ἀρχὴν καὶ μέσον καὶ τέλος“ hervorstechen. Hier hat Wilamowitz offensichtlich von dem gesprochen, was er 1921 so ausdrückte (S. 1): „Auch hier wie in aller Wissenschaft, griechisch zu reden, in aller Philosophie, ist das Verwundern [!] über das Unverstandene der Anfang; das rein beglückende Anschauen [!] des in seiner Wahrheit und Schönheit Verstandenen [!] ist das Ziel. Weil das Leben, um dessen Verständnis wir ringen, eine Einheit ist, ist unsere Wissenschaft eine Einheit [!]“. Im übrigen scheint er im Rest der Doppelstunde einen großen Bogen von der Spätantike bis zur Wissenschaft des 19. Jahrhunderts geschlagen zu haben, der sich im einzelnen nicht mehr rekonstruieren läßt.<sup>25</sup>

Begriffsbestimmungen im Hinblick auf Wesen und Aufgabe und zugleich auf die Anfänge der Philologie war auch noch die 4. Doppelstunde (Dienstag, 5.11., Bl. 94v–95r) gewidmet. „sacred and classical philologie“ wurden hier unterschieden, „Eratosthenes“ aus „Kyrene“ wurde zuerst als „φιλόλογος“ [sic] bezeichnet. Bedeutungsdifferenz zu „φιλόσοφος“ und „λόγιος“. Eratosthenes wurde als Ahnherr der „φιλολόγοι“ genannt,<sup>26</sup> danach wurde der „γραμματικός“ Aelius Herodianus erwähnt und die Ausgabe von Karl „Lehrs“ „Herodiani scripta tria“ (Königsberg 1848, emendatiora: Berlin 1857), zitiert, wo diese Begriffe behandelt werden.<sup>27</sup> Die Begriffe „γραμματικός“, „κριτικός“, „φιλόλογος“, „ρήτορες“, „σοφισταί“ und „φιλοσόφοι“ wurden unterschieden, „Dionysius Thrax“ in Immanuel „Bekkers Au[s]gabe“ (Anecdota Graeca,

24 In ihren stenographierten Teilen fallen die Namen „Gauß“, „Galen“ und „Paul de Lagarde“; zu letzterem vgl. Wilamowitz (wie Anm. 2), S. 228–234.

25 Folgende Eigennamen und Jahreszahlen sind hier lesbar (94r): „Paulus Diaconus“, „Nicaea“, „300“, „1807“, „Boeckh“ (zweimal), „Georg Curtius“, „Usener“ (zweimal), „Bücheler“ (zweimal), „Wilamowitz“ (an dieser Stelle dürfte Wilamowitz sich über sich selbst in seiner Beziehung zu Usener und Bücheler geäußert haben).

26 Vgl. 1921, S. 2–3: ‚Eratosthenes (der sich bescheiden einen Philologen nannte, weil sein Interesse am weitesten reichte)‘.

27 S. 3: ‚fixiert Herodian endgültig Orthographie und Prosodie‘. Bernays begann seine Vorlesung mit den gleichen Begriffsdefinitionen und zitierte dafür auch Lehrs, Herodiani scripta tria, s. Kurig (wie Anm. 16), S. 31.

Bd. 2, Berlin 1816) wurde angeführt.<sup>28</sup> Der Tätigkeit des Grammatikers wurde die „κρίσις“ des „κριτικός“ entgegengesetzt, was schließlich kurz zu dem Forschungsgegensatz von August „Boeck[h]“ und Gottfried „Hermann“ sowie zu Karl „Lachmann“ und zu seinem eigenen mit Lachmann befreundeten Doktorvater Moritz „Haupt“ führte.

In der 5. und der 6. Doppelstunde (Dienstag, 12.11., Freitag, 15.11., Bl. 95r-96v) kam das Objekt der Philologie, das „ὑποκείμενον“, zur Sprache. Wilamowitz beginnt bei den „γράμματα, litterae“, unterscheidet „ὄλη“ und „λόγος“, bespricht „μνημεῖα, monumenta“ (unter Erwähnung von „Plinius“, „Hieron“, „ρήτρα“ und „Ammon“) sowie „σήματα, signa“, nennt „ἄσπρακα“ und „Dipinti“ (Malereien in Pompeji?), danach noch die Insel „Amorgos“, die Kolosse des Pharaos „Amenophis-Memnon“, die Dichterin Julia „Babilla“, „Beth-El“, die „Kaaba“, die Insel „Thera“ und die griechischen Wörter „Zeὺς“, „πόλις“ und „τέμενον“. Es scheint, daß Wilamowitz hier das Objekt der Philologie über die griechisch-römische Literatur hinaus ausdehnte und als ihr Objekt das gesamte Altertum in seinen literarischen und materiellen Hinterlassenschaften, d. h. die gesamte antike Kultur, bestimmte, wie er auch zu Beginn seiner „Geschichte der Philologie“ deren Aufgabe beschreibt, so daß sich hier die Philologie tatsächlich in eine umfassende Altertumswissenschaft verwandelt zu haben scheint.

Die 7. Doppelstunde und die nicht besuchte und nur datenmäßig eingetragene 8. (Dienstag, 19.11., und Freitag, 22.11., Bl. 96v-97r) wandte sich dem 3. Einführungskapitel, den „Μέθοδοι“, zu. Zunächst wurden „Heron“ von Alexandria, „Lionardo“ da Vinci und Galileo „Galilei“ erwähnt. Es ist ungewiß, auf welche ihrer Methoden Wilamowitz hier abzielte. Dann kommen der „Thesaurus Linguae Graecae“ und das „C[orpus] I[nscriptionum] G[raecarum]“ mit Boeckh und dem „Corpus [Inscriptionum Latinarum]“ von Mommsen sowie die Mitwirkung der „Association des Académies“ und der Archäologie „Kekule“ (Reinhard Kekulé von Stradonitz) zur Sprache. Lassen sich hier die besprochenen Methoden vielleicht noch erahnen, so ist das bei den folgenden Stichwörtern, bei „Gibbon und Goethe“, „Severus“, „Napoleon I“, „Nap[oleon] III“, „Varro“, den Ausgrabungen in der „terra vergine“ bei „S[anta] M[aria] Liberatrice“<sup>29</sup> in Rom und „Scaliger“ weniger der Fall. Es läßt sich nur erkennen, daß Wilamowitz sich hier nicht auf die Philologie im engeren Sinne beschränkte, sondern von Methoden der Altertumswissenschaft allgemein sprach. Da eine volle Doppelstunde fehlt, bleibt die Art, wie Wilamowitz die Methoden der Philologie bzw. der Altertumswissenschaft vor-

28 S. 3: ‚Das dünne Büchlein des Dionysius Thrax‘

29 In den im Internet zugänglichen Notizie degli Scavi di Antichità comunicate alla R. Accademia dei Lincei, Roma 1885, findet sich ein Ausgrabungsbericht aus dem Bereich S. M. Liberatrice unter Nennung von ‚terra vergine‘.

stellte, leider weitgehend im Dunkeln. Im weiteren Verlauf der Vorlesung ist jedoch eine Konzentration auf die eigentliche Philologie im Sinne einer Erforschung der griechischen und der lateinischen antiken bis spätantiken Literatur vorherrschend.

Die 9. Doppelstunde (Dienstag 26.11., Bl. 97r-v) handelte in ihrem ersten Teil, den ersten Hauptteil abschließend, vom „τέλος“ der Philologie, aber auch hier hat der Mitschreiber kaum etwas außer diesem griechischen Wort eingetragen.

## II. Überlieferung der antiken griechischen und lateinischen Autoren

Wilamowitz begann in dieser 9. Doppelstunde dann den zweiten Hauptteil seiner Vorlesung, der über die Überlieferung der antiken griechischen und lateinischen Literatur handeln sollte, und stellte hier eine Reihe von grundsätzlichen Bemerkungen methodischer Art an den Anfang. Er sprach von „Recensio und Emendatio“, von „Lachmann“, „Buttmann“, „Bekker“, „Elmsley“, „Madvig“ und „Erasmus“, vom „textus receptus“, „Bentley“ und den „Stephanus“-Seiten sowie der „[ectio] recepta“, d. h., er scheint hier einen Abriß der editorischen Methodik von den Renaissance-Humanisten bis zu Lachmanns Neuerungen gegeben zu haben.

Leider hat der anonyme Student die folgende 10. Doppelstunde (Freitag, 29.11.) nicht besucht und nur ihr Datum eingetragen. Für ihren Inhalt läßt sich jedoch zweierlei vermuten. Im Anschluß an das in der vorigen Stunde über Recensio und Lachmann Gesagte dürfte Wilamowitz über Karl Lachmanns Lukrezausgabe (Berlin 1850) und die Art gesprochen haben, wie Lachmann dort erstmals durch Vergleichung der beiden Vossiani-Leidenses Lat. F. 30 und Q. 94 einen Archetypus rekonstruierte. Darauf führt, abgesehen von dem Ruhm, den diese Ausgabe als Beginn einer wissenschaftlich begründeten Text- und Überlieferungskritik hatte, der Umstand, daß Wilamowitz, als er später in der 15. Doppelstunde auf die Lukrez-Überlieferung zu sprechen kommt, sich im Gegensatz zu seinem Verhalten bei anderen Autoren nur ganz kurz zu ihr äußert, ohne auf Lachmanns Ausgabe einzugehen.

Zum anderen dürfte Wilamowitz hier das Aufbauprinzip seiner folgenden Darlegungen zur Überlieferung der griechischen und der lateinischen Autoren der Antike angekündigt haben, das sich jetzt nur aus seinem tatsächlichen Vorgehen erschließen läßt. Die Hörer konnten ihm besser folgen, wenn ihnen das generelle Programm und die obwaltenden Prinzipien mitgeteilt worden waren. Solche Erklärungen würden auch der 10. Doppelstunde einen angemessenen Inhalt geben. Die Durchführung des Programms begann nicht noch in der 10. Doppelstunde, sondern erst in der 11.

In den folgenden 5 Doppelstunden, der 11.–15., besprach Wilamowitz prinzipiell drei verschiedene Überlieferungssituationen mit jeweils zahlreichen Textbeispielen. Ein antiker Text kann durch einen einzigen Überlieferungsträger, einen Codex unicus, oder durch mehrere Überlieferungsträger überliefert sein. Wenn es mehrere Überlieferungsträger gibt, so befindet sich entweder die Vorlage aller übrigen, der sogenannte Archetypus, unter ihnen (dann muß dieser Archetypus erkannt und die übrigen Überlieferungsträger können als Abschriften, sogenannte ἀπόγραφα, grundsätzlich vernachlässigt werden). Oder dies ist nicht der Fall und mindestens zwei Überlieferungsträger gehen, evtl. über Zwischenstufen, auf einen nicht erhaltenen Archetypus zurück, der dann durch Vergleich seiner erhaltenen Abschriften oder Auszüge zu rekonstruieren ist. Entsprechend gibt Wilamowitz in diesen fünf Doppelstunden Beispiele zu diesen drei Überlieferungskategorien, zuerst Beispiele für die Überlieferung durch einen einzigen Überlieferungsträger, dann Beispiele für die Überlieferung durch einen erhaltenen Archetypus mit ἀπόγραφα und schließlich Beispiele für die Überlieferung durch zwei oder mehr Überlieferungstränge, die zu einem nicht erhaltenen Archetypus führen. In allen drei Fällen betreffen die herangezogenen Beispiele sowohl griechische als auch lateinische Autoren.

Als der Mitschreiber zu der besonders inhaltsreichen 11. Doppelstunde (Dienstag, 3.12., Bl. 97v–99v) wiederkam, besprach Wilamowitz zuerst das Phänomen der Überlieferung eines Textes durch einen Codex unicus (Bl. 97v–99r)<sup>30</sup> im Bereich der lateinischen Autoren (Bl. 97v–98v). Hier begann er mit den im 19. Jahrhundert entdeckten Palimpsesten und schloß dann andere Handschriftenfunde des 19. Jahrhunderts, die die einzige Überlieferung eines antiken Texts darstellen, an.<sup>31</sup> (1.) besprach er den von „Angelo Mai“ entdeckten Palimpsest von „Cicero“s Schrift, „De re publica“, von der zuvor nur das durch „Macrobius“ überlieferte „Somnium Scipionis“ bekannt war; (2.) handelte er von den Institutiones des „Gaius“, die „Niebuhr“ als Palimpsest in Verona entdeckt hatte und die Paul Krüger, Theodor Mommsen und Wilhelm Studemund in der *Collectio librorum iuris anteiustiniani in usum scholarum*, Berlin 1877–1890, ediert hatten; (3.) entdeckte „Angelo Mai“ auch den Briefwechsel des Cornelius „Fronto“ mit „M[arc] Aurel“ und (4.) ebenso Fragmente der „Orationes Symmachi“ als Palimpseste. (5.) Gedichte des „Merobaudes“ fand Barthold Georg Niebuhr

30 Vgl. damit die Beispiele für die Überlieferung durch einen Codex unicus, die Alfred Gercke, *Methodik*, in: *Einleitung in die Altertumswissenschaft*, hrsg. von Alfred Gercke und Eduard Norden, Leipzig und Berlin 1909, 2. Aufl. 1912, S. 3–128, hier S. 39, gibt.

31 Der leichten Übersicht halber nummeriere ich die Beispiele in jeder Kategorie. Eine solche Numerierung steht weder in der Mitschrift, noch dürfte Wilamowitz sie benützt haben.

in einem Palimpsest im Kloster „St. Gallen“ und edierte sie. (6.) Im Kloster „Einsiedeln“ entdeckte man die „Fragm[enta] Einsiedeliensia“, die bei „Bährens, Poetae Lat[ini] min[ores]“ ediert sind, und (7.) erst kürzlich in einer Münchener Handschrift die „Mulomedicina“ des „Chiron“ (Eugen Oder, Claudii Hermeri mulomedicina Chironis, Leipzig 1901[!]). (8.) Die „Itineraria Hierosolym[itana]“ mit der Reisebeschreibung der „Silvia“ genannten Pilgerin aus „Aquitanien“ gab Paul „Geyer“ (im CSEL 39, 1898) heraus.

Im folgenden Abschnitt seiner Vorlesung scheint Wilamowitz lateinische Autoren zusammengestellt zu haben, deren Überlieferung jeweils auf einer einzigen Handschrift beruht, die schon in der Renaissance entdeckt worden und heute manchmal wieder verschollen ist (Bl. 97v–98v). (1.) „Tacitus, Annales I–VI“ ist nur überliefert durch einen Codex des Klosters Corvey, jetzt Mediceus I. „Plin[ius]“ hat zwar den Werken des Tacitus Unsterblichkeit verheißen (ep. 7, 33 1), aber auch „Tac[itus] Ann[ales] XI[–XVI]“ und „Hist[oriae] I–V“ sind nur in einer einzigen Handschrift, dem „Med[iceus] alter“ überliefert, der über Boccaccio aus dem Benediktinerkloster „Monte Cassino“ stammt. (2.) Aus dem selben Codex stammen auch die „Metamorphosen“ des „Apuleius“, ebenso wie andere Schriften dieses Autors. Alle anderen Apuleius-Handschriften sind „Apogr[apha]“. (3.) Daß bei den „Scriptores Historiae Augustae“ der Cod. Palatino-Vaticanus 899 als Archetypus aller Handschriften zu gelten hat, hat „Mommsen“ (im Hermes 25, 1890, Die Scriptores Historiae Augustae, S. 228–292, hier S. 281–288) gezeigt. (4.) Die „V. Dec[ade]“ des „Livius“ ist nur in einer aus Kloster Lorsch stammenden Wiener Handschrift überliefert, zuerst gedruckt Basel 1531, s. Weissenborn, Müller und „Heraeus“, Livius, Ab urbe condita, Bd. 5. lb. 39–45 (1865). (5.) Die Überlieferung von „Varro, de lingua Latina“ beruht lediglich auf dem aus Monte Cassino stammenden Laurentianus 51,10. (6.) Pompeius „Festus“ epitomierte „Verrius Flaccus“, De verborum significatu. Festus wurde seinerseits epitomiert von „Paulus Diaconus“. Das Werk des Festus erhielt sich in einem einzigen, jetzt in Neapel befindlichen Cod. Farnesianus, von dem jedoch „Quaternio“ 1–7 verloren ist. (7.) Aus den „Historien“ des „Sallust“ sind die „Or[at]iones et Ep[istol]ae“ nur in einem „Vatican[us]“ (Reginensis 1283) überliefert.

Bei den Dichtern beruht die Überlieferung (1.) von „Ovids Halieutica“ allein auf dem durch Sannazaro gefundenen Vindobonensis 277, der auch (2.) „Grattius de venatione“ enthält. Die erste kritische Ausgabe beider Dichtungen wurde von Moritz „Haupt“ herausgegeben (1838). (3.) Die „sog[enannte] Anthologia Latina“, neueste Ausgabe von Alexander „Riese“ (Anthologia Latina, fasc. 1, 1869, 1894), beruht auf einem „cod[ex] Paris[inus]“, dem nach seinem Besitzer benannten „cod[ex] Salmasii“. Auch die Gedichte des „Luxorius“ befinden sich in diesem „cod[ex]“. Hinweis auf „Mon[umenta] Germ[aniae] Historica“. (4.) Die Überlieferung des gleichfalls unter vandalischer Herrschaft in Afrika lebenden „Dracontius“, von dem wir

„Orestis Tragoedia“ haben, beruht gleichfalls auf einer einzigen Handschrift, einem Cod. Bernensis, der 1760 erstmals herausgegeben wurde.

Von den christlichen lateinischen Schriften beruht (1.) „Arnobius“ allein auf dem Cod. Parisinus 1661, der (2.) am Ende auch den nur hier überlieferten „Minucius Felix“ enthält. Für seinen Dialog gilt die literarische Traditionslinie: „Cic[ero] de Oratore, Tac[itus] dialogus, Min[ucius] Fel[ix] Octavia“. (3.) „Tertullian“ und (4.) „Augustin“ wurden kurz erwähnt, vielleicht weil einzelne ihrer Schriften gleichfalls nur durch eine Handschrift überliefert sind.

Wilamowitz schloß daran Autoren an, die durch einzelne, nach ihrem Druck verschollene Handschriften überliefert sind. (1.) „Plinius“: sein Briefwechsel mit Kaiser „Trajan“ ist nur durch einen verlorenen, 1508 von Aldus abgedruckten Parisinus bekannt. (2.) Die 1529 und 1533 gedruckten Erstausgaben des „Caelius Aurelianus“, der das Hauptwerk des griechischen Arztes „Soran“ ins Lateinische übersetzt hat („tardae et acutae passiones ὀξεία καὶ βραδέα πάθη“) beruhen auf zwei einzelnen Handschriften, die später verloren gingen. (3.) Für „Julius Obsequens, de prodigiis“ haben wir keine Handschrift, sondern nur die Plinius enthaltende Aldina von 1508, wo die Schrift am Ende angefügt ist. Prodigia wurden nur beachtet, wenn sie innerhalb des „ager Rom[anus]“ beobachtet wurden, dann wurden sie den „pontifices“ gemeldet, die sie auch aufzeichneten. (4.) Die einzige vollständige Überlieferung der „Laus Pisonis“ gab eine jetzt verlorene Handschrift aus dem Kloster Lorsch, nach der die Dichtung 1527 in Basel herausgegeben wurde. Sie ist jetzt zu lesen in den „Poetae Latini [Minores]“ von Emilius „Baehrens“. (5.) „Rutilius Namatianus, de reditu suo“, jetzt „ed[itiert]“ von „Luc[ian] Müller“ bei „Teubner“ (Leipzig 1870), wurde in einer später verschollenen Handschrift des Klosters Bobbio gefunden. Die „ed[iti]o princeps“ gab Johann Baptista Pius 1520 nach einer Abschrift heraus. Auch „Sannazaro“ besaß davon eine in einem Vindobonensis vorliegende Abschrift. Hinweis auf die 1558 in Venedig erschienene Ausgabe von „Onuphrius Panphinius“ (Panvinus), „(g[eboren] 1530)“. (6.) Schließlich gehört zu dieser Gruppe noch „Velleius Paterculus“, dessen einzige Handschrift von Beatus Rhenanus in „Murbach“ gefunden wurde. Er hat die „ed[iti]o pr[inceps]“ 1520 herausgegeben. Die Handschrift ist verschollen, nur eine Kopie des ersten „apogr[aphon]“ hat sich erhalten.

Wilamowitz wandte sich dann griechischen Autoren zu, deren Texte durch eine einzige Handschrift überliefert waren (Bl. 98v–99r) und musterte zunächst die neueren Papyrusfunde aus Ägypten: (1.) die Fragmente der Reden des „Hypereides“, (2.) die Chorlieder des „Bacch[ylides]“, (3.) die Mimiamben des „Herondas“, (4.) die Aristotelische Schrift „Pol[iteia] Ath[enaion]“ und (5.) auch die „ἱερτικά“ des Aristotelesschülers Menon, von denen sich ein Auszug in einem Londoner Papyrus erhalten hat. Er wies auf die Edition von Hermann „Diels, Anon[ymi] Lond[inensis]“ ex Aristotelis Iatricis Menoniis et aliis medicis Eclogae, Berlin 1893, hin und erwähnte, daß

(6.) Schriften des epikureischen Philosophen „Philodem“ nur durch in Herkulaneum gefundene Papyrusrollen überliefert sind.

Angeschlossen wurden im 19. Jahrhundert auf dem Athos oder sonst im Orient entdeckte einzigartige Codices. (1.) Von „Hippolytos“, dem sogenannten Bischof von „Portus“ Romanus, wurde nach einem jetzt in Paris befindlichen Athoscodex seine „Refutatio omn[ium] Haeres[ium]“ herausgegeben von „Dun[c]ker und Schneidewin“ (S. Hippolyti episcopi et martyris Refutationis omnium haeresium librorum decem, quae supersunt, recenserunt, Latine verterunt, notas adjecerunt Ludovicus Duncker et Friedericus Guilelmus Schneidewin, 1856, 1859), nachdem diese Schrift zuerst „Origines“ zugeschrieben worden war (Originis Philosophumena sive omnium haeresium refutatio, e codice Parisino nunc primum edidit Emmanuel Miller, 1851). (2.) Der vollständige Text der Fabeln des „Babrius“ wurde erst zugänglich, als Jean François Boissonade 1844 eine Ausgabe aufgrund einer auf dem „Athos“ entdeckten Handschrift veröffentlicht hatte (heute Brit. Mus. Add. 22087). (3.) „Philostratos, Gymnastikos“ wurde erst 1858 von Minoides Mynas ediert aufgrund eines von ihm vermutlich in Konstantinopel gefundenen Manuskripts (Philostrate sur la gymnastique, Ouvrage découvert, corrigé. traduit en français, et publié pour la première fois par Minoide Mynas, 1858).

Danach wechselte Wilamowitz, bei griechischen Autoren bleibend, zu Texten mit mehreren Überlieferungsträgern. Zuerst scheint er Autoren behandelt zu haben, für die ein z. T. aus anderen Überlieferungen zu ergänzender handschriftlicher Archetypus und dessen Abschriften überliefert sind (Bl. 99r-v). Die Reihenfolge der zahlreichen Autoren wirkt ähnlich wie bei den Autorenreihen zuvor innerhalb der jeweiligen Überlieferungskategorie wie zufällig und in manchen Fällen assoziativ, so daß sich die Vermutung aufdrängt, daß Wilamowitz hier jeweils diejenigen Autoren als Beispiele anführte, die ihm gerade einfielen bzw. bei der Vorbereitung der Reihe nach eingefallen waren.

(1.) „Clemens Alexandrinus“, am bekanntesten als Verfasser der „Στρωματεῖς“: Archetypus für die diesem Werk vorausgehenden Schriften „Προτ[ρ]επτικός“ und „Παιδαγωγός“ ist eine Handschrift des „Arethas“ (Paris. Graec. 451). Für später eingetretene Lücken in dieser Handschrift müssen frühe Abschriften dieser Handschrift benützt werden. Auf derselben Handschrift des „Arethas“ fußt auch unsere Überlieferung von (2.) „Tatian“ und (3.) „Athenagoras“. (4.) Bei „Athenaeus“ ist gleichfalls der Archetypus überliefert, ein Codex „(A, 11. Jh.)“, den Aurispa nach Venedig brachte. Seine gelegentlichen Lücken können gefüllt werden durch die Epitome „E“, die von einem vollständigeren Exemplar des Athenaeus in byzantinischer Zeit angefertigt wurde. Sie liegt in mehreren jüngeren „Apogr[apha]“ aus dem „15. Jh.“ vor und wurde im 12. Jahrhundert auch von „Eustathius“ in seinem Homerkommentar benützt. Zur Verdeutlichung scheint Wilamowitz eine

stemmatische Skizze an die Tafel geschrieben zu haben, die der Anonymus in seiner Mitschrift wiedergibt, links „A (11. Jh.)“, rechts „E“, mit dem einerseits durch mehrere Striche nach unten die „Apogr[apha] 15. Jh.“, andererseits durch einen weiteren Strich „Eustathius“ verbunden sind. (5.) Danach besprach Wilamowitz die auf mehreren Handschriften beruhende Überlieferung der Etymologika, das Etymologicum Genuinum, das „Et[ymologicum] Gud[ianum]“ und das „Et[ymologicum] M[agnum]“ und verwies auf die nähere Behandlung der handschriftlichen Überlieferung durch Richard „Reitzenstein“, Geschichte der griechischen Etymologika (1897). (6.) Bei „Lysias“ ist ein „Palatinus“ (Cod. Pal., Heidelberg Nr. 88, 12. Jh.) der Archetypus für die meisten Reden, s. Theodor „Thalheim“, *Lysiae orationes* (1901). Überliefert sind zahlreiche „ἄπογραφ[α]“ des Palatinus. Immanuel „Bekker“, *Oratores Attici* T. 1, Antiphon, Andocides, Lysias (1823), stützte seine Edition auf eine dieser Abschriften, einen „Florent[inus]“ (Laur. plut. 57, 4). „Sauppes Epistula critica“ (Hermanni Sauppæ Epistola critica ad Godofredum Hermannum Philologorum Principem ante hos L annos magisterii honores rite adeptum, 1841) wies die Bedeutung des Palatinus für die Überlieferung nach. (7.) Bei „Polyainos, Strategemata“ ist der Archetypus aller erhaltenen Handschriften der Laur. 56, 1, neben dem die Epitome in Laur. 60, 4 herangezogen wird. (8.) Für „Galen, de Hippocrate et Platone“ besprach Wilamowitz die Überlieferung vielleicht mit Hinweis auf Iwan Müller, *Claudii Galeni De placitis Hippocratis et Platonis libri novem* (1874). (9.) Zu „Plutarch, Συμποσιακά“, *Quaestionum convivalium libri IX*, erwähnte er vielleicht seinen eigenen Aufsatz im *Hermes* 25, 1890, S. 196–227, Zu Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen. (10.) „Aeneas Tacticus“ lebte im „4. [vorchr.] Jh.“, seine nach „360“ entstandene Schrift zu Belagerungsmethoden steht im Laur. 55, 4, zu dem ein Exzerpt des Julius Africanus herangezogen wird. Die Schrift wurde schon veröffentlicht in den „Script[ores] rei mil[itaris]“ (*Veteres de re militari scriptores quotquot exstant, nunc prima vice in unum redacti corpus* [...] VI. Aeneae Poliorceticus, seu de toleranda obsidione, 1670). (11.) Für „Apollodors Bibliothek“ s. Richard „Wagner bei Teubner“ (*Apollodori Bibliotheca*, Leipzig 1894). Es ist ein „Archet[ypus]“ vorhanden im Paris. Graec. 2722. (12.) Bei „Polybios“ sind die Bücher „1–18“ nur in den Exzerpten des „Urbinas“ 102 erhalten, für Buch 1–5 aber der Vatic. 124 A. Ulrich „Wilcken“, Ein Polybiustext auf Papyrus, *Archiv für Papyrusforschung* Bd. 1, 1901 [!], S. 388–395, hat eben ein Stück von Buch 11 auf einem Berliner Papyrus aus Fajjûm veröffentlicht. (13.) Der Archetypus der Überlieferung des „Arrian“ in seiner Sammlung der Diatriben des „Epiktet“ beruht, abgesehen von wenigen Fragmenten, auf einem Bodleianus Misc. Graec. 257, von dem zahlreiche Apographa existieren (s. Heinrich Schenkl, *Epicteti Dissertationes ab Arriano digestae*, Leipzig 1894). (14.) Danach sprach Wilamowitz kurz über die Überlieferung des „Proklos“. (15.) Anschließend besprach er den Arche-

typus Cod. Marc. Graec. 246 des Neuplatonikers „Damascius, π[ε]ρὶ τῶν πρώτων] ἀρχῶν“; genannt wurde in diesem Zusammenhang „Eudemos“. (16.) Bei dem Neuplatoniker „Iamblichos“ ging Wilamowitz auf die Überlieferung des „Προτρεπτικός“ ein, danach (17.) noch kurz auf den Sophisten „Himerios“.

In der 12. Doppelstunde (Freitag 6.12, Bl. 99v–100v) setzte er zunächst die Thematik mit einer Besprechung der Überlieferung (18.) der „Poetik“ des „Aristoteles“ fort, deren Archetypus wie der (19.) von „Demetrios, π[ε]ρὶ ἔρμηνείας“ der Paris. Graec. 1741 ist. Es folgen (20.) der Ps.-Longinus „περὶ ὕφους“, bei dem die Überlieferung auf den Paris. Graec. 2036 zurückgeht, (21.) des „Nonnos“ „Διονυσιακά“ mit ihrem Archetypus Laur. 32, 16 und (22.) der „Ἀγών Ὀμήρου καὶ Ἡσιόδου“, bei dem der Mitschreiber wenigstens den Hinweis auf die 1884 in Leipzig erschienene Ausgabe „Hes[iodus] ed. Rzach“ niederschrieb. Die Fülle der Autoren ließ ihn nur noch deren Namen notieren. Bei dem dann (23.) folgenden „Aristophanes“ notierte er die Komödie der „Thesm[ophoriazusen]“ und die berühmteste Handschrift, den „Ravennas“ 137, (24.) bei „Aeschylus“ die Tragödien „Hiket[iden]“ und „Hepta“ sowie als Archetypus den „Medi[ceus]“ (Laur. 32, 9).<sup>32</sup>

Nun folgt eine andere überlieferungsgeschichtliche Kategorie. Es sind griechische Autoren, bei denen kein handschriftlicher Archetypus, sondern nur Apographa überliefert sind (Bl. 99v–100r). So gibt es (1.) für die „Bukolika“ keinen überlieferten Archetypus. Die Handschriften sind alles „ἀπόγραφα“, meist nicht älter als das „14. Jh.“. Hingewiesen wurde auf Eduard „Hiller“, Beiträge zur Textgeschichte der griechischen Bukoliker (1888). (2.) Auch für „Plutarch“s „Moralia“ gibt es keinen gemeinsamen Archetypus, die Textgeschichte einzelner Schriften der „Moralia“ untersuchte Max „Treu“, Zur Geschichte der Überlieferung von Plutarchs Moralia 1–3, Gymnasialprogramme Waldenburg 1877, „Ohlau“ 1881, Breslau 1884. (3.) Die Überlieferung der kleineren attischen Redner „And[ocides], Is[aios], Dein[archus], Lyk[urgos], Ant[iphon]“ basiert auf zwei Handschriften im Britischen Museum, die selbständige Nachkommen eines nicht überlieferten Archetypus sind. (4.) Die Hymnen des „Kallimachos“ waren in einem von Aurispa 1423 aufgefundenen Codex, der auch die homerischen Hymnen enthielt, entdeckt worden. Dieser Archetypus ist aber verloren gegangen, und es sind nur noch die Abschriften einer Abschrift vorhanden, s. die Ausgabe von „Wil[amowitz]“ (1897). (5.) Schließlich gibt es z. B. auch für das „Lexicon“ des „Harpokration“, von dem zwei handschriftliche Fassungen vorliegen, keinen überlieferten „Archet[ypus]“.

Wilamowitz wechselte innerhalb dieser Kategorie nun zu lateinischen Autoren bzw. Texten und begann (1.) mit den „Silvae“ des „Statius“, für die

32 Vgl. Wilamowitz (wie Anm. 12), S. 204.

er auf die gerade erschienene Ausgabe von Alfred Klotz, Leipzig 1900, verwies („ed. Klotz“). „Poggio“ fand die *Silvae* zur Zeit des Konstanzer Konzils wohl in St. Gallen in einer danach verschollenen Handschrift, ließ eine Abschrift machen und schickte diese nach Italien. Dieses laut Poggio sehr fehlerhafte „ἀπογρ[αφον]“ oder eine Abschrift desselben liegt im Matrit. 3678 vor, der die Quelle aller weiteren „ἀπογρ[αφα]“ ist. „Poliziano“ konnte die in Poggios Auftrag gefertigte Abschrift einsehen und trug aus ihr Lesarten in die *Editio princeps* der *Silvae* von 1472 ein. (2.) Die kleineren Schriften des „Tacitus (Dial[ogus], Agr[icola], Germ[ania])“ und ebenso (3.) „Sueton, de rhetor[ibus] et gramm[aticis]“ wurden in einer Handschrift im Kloster Hersfeld von Enoch von Ascoli „1452“ gefunden und nach Italien gebracht. Von der nicht mehr erhaltenen Handschrift existieren verschiedene „ἀπογρ[αφα]“, in denen die Texte teilweise getrennt überliefert wurden. „ἀπογρ[αφα]“ des „Agricola“ sind in zwei Vaticanischen Handschriften. Zur Germania vgl. Richard „Wünsch“, *De Taciti Germaniae codicibus Germanicis*, Marburg Diss. 1893, und zuvor Karl „Müllenhoff“, *Germania antiqua Cornelii Taciti*, Berlin 1873, und Moritz „Haupt“, *Cornelii Taciti Germania*, Berlin 1855.

(4.) Der Kommentar des „Asconius“ zu den Reden des „Cicero“ wurde 1416 in St. Gallen von „Poggio“ und seinen Freunden Bartolomeo da Montepulciano und Sozomenos entdeckt. Alle drei kopierten die Handschrift, die bald darauf wieder verschollen ist, während die drei Kopien sich im Original oder abschriftlich erhalten haben. Wilamowitz nannte drei Arbeiten, die zur Klärung der Überlieferung beitrugen: Johan Nicolai „Madvig, de Asconio“ (*De Q. Asconii Pediani et aliorum veterum interpretum in Ciceronis orationes commentariis disputatio critica*, 1828), „Rud[olf] Schöll“, *Q. Asconii Pediani orationum Ciceronis quinque enarratio* (1875), sowie die Arbeit zu „Ascon[ius]“ von Adolf „Kießling“, *De Asconii codice Pistoriensi disputatiuncula* (1873), die über die in Pistoia liegende Kopie des Sozomenos handelt. Die Kopie des „Poggio“ hat sich im Matrit. 10, 81 erhalten. Zum Vergleich wurden anscheinend Ciceros „Academica“ mit ihren zahlreichen italienischen „ἀπόγραφα“ herangezogen.

(5.) Auch der Archetypus der Überlieferung des „Catull“ (vgl. zu ihm Moritz „Haupt *Op[uscula]*, Bd. I“, Leipzig 1875 [*Quaestiones Catullianae*]), ist nicht mehr vorhanden. Ein Catulltext war in „Verona“, wo Catull im „1. vorchr. Jh.“ geboren worden war, zu Anfang des „14. Jh.“ von einem Humanisten entdeckt worden. Diese Handschrift des „Catull“ ging bald darauf wieder verloren und muß aus Abschriften rekonstruiert werden. Einen ersten Versuch dazu machte Karl „Lachm[ann]“ in seiner Catullausgabe, Berlin 1829. Er legte aber zwei späte interpolierte Abschriften zugrunde und konnte so das Verhältnis von „ἀπόγρ[αφα] und Archet[ypus]“ noch nicht erhellen. Wichtig dafür waren dann: Ludwig „Schwabe“ mit seiner Ausgabe (Gießen 1866), der zuerst ein Bild von dem Codex aus „St. Germ[ain]“, dem Paris. 14137, gab,

sowie Robinson „Ellis“, der in seiner Ausgabe Oxford 1867 den „Oxon[iensis]“ Bodleianus 30, vorstellte. Zum „Ox[oniensis]“ und dem Codex von „St. G[ermain]“ kam noch der „Vat[icanus]“ Ottobonensis 1829, den der Amerikaner „Hail“ (William Gardner Hale – Wilamowitz schrieb den Namen nicht an die Tafel!<sup>33</sup>), *The Manuscripts of Catullus*, *Classical Philology* 3, 1908, fand. Außerdem hat K. P. Schulze für die Neuauflage der Catull-Ausgabe von Emilius Baehrens, Leipzig 1893, noch den Venetus „Marc[ianus]“ 12, 80 verglichen.

Ließ sich der Ablauf der Vorlesung bis jetzt folgerichtig erschließen, so ist das am Ende der 12. und am Anfang der 13. Doppelstunde (Dienstag 10.12., Bl. 100v–102r) nicht der Fall. Wilamowitz scheint gegen Ende der 12. einiges rekapituliert zu haben: „Hypereides“ taucht wieder auf, hier mit seinem „Epitaphios“, ebenso „Cic[ero] de rep[ublica]“ und „Macrobius“ sowie „Herodas“ mit der Ausgabe von Otto „Crusius“, *Die Mimiamben des Herondas* (1893). Ganz am Ende stehen die methodischen Begriffe „Archetypus“ und „Recensio“.

Am Anfang der 13. Doppelstunde war der Mitschreiber sehr knapp. Ps.-Platos „Axiochos“ hat eine stenographische Zeile, „Plutarch“ keine Bemerkung. Auf Hinweise zu mittellateinischen textgeschichtlichen Untersuchungen führen: Ludwig „Traube, o Roma nobilis“: philologische Untersuchungen aus dem Mittelalter, *Abh. der Philos.-Philol. Cl. der kgl. bayer. Akad. der Wiss.* 19, 2, München 1891, und ders., *Textgeschichte der „Regula“ S. „Benedicti“*, ebd. 21, 3, 1898. Die Überlieferung des Horaz scheint etwas besprochen worden zu sein (darauf weisen: *carm. „I 4“*, „ad Sestium Quirinum cos.“, „Mavortius“), vielleicht auch Sophokles („Oid. Tyr.“).

Auf festeren Boden führt erst die offensichtlich ausführliche Besprechung von (1.) Aristophanes, mit dem Wilamowitz seine früher begonnene Behandlung der griechischen Autoren mit mehrsträngiger Überlieferung fortsetzte. Der „Rav[ennas 137]“ mit „schol[ia]“ und der „Ven[etus 474]“ gehen auf dasselbe antike Exemplar zurück.<sup>34</sup> Einer anderen Handschriftenklasse gehört der „Par[isinus 2712]“ an, der auch die Tragödien des „Soph[ocles]“ und „Eur[ipides]“ enthält. Auch der diesem nahestehende Laur. 31, 15 „Γ“ hat „schol[ia]“. Erwähnt wurden auch der Leidensis 9 („Leyden“), Aristophaneszitate bei „Suidas“ und „schol[ia]“ des „Symmachos“ und des „Sallust[ios]“ aus dem „5. Jh.“. Anschließend besprach Wilamowitz (2.) die gleichfalls

33 Die Namensverschreibungen, die Wilamowitz aus seiner eigenen Studentenerfahrung, ohne viel Bedauern erwähnt (s. oben mit Anm. 14), wiederholten sich.

34 Vgl. Wilamowitz (wie Anm. 12), S. 179–184, und ders., *Platon*, 2. Bd., zuerst Berlin 1919, hier Berlin 1920, S. 335: „Wenn Ravennas und Venetus des Aristophanes auf dasselbe antike Exemplar zurückgehen, so liegt vor Augen, wie weit Nachkommen eines solchen auseinander gehen können.“

vielsträngige Homerüberlieferung, ausführlich den „Ven[etus 454] A“ für die „Il[ias]“ mit seinen auf dem Viermännerkommentar des „Aristonikos“, „Nikanor“, „Herodian“ und „Didymos“ basierenden Scholien, ferner Homerzitate in den „Etymolog[ica]“ und Homerpapyri aus Oxyrhynchus, herausgegeben von Bernhard P. „Grenf[ell]“ – Arthur S. „H[unt]“, sowie in den Flinders Petrie papyri I (1891), herausgegeben von John P. „Mahaffy“. Erwähnt wurden auch Karl „Lehrs“, *De Aristarchi studiis Homericis* (1865), das Digamma bei „Bentley“ („f“) und die Homerausgaben von Immanuel „Bekker“ (1843, 1858).

In seiner 14. Doppelstunde (Dienstag 17.12., Bl. 102r-103v; die Vorlesung am Freitag, 13.12., war ausgefallen, kein Datumseintrag) setzte Wilamowitz nach einer kurzen Erwähnung der schon besprochenen Papyrusüberlieferung von „Hypereides“ und des vorhandenen Archetyps der „Lysias“-Handschriften die Besprechung von griechischen Autoren mit mehrsträngiger Überlieferung ohne erhaltenen Archetyp (3.) mit dem Redner „Aischines“ fort, erwähnte dessen erhaltene „schol[ia]“, den Papyrus aus „Fayum“, den Wilhelm Ritter von „Hartel“, *Über die griechischen Papyri Erzherzog Rainer* (1886), vorgestellt hatte, und die zwei Klassen der ἀπογραφ[αί]. Er kam nochmals kurz auf „Herodas“ zurück unter Erwähnung der Ausgaben von „Crusius“ und von Franz „Bücheler“, *Herondae Mimiambi* (1892), und kam dann (4.) auf „Isokrates“ zu sprechen, beginnend mit einem Hinweis auf Bruno „Keil, *Anal[ecta] Isocratea*“ (1885). Er nannte den Vaticanus „Urbina“ 111 als Vertreter der älteren und besseren Familie. Immanuel „Bekker“, *Oratores Attici*, Tom. 2, *Isocrates* (1823) benützte ihn und unterschied die beiden Familien. Die Familie der „Vulgata“ wurde vor Bekker immer benützt. Für die Schrift an „Nikokles“ gibt es einen „Pap[yrus] von Marseille“, *Musée Borély* Nr. 138–140. Auch edierte Frederic George „Kenyon“, „*Class[ical] T[exts]*“ from Papyri in the British Museum (London 1891), einen Isocrates-Papyrus aus dem Britischen Museum, der die Schrift ‘Über den Frieden’ nahezu vollständig enthält. Eine spezielle Schrift über Isokrates schrieb „Dion[ysius] Hal[icarnasseus]“; von ihm auch „π[ε]ρὶ Δεινάρχου“.

(5.) Die zwei Handschriftenklassen des „Herodot“<sup>35</sup>. Einen „Pap[yrus]“ von Oxyrhynchus für das 1. Buch bringt Ulrich Wilcken, *Zu den griechischen Papyri der kgl. bayerischen Hof- und Staatsbibliothek zu München*, *Archiv für Papyrusforschung* 1, 1900 [!], S. 468–491, hier S. 471–473. Ausgaben von Alfred „Holder“, Leipzig 1886–88, und Heinrich „Stein“, Berlin 1869–1871. Genannt wurden zwei Handschriften der älteren Familie, „A“, *Flor.* 73, 5, und „B“, *Romanus Angel. August. Gr. fund. antiq.* 83, die beide eine „Sti-

35 Wilamowitz (wie Anm. 34), S. 331: ‚Im Herodot haben wir die beiden Rezensionen, die es im Altertum gegeben hat und die stark voneinander abweichen.‘

chometrie“ aufweisen. (6.) „Thucydides“ mit gleichartiger Überlieferung.<sup>36</sup> Der „Romanus“, Vatic. 126, vertritt eine der zwei Familien. Ausgaben von Ernst Friedrich „Poppo“ (1821–38, ed. alt. 1866–83) und Karl „Hude“ (1898–1901), der hauptsächlich dem Laur. 69,2, dem Vertreter der anderen Familie, folgte.<sup>37</sup> Immanuel „Bekkers“ „Th[ucydides-Ausgabe]“ (Berlin 1821) beruhte dagegen auf dem „c[o]d[ex] Vat[icanus]“ 126 (B). Unzuverlässig ist der Herodot-Text bei „Dion[ys] von Hal[ikarnass]“.

(7.) Platon mit seiner mehrsträngigen Überlieferung wurde ausgiebig erörtert.<sup>38</sup> Die kritische Ausgabe von Martin „Schanz“, Leipzig 1875–1885, blieb unvollendet,<sup>39</sup> Immanuel „Bekker“, Berlin 1816–1823, hatte in seiner Ausgabe noch wesentlich mehr Handschriften herangezogen. Besprochen wurden der „Tubing[ensis]“ des Martin Crusius, der „Regius“ des „9. Jh.“, Lewis „Campbell“ und Benjamin „Jowett“ mit ihrer Ausgabe von Platons Staat (Oxford 1894),<sup>40</sup> der „Bodl[eianus]“, Ms. E. D. „Clark[e]“ 39,<sup>41</sup> der „Marcianus (T)“, Venetus App. Class. 4, cod. 1, sowie der „cod. W“, Vindobonensis 54, suppl. phil. Gr. 7, ferner die Zitatüberlieferung bei „Stob[aeus] (7. Jh.)“, die „Armenier“, d. h. die versio Armeniaca, Paul „Rawac[k]“, De Platonis Timaeo quaestiones criticae (1888), der „Phaidon[-Papyrus]“ aus „Fayum“, veröffentlicht von John P. „Mahaffy“, The Flinders Petrie Papyrus I (1893), Hermann „Usener“, Rekonstruktion der Textgeschichte Platons, Nachrichten der Göttinger Gesellschaft 1892, Friedrich „Blass“, Zur ältesten Geschichte des Platonischen Textes, Ber. der sächs. Ges. der Wiss. 50, 1898, und 51, 1899, Papyri zum „Laches“, die von „Mahaffy“, The Flinders Petrie Papyrus „II“ (Dublin 1893), und in den „Oxyr[hynchus-Papyri]“ ediert worden waren, und schließlich die Platon-Ausgaben von Charles „Badham“<sup>42</sup> und Carl Ernst Christoph Schneider.<sup>43</sup>

36 Wilamowitz, S. 331: ‚Dasselbe gilt von Thucydides, wo wir leider nur für das letzte Viertel die Rezension des Vaticanus besitzen.‘

37 Wilamowitz, S. 331: ‚Leider hat Hude die berechnigte Anerkennung von C wieder ‚methodisch‘ übertrieben.‘

38 Wilamowitz, S. 330–337, hier S. 334: AT, W und B ‚sind 3 selbständige in das Altertum zurückreichende Rezensionen oder Handschriften.‘

39 Wilamowitz, S. 336: ‚Schanz machte einen verheißungsvollen Anlauf zu einer wahrhaft kritischen Ausgabe, erschloß T, ein großes Verdienst, aber brach ab, [...]‘

40 Wilamowitz, S. 336: ‚was der anmaßliche Anhang hinter der Oxforder Ausgabe des Staates von Jowett und Campbell über die Erfolglosigkeit der Emendation vorträgt, wird schon durch die Schnitzer gerichtet, die ihrem Verständnis des Textes Adam oft genug nachweist.‘

41 Wilamowitz, S. 334.

42 Wilamowitz, S. 336.

43 Wilamowitz, S. 336.

(8.) folgte Demosthenes.<sup>44</sup> Wilamowitz besprach „Σ“, Paris. 2934, den Hauptcodex der älteren Überlieferung und daneben die andere Handschriftenfamilie, besonders die Rede „π[ε]ρὶ στεφάνου“ und die Rede gegen „Meidias“, Arbeiten von Justus Hermann „Lipsius“ zur Textgeschichte des Demosthenes (1893–1898), „Föbel“, d.h. wohl Theodor Vömel, *Demosthenis opera, graece et latine* (2. Aufl. Paris 1891), und verwies auch auf eine eigene Äußerung („Dem[osthenes]“ „Wil[amowitz]“), vermutlich auf Aristoteles und Athen, Berlin 1893, 2. Bd., S. 215, wo er geschrieben hatte, die 4. Philippische Rede und der Brief an Philipp seien ‘keine Reden, sondern politische Flugschriften, die letzte ein ebenso geschickter wie perfider Zeitungsartikel, bestimmt den Eindruck zu verwischen, den der sachlich und formell meisterhafte Brief Philipps machen mußte.’<sup>45</sup>

Den letzten griechischen Autor bildete (9.) „Eusebios“, speziell die Überlieferung von dessen „Praepar[atio] evang[elica]“. Erstens schrieb „Theodoret“ in seiner *Graecarum affectionum curatio* häufig diese Schrift aus, zweitens ist die schon erwähnte Arethas-Handschrift A von 914 (Paris. Graec. 451), für die Bücher 1–5 vorhanden, und drittens gibt es von beiden Überlieferungen unabhängige jüngere Handschriften für Buch 1–15. Daraus ergibt sich ein anscheinend an die Tafel gezeichnetes Stemma, das der Mitschreiber gleichfalls wiedergibt: Aus „EVS“, dem Archetypus unserer Überlieferung der *Praeparatio evangelica* schöpften „Theod[oret]“ und „A“ und der Archetypus der jüngeren Handschriften, von denen Wilamowitz „I“, den Marc. 341, und „G“, den Laur. 6, 9, in das Stemma eintrug. Wie „Eus[ebios]“ findet sich auch „Clemens“ in der Handschrift Paris. Graec. 451, und beide werden von „Theod[oret]“ häufig zitiert.

Die 15. Doppelstunde fand erst 1902 nach den Weihnachtsferien statt (Freitag 10.1., Bl. 103v–105r). In ihr besprach Wilamowitz nunmehr die mehrsträngige Überlieferung weiterer „Lateiner“.

(1.) Tibullus, bei dem er auch die Ausgabe von Iosephus Iustus „Scaliger“, Catulli, Tibulli, Properti nova editio, Paris 1577, nannte, da Scaliger das verlorene Tibull-Fragment, das im Besitz des Juristen Jacques Cujas war, kollationiert hatte. (2.) Propertius, bei dem der „cod[ex] Neapol[itanus] ([jetzt in] Wolfenbüttel, Gud. 224)“ aus dem „13. Jh.“ die wichtigste Handschrift ist. Karl „Lachm[ann]“, *Sex. Aurelii Propertii carmina*, Berlin 1816, hatte ihn schon hervorgehoben, auch wenn er noch eine andere Handschrift bevorzugte. (3.) wurde nochmals „Catullus“ besprochen, vielleicht aus Versehen, vermutlich, weil er sich nach Tibull und Properz wieder anbot. Wilamowitz sprach abermals von „Verona“, dann von der Kenntnis des Catull-Textes bei

44 Wilamowitz, S. 331: ‚nicht anders steht Σ zu der anderen Rezension des Demosthenes‘.

45 Vgl. William M. Calder III, Wilamowitz on Demosthenes, *Classical World* 72, 1978–79, S. 239–240.

„Petrarca“, dem „Sangerm[anus]“ und dem „Oxon[iensis]“, dem verschollenen „Arch[etypus]“ aus dem „9. Jh.“, der in „Verona“ lag, außerdem von dem von ihm unabhängigen „cod[ex] Tuaneus“ (Thuaneus), der das Gedicht „Vesper adest“ (carm. 62) überliefert. Wilamowitz erwähnte hier anscheinend die kleinen Gedichte des Kaisers „Hadrian[us]“, die großen Catulls ab c. „61“, die Epigramme ab c. „69“ und die vorderen „nugae“ des „Catull“ und auch, daß sich „Martial“, der mehrfach auf das „passer“-Gedicht anspielt, in seiner Nachfolge sah.

(4.) Die exemplarische Überlieferung des „Lucretius“ wurde hier wohl nicht mehr ausführlich behandelt, da der Mitschreiber hier nur eine stenographierte, mit Ausrufungszeichen beendete Zeile eintrug. Vermutlich hatte Wilamowitz, wie oben ausgeführt, diese Überlieferung schon genügend besprochen, als er in der 10. Doppelstunde zu Beginn seines Überlieferungsteils über das Prinzip der Recensio bei Lachmann referierte.

(5.) Bei „Cicero“ griff er zuerst „de leg[ibus]“ und „de div[inatione]“ heraus und nannte für die erste Schrift „A B“ in „Leyden“, d. h. die beiden Vossiani 84 und 86, die die Grundlage für ihre Überlieferung sind, und besprach dann „Cicero, de Oratore, Orator, Brutus“. Diese rhetorischen Schriften erhielten sich im „cisalpin[en Gallien]“. 1421 wurde im Domarchiv in „Lodi“ eine Handschrift mit diesen Schriften gefunden, die nach Abschriften verloren ging. Wilamowitz skizzierte die Überlieferung wieder mit einem Stemma an der Tafel. Er ließ von „X“, dem Archetypus, einerseits „L“, den Codex von Lodi (Laudensis) mit seinen verschiedenen vorhandenen Abschriften, andererseits eine gleichfalls verlorene „Exc[erpthandschrift]“ mit verschiedenen vorhandenen Abschriften abstammen und verwies speziell auf die Ausgabe des „Orator“ durch Ferdinand „He[e]rdegen“, M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum orator (Leipzig 1884).

(6.) wird die Überlieferung des „Livius“ in jeder Dekade behandelt. Für die erste wird „Nicomachus Flavianus v. cl. praef. praetorio“ vorgestellt, der in den Subskriptionen zur 1. Dekade erscheint. Wilamowitz besprach die Handschriften der sogenannten Nicomachus-Recension. Eine von diesen Handschriften unabhängige Überlieferung liegt für Teile des 3.–6. Buches in dem „Palimps[est]“ vor, der in „Verona“ gefunden wurde, herausgegeben von Theodor Mommsen (1858). Eine wieder offenbar an die Tafel gezeichnete Stemma-Skizze zeigt von „x“, dem Archetypus, abgehend einerseits den Cod. „Veron[ensis]“ andererseits die erhaltenen Abschriften der verlorenen Handschrift mit der Rezension des „Nicom[achus]“. Für die „Dek[ade] III“ ist der Cod. „Puteanus“, Paris. 5730, aus dem „5. Jh.“ erhalten, der jetzt mehrere Lücken hat. Erhalten, zum Teil aus dem „9. Jh.“ sind zusätzlich „2 ἀπόγραφα“, der Vatic. Reginensis 762 und der Paris. 57319. Verwiesen wurde auf Johan Nicolai „Madvig“, Titi Livii Historiarum Romanarum libri qui supersunt, Vol 2 Pars 1–2 (1862–63). Aus „Turin“ hat man auch Pal-

impsestblätter aus Buch 27–29 vom 5. Jahrhundert, und drittens gab es einen „Spirensis“ aus dem 11. Jahrhundert, von dem jetzt nur noch ein einziges Blatt erhalten ist, der aber in der Livius-Ausgabe Basel 1535 für das 26.–30. Buch ganz benützt wurde. Daraus ergibt sich das wieder gezeichnete Stemma von drei Überlieferungsträgern: Erstens „Putean[us]“, zweitens „Taur[inus]“ und drittens der in Klammern gesetzte, insgesamt verschollene „(Spir[ensis])“, von dem die alten Ausgaben („Vett. edd.“) abhängen. Für die „Dek[ade] IV“ sind überliefert die „Bamberg[er Handschrift aus dem] XI. Jh.“ und ein verschollener Cod. „Mogunt[iacus]“, der die Dekade ab Buch 33, 17 enthielt und durch die Liviusausgaben Mainz 1518 und Basel 1535 bekannt ist. Die 5. Dekade war bereits in der 11. Doppelstunde besprochen worden, da sie allein auf einen nach dem Druck verschollenen Codex zurückgeht.

(7.) besprach Wilamowitz „Caesar de B[ello] G[allico]“ unter Verweis auf Carl „Nipperdey“, *Quaestiones criticae de Caesaris Commentariis* (Leipzig 1847). Er sprach von der Subscriptio unter den Büchern des *Bellum Gallicum*: Julius „Celsus“ Constantinus v.c. legi, referierte die beiden Handschriftenklassen des *Corpus Caesarianum* „α“, die Klasse, die die 8 Bücher des Gallischen Krieges enthält, und „β“, die Klasse, die alle *Commentarii* Caesars und auch deren Fortsetzungen wie das „Bell[um] Hispan[iense]“ enthält, sagte, daß „Orosius (5. Jh.)“ 6, 7, das *Bellum Gallicum* aus zeitgenössischer Unkenntnis dem Sueton beigelegt habe, und zitierte Heinrich „Meusel“, *C. Iulii Caesaris Belli Gallici libri VII*, Berlin 1895. Für (8.) „Solinus“ wies er auf die Darstellung der Überlieferung durch „Mommsen“, *C. Iulii Solini Collectanea rerum memorabilium*, 2. Auflage, Berlin 1895, hin, wo „3“ Handschriftenklassen unterschieden werden.

An das Ende der lateinischen Autoren stellte Wilamowitz die Komödiendichter. Bei (9.) Plautus sprach er zuerst über den „Ambros[ianus]“ aus dem „4. Jh.“, einen Palimpsest, dann über die Palatini „B“, *Vaticanus Palatinus* 1615, „C“, *Palatinus* 1613, in Heidelberg, und „D“, *Vaticanus Ursinianus* 3870, sowie die Korrekturen aus einer guten Quelle in „B<sup>2</sup>“. Er wies auf die Arbeiten von Wallace Martin „Lindsay“, *Titus Maccius Plautus*, Oxford 1887, *The Palatine Text of Plautus*, Oxford 1896, und *The Codex Turnebi of Plautus*, Oxford 1898. Der „cod[ex] Turon.“ (recte: *Turnebi*), jetzt verschollen, ist der beste der Gruppe der Palatini und bekannt nur durch die *Adversaria* des Turnebus und Lindsays Entdeckung einer Kollation dieses Codex in einem Exemplar der Plautusausgabe Lyon 1540. Daraus ergab sich die stemmatische Skizze, die „A[mbrosianus]“ einerseits und andererseits die „P[alatini]“ zeigt, als deren Vertreter: „B + B<sup>2</sup>“, „C“, „D“ und „Tur[nebi]“ genannt wurden. „Ausonius (4. Jh.)“ kannte und benützte Plautus. Für (10.) „Terentius“ schließlich wurde die wie bei Plautus doppelte Überlieferung durch den „B[embinus]“, *Vatic. 3226*, einerseits und die Handschriften der „Call[iopischen Rezension]“ andererseits unterschieden.

In der 16.–18. Doppelstunde wurden die Überlieferungsgeschichtlichen Ausführungen zusammengefaßt, ohne daß sich dies genau verfolgen läßt. Der Mitschreiber fand hier anscheinend wenig zum Lernen und schrieb entsprechend wenig mit. In der 16. Doppelstunde (Dienstag 14.1., Bl. 105r, nur 3 Zeilen) wurden die Überlieferungsgeschichtlichen Arbeiten von Theodor „Mommsen“ und die Untersuchungen von Friedrich „Leo“ zur Überlieferungsgeschichte des „Plautus“ hervorgehoben. Die 17. Doppelstunde (Samstag [!] 18.1., Bl. 105r, 10 Zeilen) ging auf „Lachm[ann]“ zurück, dessen Ausgabe des „Iwein“, Berlin 1827, 4. Aufl. 1877, zitiert wurde. Es lassen sich im übrigen in den relativ wenigen Zeilen nur eine Reihe von griechischen Begriffen lesen, so „ὅλη μορφή“, ein Aristotelischer Begriff. Die ganze Gestalt eines literarischen Werkes zu erfassen, wurde hier wohl als Ziel hingestellt. Es folgen „εἶδος“, dazu Aristoteles’ „π[ερὶ] ζώων γενέσεως“, nach ein paar Zeilen „Cicero de re publ[ica]“, danach „δίκαιον πρὸς ἀλλήλους, δίκαιον πρὸς θεούς“ – es ist die Abwandlung einer Aussage des Chrysippos bei Sextus Empiricus, adv. math. 9, 131 –, ferner „βίος“ und „νόμοι κοινοί“, ein antik häufiger Ausdruck, der hier vielleicht für allen gemeinsame und verbindliche Methoden gebraucht wurde. In der 18. Doppelstunde (Dienstag 21.1., Bl. 105v–107r, nur noch vier Zeilen zur Überlieferungsgeschichte) findet sich „τέχνη βάνουσι“ (wohl statt βανουσικαί), also handwerkliche, mechanische Künste. Vermutlich sagte Wilamowitz an dieser Stelle, man dürfe die Überlieferungsgeschichtlichen Methoden nicht mechanisch anwenden. „auf der Krücke einer Methode, deren Regeln sich lernen lassen, humpelt auch der Lahme; hier muß sich eine Kunst erweisen, die Wissen, Sprachkenntnis fordert, aber damit nicht auskommt. Sprachgefühl ist etwas anderes [...]“<sup>46</sup> So etwas könnte auch am Ende der Vorlesungen zur Überlieferungsgeschichte gesagt worden sein. Im übrigen ist zu vermuten, daß Wilamowitz in diesen abschließenden Vorlesungsstunden zur Überlieferungsgeschichte auch von Gedanken Gebrauch machte, die er am Ende des 4. Kapitels seiner ‚Einleitung in die attische Tragödie‘ geäußert hatte, wo er über ‚Irrwege und Irrwische‘, die ‚Recensio‘, ‚Textgeschichte‘ und ‚die wahren Aufgaben‘ sprach.<sup>47</sup>

### III. Geschichte der Philologie von der späten römischen Kaiserzeit bis um 1900

Der anonyme Student hat in diesem Vorlesungsteil am ausgiebigsten mitgeschrieben. Der dritte Hauptteil der Vorlesung ist allgemein zwar das Vorbild der 1921 gedruckten ‚Geschichte der Philologie‘, diese weicht jedoch vor

46 Wilamowitz (wie Anm.34), S. 335.

47 Wilamowitz (wie Anm. 12), S. 244–257.

allem gegen Anfang und Ende erheblich von der Vorlesungsfassung von 1902 ab, die außerdem oft ausführlicher gewesen zu sein scheint. Aber die meisten in dieser Fassung erwähnten Philologen kehren in der gedruckten Fassung wieder, und zwar strukturell im gleichen Kontext. Diese Beziehung macht es möglich, bei den hier erwähnten Philologen ähnliche Urteile zu erwarten, wie sie später gegeben wurden. Ähnliche Parallelen scheinen auch umgekehrt zwischen Wilamowitz' Darstellung der Philologiegeschichte seit dem 15. Jahrhundert, die er – allerdings in Konzentrierung auf die griechischen Tragödien – im 4. Kapitel seiner ‚Einleitung in die attische Tragödie‘ unter dem Titel ‚Wege und Ziele der modernen Tragikerkritik‘ auf S. 220–257 gab, und dieser Vorlesung zu bestehen. Es werden deshalb bei den im folgenden genannten Philologen jeweils die Seitenzahlen der 1921 veröffentlichten Fassung der Philologiegeschichte und gegebenenfalls – mit vorangestelltem E. – auch der ‚Einleitung‘ angezeigt. Das Referat wird sich so weit wie möglich auf die strukturelle Gliederung und Zitierung der lesbaren Namen beschränken und so ein Repertorium dessen geben, was Wilamowitz hier seinen Studenten bot.

Die Geschichte der Philologie ist hier insgesamt so gegliedert, daß in der 18.–21. Doppelstunde die griechische Philologen von der späten römischen Kaiserzeit des 4. bis zum 15. Jahrhundert besprochen wurden, und zwar in der 18.–19. Doppelstunde die des 4.–10. Jahrhunderts, in der 20.–21. die des 11.–15. Jahrhunderts. Es folgten in der 21.–28. Doppelstunde die Philologen des Abendlandes, und zwar im Rest der 21. die des Mittelalters von Isidor von Sevilla bis zur karolingischen Renaissance, in der 22. italienische Philologen von Petrarca bis Sigoni und in der 23.–28. Philologen des nördlichen Europa vom 16.–19. Jahrhundert. Diese Stunden behandelten in der 23. Doppelstunde deutsche und französische Philologen des 16.–17. Jahrhunderts unter Einschluß von Erasmus, in der 24. die Estiennes, die Scaliger und Casaubonus, in der 25. niederländische und französische Philologen des 16.–17. Jahrhunderts sowie englische Philologen des 17.–19., in der 26. niederländische Philologen des 18.–19. Jahrhunderts, in der 27. dänische, französische und deutsche Philologen des 18.–19. Jahrhunderts und in der 28. deutsche Philologen des 19. Jahrhunderts bis in die damalige Gegenwart, d. h. bis zum Jahr 1900.

Der Umstand, daß Wilamowitz diese Philologiegeschichte erst mit Libanius einerseits und mit Isidor von Sevilla andererseits begann und nicht bei den Anfängen der philologischen Bemühungen bei den Griechen einsetzte, wie es kurz danach Sandys und Kroll taten, scheint darin begründet zu sein, daß er sie hier als Geschichte der ‚Wiedererweckung des Altertums‘ auffaßte, die erst jenseits des Altertums einsetzen konnte. In seiner 1921 gedruckten Philologiegeschichte sieht er entsprechend ‚zwei getrennte Ströme‘ in der östlichen und der westlichen Reichshälfte, die sich ‚nach dem Fall von Konstantinopel

wieder vereinigen‘, und skizziert dort dann ganz kurz als ihre gemeinsame ‚Quelle‘ die ‚hellenistische Wissenschaft der Grammatik‘, deren Vorläufer bis über die Sophistenzeit hinaufreichen (S. 2).

Im Rest der 18. Doppelstunde (Bl. 105v–107r) begann Wilamowitz die griechische Philologiegeschichte mit der kulturellen Situation des 4. Jahrhunderts in „Antiochia“, wo „Libanios“ war, und mit den damaligen kulturellen Zentren in „Gaza“ und „Caesarea“. Er sprach (2.) von „Simplicius“, (3.) von „Chorigios“ (Chorikios) von „Gaza“, dann (4.) von „Georgios Choiroboskos“ (S. 3), (5.) von „Hesychius illustris“ bzw. Illustrios (Quelle ist „Suidas“), (6.) „Stephanos von Byzanz“ (dieser benützte „Hekataios“), (7.) „Johannes Stobaeus“ (er kam aus „Stobi“ in „Maked[onien]“) und (8.) „Sopater (4. Jh.)“.

Der Gedankengang ist im folgenden schwer herzustellen und scheint philologische Bemühungen des 4.–6. Jahrhunderts zu betreffen, in der ‚die grammatische Literatur ganz kompilatorisch wurde‘ und ‚der alte Betrieb weiterlebte‘, ‚nur immer geistloser‘ (so charakterisiert Wilamowitz diese Zeit 1921, S. 3). „Photius“ und die „Eklogai“ (Konstantins VII.?). Wurden die Sammelwerke als Quellen genannt? „Sappho“ – hier erwähnt, weil sie noch im 6. Jahrhundert gelesen wurde? „Themistios“ (4. Jh.). „Eudokios“ (Eutokios, 6. Jh.) schrieb einen Kommentar zu den drei noch erhaltenen Werken des „Archim[edes]“. „Eudekios“ (Euteknios) schrieb eine Prosaparaphrase zu Oppians „Halieutika etc.“ Bis ins 6. Jahrhundert wurden „Kallimachos, Theokrit“ gelesen. Die „Ilias“ ‚hat man nie aufgegeben‘ (S. 3). Interesse an der „Anthol[ogia]“ und den „carmina figurata“. Zum spätantiken Interesse an „Lykophron“ vgl. Eduard Andreas Emil „Sche[e]r“, Lycophronis Alexandra (1881). Aus „Antiocheia“: Johannes „Malalas“. Über „Diktys“ und die „Νόμοι“.

Mit „Photios (820–90)“ ‚wird das Studium der alten Literatur wieder aufgenommen‘ (S. 3 f.). „Photius“ begann wieder mit lexikalischen Arbeiten. Er gab den Anstoß für die „Etymologica“ und damit zu einer Entwicklung, die bis zum Lexikon des „Suidas“ führte. „Stephanus“ von Byzanz und „Stobaeus“ wurden wieder benützt. Des „Photius“ „Quaestiones ad Amphiloichium“: Über 300 „ζήτηματα“, hauptsächlich zu theologischen Fragen. Vgl. Joseph „Herkenreuter“ (recte: Hergenröther), Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma, 3 Bde. (1867–1869), und ders., Monumenta Graeca ad Photium eiusque historiam pertinentia (1869), sowie Immanuel „Bekker“, Photii Bibliotheca (1824–25). In seiner ‚Bibliothek‘ finden sich Auszüge aus zahlreichen danach verschollenen griechischen Autoren, z. B. aus „Theopompos“, aus „Agatharchides“ von Knidos, „π[ε]ρὶ ἐρυθραῖς θαλάσσης“, und aus „Ainesidemos“ von Knossos („zur Zeit Sullas“).

„Arethas“ (S. 3), ein Schüler des Photios, Bischof von „Kaisareia in Kappad[ozien]“. Sein Kommentar zur Offenbarung des Johannes bei „Mignet“ (Migne, Patrologia Graeca 106). „Arethas“ hat eine große Bedeutung für die handschriftliche Überlieferung der griechischen Literatur. So besaß er den „Vindob[onensis]“ Gr. 148, auf den unsere Überlieferung von Plutarchs „Συμποσ[ιακὰ] ζητήμ[ατα]“ zurückgeht. „Arethas“ besaß das „Klarkeanus“ (Bodleianus Clarkianus 39) genannte Plato-Manuskript, ebenso den „Harleianus“ 5694, die älteste Handschrift des „Lukian“, die er annotierte, und hatte Handschriften von „Aristeides“ und „Eukleides“; letztere ist jetzt in „Oxford“. Er annotierte „cod[ices]“ des „Eusebios, Athenagoras und Tatian“. „Arethas“ schrieb auch zu „Clemens“ von Alexandria „schol[ia]“. Zu „Athenagoras“ vgl. die Edition von Eduard „Schwartz“ (1891). Zu Arethas' Handschrift des „Dio“ Chrysostomus vgl. die Ausgabe des Dion von Prusa von Hans von „Arnim“ (1893–96). Der Archetypus unserer handschriftlichen Überlieferung des Onomastikon des „Pollux“ wurde wahrscheinlich von „Arethas“ geschrieben oder in Auftrag gegeben. In der Festschrift Johannes „Vahlen“ (1900) erklärte Friedrich „Spiro“, daß der 1491 geschriebene Codex Parisinus 1410 des „Pausanias“ auf das Exemplar des „Arethas“ zurückgehe. Und „Arethas“ annotierte auch seine Handschrift des „Philostratos“, Vita des Apollonios von Tyana.

Die 19. Doppelstunde (Freitag 24.1., Bl. 107r-109r) begann mit „Konstantin VII. Porphyrogenetos (912–55)“ (S. 4), seinen „Εκλογαί“, seinem Werk „de ceremoniis“ und seiner Enzyklopädie mit den Abteilungen „π[ερὶ] πρεσβειῶν, π[ερὶ] ἐπιβουλῶν, π[ερὶ] ἀρετῶν, π[ερὶ] γνωμῶν, π[ερὶ] δημηγοριῶν“, in denen er Auszüge u. a. aus „Polybios, Diodor, Appian, Dionysios von Halikarnass“ brachte. In seinem Auftrag entstanden die Sammlungen der „Γεωπονικά“ und der „Ἱππιατρικά“ (dort zum Tierarzt „Σίμων“). Zum „10. Jh.“ gehört auch „Konstantinos Kephalas“ (S. 4), der die Vorläuferin der Anthologia Palatina kompilierte. Der „Anon[ymus] Einsiedelensis“. Der „cod[ex] Heidelb[ergensis] 398“. Aus dem „cod[ex] Paris[inus]“ 443 Suppl., edierte Karl Müller, „Geographici Graeci minores“ I [1861], eine jambische fälschlich dem „Skymnos“ zugeschriebene Periegese.

Dem „10. Jh.“ gehört das „Lex[icon]“ des „Suidas“ an. Wilamowitz stellte im Hauptteil der 19. Doppelstunde ausführlich die zahlreichen Quellen des Suidas dar und gab eine Einführung in die Etymologika und die griechische Lexikographie insgesamt. Der Gedankengang kann hier im einzelnen nicht rekonstruiert werden. Es soll jedoch an Hand der lesbaren Wörter und ihrer Verbindungen deutlich gemacht werden, daß Wilamowitz sich in seiner Vorlesung detailliert auf dieses Gebiet einließ.

Suidas benützte das Homerlexikon des „Apollonios“ Sophista und das Lexikon des „Harpokration“. Daß „Suidas“ auch das Lexikon des „Photios“ benützte, behauptete Samuel A. „Naber“, Photii Patriarchae Lexicon (Leiden,

1864–65), was danach bestritten wurde. Gottfried „Bernhardys Suidas“ (Halle, 1843) und Thomas „Gaisford“, *Lexicon „Suidas“* (Oxford, 1834). Die Namensform „Σουίδας“. Georg „Wentzel“, *Beiträge zur Geschichte der griechischen Lexikographen* (Sitzungsber. der Berliner Akademie 1895). „Suidas“ und „Hesych (6. Jh.)“, gemeint ist hier Hesychios „Illustis“. Die „Suidas“- Ausgaben von „Gaisford“, „Bernhardy“ und „Bekker“ (1854). Die einzelnen Artikel sind antistoichisch geordnet („ἀντίστοιχα“, „η und ι etc.“). Das „Etymologicum Magnum“ edierte Thomas „Gaisford“ (1848), das „Etymologicum Gudianum“ „ed[edit] Sturtz“, d. h. Friedrich Wilhelm Sturz (1818), das „Etymologicum Orion[is]“ „ed[edit] Sturtz“, derselbe (Orionis Thebani Etymologicon, 1820). Das Lexikon des „Orion“ aus dem „5. Jh.“ war eine Quelle des Etymologicum „Magnum“. Die „Anecdota Oxoniensia, ed[edit] Cramer, Bd. I-III“ (John Anthony Cramer, *Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium*, Oxford 1835–37), enthalten Homer-„Epimerismen“, die gleichfalls eine Quelle waren. Heinrich „Kleist“, *De Philoxeni grammatici Alexandrini studiis etymologicis* (Diss. Greifswald 1865), entdeckte die Arbeitsweise des „Orion“ und die gleichbleibende Reihenfolge seiner Quellen innerhalb seiner Buchstaben. Richard „Reitzenstein“, *Geschichte der griechischen „Etymol[ogika]“* (1897), zeigte daß das „Etymologicum Florentinum“ (Laur. S. Marci 304) und das Etymologicum „Vatic[anum]“ (Vatic. Gr. 1818) die erhaltenen und von einem gemeinsamen Hyparchetypus abstammenden Codices des „Etymologicum genuinum“ sind (entsprechende stemmatische Zeichnung auf dem Rand). Verhältnis des „Photius“ zu diesem Etymologicum. Von dem nach ihm entstandenen „Etymologicum Gudianum“ zeigte „Reitz[enstein]“, daß der Vat. „Barb[erinus]“ I 20 die Urhandschrift des „codex Gudianus“ ist. Dem „Genuinum“ und dem „Gudianum“ folgte das „Etymologicum Magnum“. Frage nach dem Verhältnis des „Suidas“ zu den Etymologica. Der angebliche „Zonaras“ in der Edition von Johannes August Heinrich „Tittmann“ (*Ioannis Zonarae et Photii lexica*, 1808) geht hauptsächlich auf Suidas zurück. „Suidas“ benützte „Thukydides-Schol[ien]“, „Sophokles“ mit „Schol[ien]“, „Aristophanes“ mit „Schol[ien]“, die „Anthologia Palatina“ (d. h. die Anthologie des Konstantinos Kephala) und die „Hekale“ des „Kallimachos“ mit den „schol[ia]“ des „Sallust[ios]“. Für „Aelian“ „περὶ προνοίας“ ist Suidas die Hauptquelle, ebenso für den Onomatologos des „Hesych“ von Milet. Die „Epit[ome]“ des „Harpokration“ ist bei „Photios“, dem „VI.“ Lexikon von „Bekker“ (in „Anecdota“ Graeca I, Nr. 6, Berlin 1814) und „Suidas“ benützt. Verhältnis der „Epit[ome]“ zu „Athenaeus“. Das Verhältnis des Suidas zu „Diogenes Laertius“. In den „Anecdota Bekkeri“ (*Anecdota Graeca I*) sind die „lex[ica] Segeriana“ (*Lexica Seguerina*, benannt nach Pierre Sèguier, Vorsitzter des Coislinianus 345) ediert, davon Nr. „1. Phrynichos“ (Ἐκ τῶν

Φρυνίχου Ἀραβίου τῆς σοφιστικῆς προπαρασκευῆς) und Nr. „2. Antiatticista“ (Ἀνταττικιστής), die Quellen des „Photios“ und des „Suidas“ sind.

Danach ging Wilamowitz noch auf das Lexikon des „Hesychius“ von Alexandria ein, das in der venezianischen Bibliotheca „Marciana“ (Marc. Gr. 622) überliefert ist, Ausgabe von „Moritz Schmidt“ (1858–68), Erstausgabe von „Marcus Musurus“ (1514). „Hesychius“ (überliefert durch einen „codex unicus“) bearbeitete das Lexikon des „Diogenian“ und erwähnte die Lexika des „Didymos“. Weitere Stichwörter für Wilamowitz waren: der „Protrept[ikos]“ des „Gregor von Nazianz“, die Glossen des „Cyrill“ und Richard „Reitz[enstein]“.

In der 20. Doppelstunde (Dienstag 28.1., Bl. 109r-111r) begann Wilamowitz (1.) mit „Michael Psellos“ (S. 4) im „11. Jh.“ und sprach (2.) ausführlich über „Johannes Tzetzes“, geboren „1110“, mit Verweis auf Heinrich „Giske, De Tzetzarum vita“ (De Joannis Tzetzae scriptis ac vita, Diss. Rostock 1881), und Christian „Harder, De fontibus chiliadum“ (De Joannis Tzetzae historiarum fontibus quaestiones selectae, Diss. Kiel 1886), seinen „Chiliaden“ oder „Ἱστορίαι“, von der Tzetzes-Ausgabe von Gottlieb „Kiessling“ (1826), von John Antony „Cramer, Anecdota Paris[iensia]“ (Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis Bibliothecae Regiae Parisiensis, Oxford 1839–1841) sowie von Theodor „Presse, De Tzetzae epistolis“ (recte: Pressel, Joannis Tzetzae epistolae ex codd. mss. bibl. Reg. Paris nunc primum edidit, animadversione instruxit, apparatus criticum ad Chiliadum libros adiecit, Tübingen 1851). Georg „Kaibel“, Comitorum Graecorum Fragmenta I (1899), edierte seine „Scholien“ zu Aristophanes. Seine „Scholien“ zu Hesiod edierte Thomas „Gaisford“, „Poetae Graeci minores“ (Poetae Minores Graeci, 1814–20, 1823). Tzetzes’ „schol[ia]“ zur „Ilias“ edierte Gottfried Hermann (1812), seine „Ante- und Post-Homerica“ Immanuel Bekker (1816). Seine Allegoriae zu Homer edierte Pietro „Matranga, Anecdota Graeca“ e Mss. Bibliothecae Vaticanae, Angelica, Barberiniana, Vallicelliana, Medicea, Vindobonensi deprompta (1850). Tzetzes schrieb auch „schol[ia]“ zu „Lykophron“; zu diesem Kommentar vgl. Eduard „Sche[e]r“, Lycophronis Alexandra (1881), Christian Gottfried „Müller“, „schol[ia]“ des Tzetzes zu „Lykophron“ (1811), Gottfried „Kinkel“, Lycophronis Alexandra (1880). Er benützte die „schol[ia]“ zu „Appolonios [sic] Rhodios“ und das „Etymologicum Magnum“. „Tzetzes“ hatte noch eine „Hipponax“-Handschrift mindestens mit umfangreichen Exzerpten des Dichters zur Verfügung. Vgl. die Edition der Fragmente des „Hipponax“ durch Theodor „Bergk“, Poetae Lyrici Graeci II (1882).

(3.) war „Eustathius (1175 Erzbischof von Thessalonike)“ (S. 4) eine wichtige Figur. Seine Kommentare zu Ilias und Odyssee edierte Gottfried „Stallbaum“ (1825–30). Quellen: „Pausanias“, das Lexikon des „Aelius Dionysios“, „Strabon“, „Stephanus Byzantinus“, „Athenaeus“. Seine Paraphrase zu Dionysius Periegetes ist ediert durch Carl Müller, „Geographi

Graeci minores“ (Bd. 2, 1882). Zu seinen Zitaten aus „Athenaeus“ vgl. August „Meineke“, Ausgaben des „Athenaeus“ und der „fragmenta comicorum“ Graecorum. In seinem Homerkommentar zitierte Eustathius „Aristophanes“ von Byzanz. Emmanuel „Miller“, „Mélanges Grecques“ (Mélange de littérature grecque, 1868), zeigte durch seine Entdeckung einer Handschrift vom „Athos“, daß Eustathius Zugang zu einer Handschrift mit Exzerpten aus Aristophanes gehabt haben muß. Er benützte auch „Arrian“, „Βιθυνιακός“. Die Beziehung der von „Eustathius“ benützten Homer-, „schol[ia]“ zu den Homerscholien im „Townleyanus“ und im „Venetus A“.

(4.) „Michael Accominatus“ (Choniates) (S. 4), Schüler von Eustathius. Zu ihm Monographie von „Lambros“ (Spyridon Paulos Lampros, Athen 1879–80. – in griechischer Sprache). Zur Zeit des „Photius“ existierte noch eine Handschrift der „Hekale“ des „Kallimachus“, aus der sein Schüler „Arethas“ zitiert. Eine Handschrift der „Hekale“ und der „Aitia“ besaß und benützte sogar noch „Michael“ (Choniates).

(5.) „Gregor[ius Corinthius]“ (Pardos) (S. 4) war Autor eines Werks über die griechischen Dialekte („περὶ διαλέκτων), und er verfaßte einen Kommentar zu einer Schrift des „Hermogenes“ (ediert von Christian „Waltz“ [Walz], „Rhetores Graeci“ VII, 1833).

In der Medizinschule von „Salerno“ wurden Übersetzungen von Schriften des „Galen“ und des „Hippokrates“ benützt. „Thomas von Aquino“ und seine Benützung antiker Autoren.

Zu den späten byzantinischen Gelehrten gehören: (1.) „Theodoros Metochita“ (Metochites, S. 4), „† 1332“. Seine „Υπομνηματισμοί“ edierte Theophil „Kiessling“ (Theodori Metochitae Miscellanea philosophica et historica, 1821), darin: „περὶ Καρχηδονίων πόλεως“. (2.) „Maximus Planudes“ (S. 4), „1260–ca. 1310“ stellte emendierte Ausgaben der „Moralia“ des Plutarch her, übersetzte Ciceros „Somnium Scipionis“. (3.) „Manuel Moschopoulos“ (S. 4) schrieb „schol[ia]“ zu griechischen Dichtern. (4.) „Thomas Magister“ (S. 4) schrieb „schol[ia]“ zu den griechischen Tragikern. (5.) „Demetrios Triclinius“ (S. 4): Sein interpolierter Sophoklestext blieb von ca. „1550“–„1780“, bis „Brunck“, die Vulgata. Seine „Aisch[ylos]“-Edition ist im Codex „Farnesianus“ (jetzt in Neapel) erhalten.

Im 15. Jahrhundert waren folgende Griechen in Italien tätig: (1.) „Gemisthios [Gemistos] Plethon“ (S. 12) im „15. Jh.“, den Wilamowitz ausführlich vorstellte, (2.) „Theodoros Gaza von Thessalonike“ (S. 12), dessen „εἰσαγωγή γραμματικῆ“ „1483“ (recte: 1495) von „Aldus“ gedruckt wurde, (3.) „Bessarion“ (S. 12), der Kardinalbischof von „Tusculum“ war, (4.) „Demetrios Chalkondidas“ (Chalkondyles, S. 5, 13), dessen „ἔρωτήματα συνοπτικά“ „1483“ (recte: 1493) erschienen, (5.) „Konstantinos Laskaris“ (S. 13), (6.) Janus „Laskaris“ (S. 13, E. 221), (7.) „Zacharias Kallierges“ (S. 14), (8.) „Michael Apostolis“ (Apostolios) und (9.) sein Sohn „Arsenius“ (E. 221).

(10.) wurde eingehend die Arbeit von „Marcus Musurus“ (S. 14) behandelt, der die 1514 gedruckten aldinischen Editiones principes von „Hesych“ und „Athenaeus“ vorbereitete.

An das Ende seiner Darstellung der Philologie bei den Griechen stellte Wilamowitz in der ersten Hälfte der 21. Doppelstunde (Freitag 31.1., Bl. 111r-112v) eine Anzahl von Fälschungen und Pseudepigrapha durch betrügerische griechische Philologen des 15. und des 16. Jahrhunderts, wie Andrea „Da[r]marios“, Jakob Diassorinos und Konstantin Palaeokappa.

Karl „Lehrs“ (in: Herodiani scripta tria, accedunt Analecta Grammatica, 1848, und in: Die Pindarscholien, eine kritische Untersuchung zur philologischen Quellenkunde, 1873) erwies das Lexikon des „Philemon“ und die Metrik des „Drakon“ als Fälschungen. „Leopold Cohn“ zeigte in Konstantin Palaeokappa und Jakob Diassorinos, in: Philologische Abhandlungen: Martin Hertz zum siebzigsten Geburtstage von ehemaligen Schülern dargebracht (1888), daß diese Texte im 16. Jahrhundert durch Jakob Diassorinos gefertigt worden waren.

Paul Pulch, De Eudociae quod fertur Violario (Diss. Straßburg 1880), wies nach, daß das „Ἐὐδοκία“ [sic] betitelte und der Kaiserin „Eudokia“ Makrembolitissa zugeschriebene Lexikon (ein Text, den zuerst Villosion ediert und Hans Flach noch 1880 als echt herausgegeben hatte) eine Fälschung des Konstantin Palaeokappa war, der für sie u. a. das Lexikon des Phavorinus ausgebeutet hatte. Im „15. Jh.“ kompilierte der Benediktiner „Favorinos“ (Varinus Phavorinus Camers), auch genannt „Guarini“ (Guarino von Favera), grammatische Exzerpte (1496) und verfaßte danach ein großes Lexikon der griechischen Sprache (1523).

„2.“ [die Zählung des Mitschreibers beginnt erst jetzt] Das „lex[icon]“ des „Philemon“ (herausgegeben 1821 von Friedrich Osann) wurde Lehrs zufolge auch unter Verwertung dieses Lexikons des Phavorinus gefälscht.

„3.“ Unter dem Namen des „Hesychius illustris“ (Illustrios) – seine „Vitae“ bei Suidas – gibt es einen gefälschten griechischen Text (Περὶ τῶν ἐν παιδείᾳ διαλαμψάντων σοφῶν), der aus „Suidas“ und „Diogenes Laertius“ kompiliert ist.

„4.“ Die Schrift der „Eudokia“ wurde als Fälschung erwiesen durch Paul „Pulch“ (s. oben). Sie wurde verfaßt um „1550“. In ihr ist mehrfach „Suidas“ ausgeschrieben.

„5.“ Der Chronik des „Julius Pultakes“ (Iulios Polydeukes), einem ursprünglich anonymen byzantinischen Text, gab Andrea „Da[r]marios“ ihren erfundenen Verfassernamen und Titel.

„6.“ Auf eine weitere von Wilamowitz erwähnte Fälschung, die bislang noch nicht identifiziert werden konnte, beziehen sich anscheinend die Wörter „Bergk“ sowie „περὶ κωμωδίας“ und „Ἀριστονίκου Ροδίου περὶ τάξεως κωμωδιῶν“ (recte: κωμωδιῶν), die von sehr wenigen stenographierten Wör-

tern begleitet sind. Ein Aristonikos von Rhodos ließ sich nicht ermitteln, auch keine so oder etwa so betitelte Schrift, die Wilamowitz in diesem Kontext jedoch als neuzeitliche Fälschung aufgeführt haben dürfte.

„7.)“ Unter dem Namen des „Kastor“ von „Rhodos“ gibt es einen bei Christian „Waltz“ (Walz), *Rhetores Graeci III* (1832), veröffentlichten rhetorischen Traktat aus byzantinischer Zeit, dem erst im 16. Jahrhundert Autor und Titel hinzugefügt wurden (Cohn, 1888).

„8.) Drakon Stratonicensis *περὶ μέτρων* ed[edit] G[ottfried] Hermann“ (*Draconis Stratonicensis liber de metris poeticis, Ioannis Tzetzae exegesis in Homeri Iliadem primum ed.*, 1812). Der Traktat enthält Zitate aus der Grammatik des „Laskaris“. Er wurde durch Lehrs und Cohn als Fälschung des 16. Jahrhunderts erwiesen.

„9.)“ Die angebliche Metaphysik des „Herennius“ ist eine im 16. Jahrhundert – Krumbacher zufolge wohl auch von Darmarios – zustandegebrachte Kompilation. Jacob „Bernays“, *Herennius' Metaphysik und Longinos*, (in: *Gesammelte Abhandlungen 1*, 1885) zeigte, daß diese Schrift u. a. „Philo“, *Über die Trunksucht*, benützte und daß an dieser Stelle Philon und die Schrift „*περὶ ὕψους*“ wohl eine gemeinsame Quelle haben, während man zuvor in Herennius eine Quelle für ‚Longinus‘ gesehen hatte. Verwiesen wurde ferner auf „Reitz“, d. h. hier vermutlich auf Emil Heitz, *Die angebliche Metaphysik des Herennius*, (*Sitzungsber. der Berliner Akademie* 1889).

Eine Fälschung des 15. Jahrhunderts ist schließlich auch „Plutarch *περὶ εὐγενείας*“ (*Pro nobilitate*). Zwei Fragmente aus der echten Schrift „Plutarch *περὶ εὐγενείας*“ sind bei „Stobaeus“ überliefert.

Mit der Philologiegeschichte im Abendland begann die zweite Hälfte der 21. Doppelstunde. Wilamowitz setzte im „6. Jh.“ bei „Isidorus von Sevilla“ (S. 7) ein. Dessen Chronik ist in den „*Chronica minora*“ (Vol. II, 1894) ediert. Es folgen „Boethius“, „Cassiodorus“ (S. 7), der Stifter des Klosters „Monte Cassino“ „St. Benedictus“ (S. 7), „Paulus Diaconus“ (S. 8), Verfasser einer „*Historia Romana*“, einer „*Historia Langobardorum*“ und einer Epitome des „Festus“, die er im Kloster „Monte Cassino“ schrieb, wo auch eine „Apuleius“-Handschrift aufbewahrt wurde. Um „800“: „Alkuin“ (S. 8), seine Rhetorik bei „Halms *Rhetores*“ (Karl Halm, *Rhet. Lat. Min.*, 1863). Im Osten „Photius und Arethas“. Abermals Hinweis auf Ludwig „Traube“, „*o Roma nobilis*“, „*regula Benedicti*“ (vgl. oben zur 13. Doppelstunde). Studium des „Timaios“ des „Chalkidios“ im „13. Jh.“, des „Averroes“, des „Heron“ (von Alexandria?).

Die 22. Doppelstunde (Dienstag 4.2., Bl.112v–114r) widmete Wilamowitz den italienischen Philologen von Petrarca bis Sigoni. Bei „Petrarca (1304–74)“ (S. 10 f.) sprach er von der „Vergil“-Rezeption in Petrarca's „Africa“, dessen Kenntnis des „Catull“ und seiner Entdeckung der Briefe von „Cicero ad Atticum, ad familiares“, auch seinen „Trionfi“, bei „Boccaccio“

(S. 10) dann von den „Genealogiae [!] deorum“ und ihrem Verhältnis zu dem mittelalterlichen Mythographen „Albericus“ und zu den „Mythographi Vaticani ed. Bode, Myth. Vat. III“ (Georg Heinrich Bode, *Scriptores rerum mythicarum Latini tres*, 1834). Es folgten „Niccolo Niccoli“ (S. 10), „Coluccio Salutati“ (S. 10), „Lionardo Aretino“ (S. 11), die „camera della segnatura“ im Vatican, der Handschriftensammler „Poggio Bracciolini († 1458)“ (S. 10) und seine „Facetiae“, „Aurispa“ (S. 11), „Francesco Filelfo“ (S. 11), „Aretino“, Papst „Nicolaus V. (Tomaso da Sarzana)“ (S. 11), der „1447–55“ regierte, Manuskripte von „Cassius Dio“ und „Polybios“, Papst „Sixtus IV“ („Melozzo da F[orli]“), „Lorenzo Valla († 1457)“ (S. 11 f.) und dessen Übersetzung des „Thukydidēs“ (S. 11). Dabei wurde auf die Thucydides-Ausgabe von „Bekker“ und den von ihm zugrundegelegten Codex „Vat. B“ hingewiesen.

Zum Ende des 15. Jahrhunderts und zum 16. Jahrhundert gehören „Pietro Bembo“ und „Sadoletto“. Zuvor die Neuplatonische Philosophie des „Proklos“ bei Giovanni „Pico d[ell]a Mirandola“ (S. 12) und Marsilio „Ficino“ (S. 4, 12) in Florenz. „Juppiter Optimus Maximus“ rief „Pomponio Leto“ (S. 12) in Rom an und ahmte die Sitten der Römer nach. Der Humanist Angelus „Sabinus“ verfaßte ovidische „Heroiden“-Briefe. Die Abschrift des Pomponius Laetus bewahrte später verlorengegangene Teile einer „Festus“-Handschrift (S. 13). Damals auch Sammlung von römischen Inschriften; zuvor schon im „cod. Einsiedeln“ (S. 15, Anonymus Einsiedlensis). „Cyriaco da Ancona“ (S. 15) leistete Vorarbeiten für den späteren italienischen Epigraphiker „Giambattista de Rossi“ (S. 15 f.). Bei seinen Reisen nahm Cyriaco „Pausanias“ mit seiner Devise „θεοσάμειος οἶδ᾽“ (Graec. descript. 4, 20, 3; 4, 35, 11; 5, 27, 5; 10, 25, 10) zum Vorbild. Seine Reise nach Griechenland in den Jahren „1447–48“ beschrieb er in seinem Tagebuch. Er starb „1452“. Zu „Cyriaco“ vgl. „O[tto] Jahn“, Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer, in: *Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze* (Bonn 1868).

Den Buchdruck brachten „Schweinheim und Pan[n]arz“ (S. 13) in den „60ern“ des 15. Jahrhunderts nach Italien. Sie druckten die editio princeps des „Livius“. Um „1500“ waren die Drucker „Aldo Manuzz[i]o“ (S. 13 f.) in Venedig und Filippo „Giunta“ in Florenz tätig. Der Grieche Marcus „Musurus“ (S. 14) arbeitete für „Aldus“ Manutius und auch für den Drucker Zacharias „Kallierges“ (S. 14). In Bologna wurden „1516“ (recte: 1515) die vollständigen „Annalen“ des Tacitus erstmals gedruckt.

Zwei große italienische Philologen: (1.) „Angelo Poliziano“ (S. 12) verfaßte vier „Silvae“ und beschäftigte sich mit dem Text des „Stattius“. (2.) „Pietro Vittori“ (S. 14 f., E. 221) veröffentlichte aus den Schätzen der „Laurentiana“ in Florenz und der venezianischen „Marciana“ mit den Handschriften von „Bessarion“. „Vittori“ kopierte „schol[ia]“ zu Homer aus dem „Townleyanus“ und auch zu „Hesiod“. Bis der „Venetus A“ um „1780“ von

„Villoison“ entdeckt wurde, bot der „Townleyanus“ die besten Homerscholien (neuere Ausgabe der Iliasscholien bei „Bekker“ [1825]). Unter den vielen, die Victorius mit Recht priesen, war auch „Jean Muret“, der sich in Rom niedergelassen hatte und auch gräzistisch arbeitete. Wilamowitz verwies bei ihm auf eine Veröffentlichung von Eduard „Norden“ (Die antike Kunstprosa? Eine spezielle Äußerung Nordens zu Muretus ist m.W. nicht bekannt).

Die Handschriften- und Antikensammlung des „1600“ verstorbenen Gelehrten „Fulvio Orsini (Ursinus)“ (S. 14 f., 45; 1529–1600), kam in den „Vatican“, wo dieser auch als Ikonograph tätig war. Einen Fortsetzer fand er in dem Archäologen „Ennio Quirino Visconti“ (S. 45; 1751–1818), der die Sammlungen des Vatican beschrieb und die „Iconographia graeca“ (Iconographie grecque, 1808–11) sowie die „Iconographia romana“ (Iconographie romaine, 1817–26) publizierte.

Den Abschluß der Besprechung der italienischer Philologen bilden „Onuphrius Panvinus“ (Panvinus, S. 17), „Carlo Sigoni von Bologna († Genf)“ (S. 15, 17 f.), der „de regno Italiae“, „de republica Romana, de iure civili, de republica Atheniensium“ verfaßte, die „fasti consulares“ zuerst bearbeitete und eine „Consolatio“ unter dem Namen Ciceros schrieb, sowie „Giocondo da Verona (Jucundus)“ (S. 15).

Die 23. Doppelstunde (Donnerstag 6.2., Bl. 114r-115v) begann mit deutschen Philologen des 16.–17. Jahrhunderts. Vorgestellt wurden „Beatus Rhenanus“ (S. 20), „Simon Grūnaeus“ (Grynaeus, S. 20), Marcus „Welser“, „Hieronymus Wolf“ (S. 21), Friedrich „Sylburg“ (S. 21), der das „Etymologicum Magnum“ herausgab, Wilhelm „Xylander“ (S. 21, 30), Konrad „Peutinger“, Joachim „Camerarius“ (S. 20), der „Plautus“ nach neu entdeckten Handschriften edierte, Philipp „Melan[ch]thon“ (S. 19 f.), Friedrich „Taubmann“, der gleichfalls „Plautus“ edierte, „Erasmus Schmidt“ (S. 29), „Janus Cornarius (Körner, † 1558)“ (S. 21), Philipp „Clüver, Cluverius († 1623)“ (S. 18) und „Lucas Holstenius“ (S. 18), der Direktor der Bibliotheca „Vaticana“ wurde.

Einen besonderen Platz erhielt „Desiderius Erasmus († 1536)“ (S. 19). Er wirkte auf „Rabelais“ (S. 21), edierte „Hieronymus“ und „Seneca“, übersetzte „Lukian“. Besprochen wurde seine Beziehung zu „Hutten“.

Angeschlossen wurden französische Philologen des 16. Jahrhunderts: Jacobus „Cujatius († 1592)“ (S. 22) mit seinen Arbeiten am „Corpus Iuris“ und am „cod. Theodosianus“, Dionysius „Godofredus“ (Gothofredus) bzw. „Godefroi“ (Godefroy, S. 22), Guillaume „Bud[a]eus“ (S. 22). Erörtert wurden das „Fontainebleau“ des Königs Franz I., „Rabelais“ (S. 21), „Ronsart“ (Ronsard, S. 21), „Amillot“ (Jacques Amyot), der Plutarchs „Moralia“ übersetzte, „Montaigne“ (S. 21, 25), der „Seneca“ benützte, „Dionys[ius] Lambin[us]“ (S. 26), der den „Horaz“ herausgab (S. 26), „Adriane Turnebus

(Tourneboeuf“ (S. 25, E. 222), kurz auch schon „Henri E[s]tienne“ (S. 21 f., 24), die beiden „Scaliger“ (S. 22 f.) und „Isaac Casaubonus“ (S. 23, 25).

In der 24. Doppelstunde (Montag 10.2., Bl. 115v–116v) ging Wilamowitz eingehender auf die zuletzt genannten französischen Philologen ein, auf Vater und Sohn Stephanus und Scaliger sowie auf Casaubonus (E. 223–227 ‚Die großen Philologen Frankreichs‘). Wilamowitz nennt Henricus Stephanus, Joseph Justus Scaliger und Isaac Casaubonus 1921 ein ‚Dreigestirn ersten Ranges‘, das ‚die Wissenschaft vom klassischen Altertum von der Potenz in die Aktualität‘ hinübergeführt habe. Eine ähnliche Hervorhebung wird bereits darin sichtbar, daß Wilamowitz ihnen hier eine volle Doppelstunde widmete.

Bei „Henri E[s]tienne“ wurde dessen Schrift „De conformité de François avec le Grec“ erwähnt; gewürdigt wurden sein „Thesaurus“ Linguae Graecae, seine Platonausgabe, die bis „Immanuel Bekker“ die „Vulgata“ bildete, sein „Appian“ und seine „Anakreontea“. Berichtet wurde über seinen Vater „Robert E[s]t[ie]nne“ und die aus Glaubensgründen erfolgte Übersiedlung der Familie nach „Genf“. Wilamowitz berichtete über den Raubdruck eines verkürzten „Thesaurus“ durch seinen Angestellten „Scapula“ und Heinrichs Tod in „Lyon“.

„Julius Caesar Scaliger“ [angeblich] aus „Riva“ am „Garda[see]“ („1484–1558“), verfaßte das Werk „de arte poetica“, das auch auf Joost van den „Vondel“ und „Racine“ wirkte. Sein Sohn „Joseph [Justus] Scaliger“ erhielt von Jacob „Bernays“ eine Monographie (1855). Die Iosephi „Scaligeri poemata“ omnia wurden Berlin 1864 wieder herausgegeben. Seine Jünger zeichneten seine Gespräche, die „Scaligerana“, auf. 1594 nach „Leyden“ berufen, glaubte er an seine Herkunft von den Fürsten „della Scala“ in „Verona“ (Epistula de splendore et vetustate gentis Scaligerae, 1594), die von Caspar Schoppius in Zweifel gezogen wurde. Seine Ausgaben des „Festus“, des „Varro“, des Ps.–„Orpheus“, des „Ennius“, des „Lucilius“, des „Manilius“, des „Propertius“ und der „Appendix Vergiliana“ wurden behandelt. Für das „Corpus Inscriptionum“ (Inscriptiones totius orbis Romani, in corpus absolutissimum redactae [...] ingenio ac cura Iani Gruteri, auspiciis Jos. Scaligeri et M. Velseri, 1603) hatte Scaliger in „Gruter“ „1602“ einen Helfer gefunden, er selbst fertigte die Indices. Sein großes Werk „de emendatione temporum“ (1593, 1598) und Ludwig „Ideler“, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie (2. Auflage 1883). Die Restauration der griechischen Olympiadenliste „Ολυμπιάδων ἀναγραφή“ und die Ausgabe der Chronik des „Eusebius“ in der Übersetzung des „Hieronymus“ im Thesaurus Temporum (1606) und dessen Rezeption durch „Niebuhr“ und „Boeckh“. Scaligers Aussprüche („Lucanus, Silius, Statius tous ces garçons utinam perissent!“).

„Isaac Casaubonus“ kam aus Glaubensgründen nach England, besuchte „Oxford“, gab erfolgreich „Athenaeus, Diogenes Laertius, Polybios, Strabon,

Persius“ heraus (vgl. dazu die „Persius“-Ausgabe von Otto „Jahn“, Leipzig 1843) und verfaßte die literaturgeschichtliche Abhandlung „de poesi satyrica“ (de satyrica Graecorum poesi et satyra Romana, 1605).

Nach der Darstellung der drei großen Franzosen, bei denen Wilamowitz wohl auch wie 1921 hervorhob, daß sie alle aus Glaubensgründen emigrierten, wandte sich die 25. Doppelstunde (Donnerstag 13.2., Bl. 116v–119v) zuerst zwei niederländischen Philologen zu, beginnend mit „Hugo Grotius († 1645)“ (S. 30), der gleichfalls Exil erduldet. Sein „*σύνταγμα Arateum*“, und „*De iure pacis et belli*“ (1625), das von der „Stoa“ beeinflusst sei. Dann zu „Janus [recte: Justus] Lipsius († 1609)“ (S. 23, 26). Besprochen wurden seine „*Manuductio ad philosophiam stoicam*“ und das Gruppenporträt von Peter Paul „Rubens“ im Palazzo „Pit[t]i“.

Der Franzose „Salmasius (Claude [de] Saumaise) († 1653)“ (S. 31 f.) wurde Professor in Leiden. Seine Kontroverse mit „Dionysius Heraldus (Herault)“. Der „*cod[ex] Salmas[ianus]*“ der „*Anthol[ogia] Latina*“. Er schrieb in Heidelberg die „*Anthologia Palatina*“ ab, ohne sie zu edieren („*apogr[aphon]*“). Seine „*exercit[at]iones Pliniana*“ (1629), seine Ausgabe der „*Scriptores Hist[oriae] Aug[ustae]*“ (1620), seine Beschäftigung mit den „*carmina figurata*“, seine Erklärung von zwei Inschriften des „Herodes Atticus“ (1619), seine Traktate „*de Hellenismo*“ (*Funus linguae Hellenisticae* und *De Hellenistica Commentarius*, 1643).

Besprochen wurden anschließend wieder die Beiträge französischer Philologen: die Editionen von Kirchenvätern durch die Benediktiner von „St. Maure“ (S. 27) (vgl. die „*Patrologia Graeca et Latina*“ von Jacques Paul „Migne“); Louis Sébastien Lenain de „Tillemont“ (Tillemont) als Autor der „*Memoires ecclesiastiques*“ (S. 27), von denen „Gibbon“ zehrte; Charles du Fresne „Ducange“ (Du Cange), „*Dictionarium [Glossarium] infimae et mediae Latinitatis et Graecitatis*“ (S. 27), das als Leistung mit dem „*Thesaurus*“ *Graecae Linguae* von „Stephanus“ vergleichbar sei; Bernard de „Montfaucons *Bibliotheca Bibliothecarum*“ von „1739“ (S. 27); Franciscus „Vigerius“ (Vigerus), „*Euseb[i] Praeparatio*“ evangelica (1628) und „*de linguae Graecae idiotismis*“ (*De praecipuis Graecae dictionis idiotismis*, 1644); vgl. dazu „Gottfried Hermann“. Wichtig war auch Dionysius „Petavius“ (S. 26): sein „*Uranologium*“ enthält „*inedita*“ (vgl. „*Arats schol[ia]*“ von Ernst „Maas“, 1898, und „*Hipparch*“ in der Ausgabe von Karl „Manitius bei Teubner“, 1894); es ist ein Teil seines *Opus de „Doctrina temporum*“, in dem er sich mit Joseph „Scaliger“ auseinandersetzte (vgl. auch „Ideler“ und „Boeckh“). Handschriftensammler waren Petrus „Pittoeus“ (Pithoeus) bzw. „Pitou“ (Pithou) (S. 25), Erycius „Puteanus“ bzw. „Depuis“ (Du Puits) (S. 25) mit den „*cod[ices] Put[eani]*“, auch Jacobus Augustus „Tuanus“ (Thuanus) bzw. „Detous“ (de Thou, S. 23) mit dem „*codex Tuaneus*“ (Thuaneus), der „*Catull 61*“ enthält. Dann ging Wilamowitz noch auf „Tanquil de Fèvre“ (Lefèvre)

bzw. „Tanaquil Faber“, (S. 29), auf dessen Tochter „Anna Fabri“, verheiratete „Anne Dacier“ (S. 29), und auf ihren Ehemann André „Dacier“ (S. 29) ein.

Dieser zweiten französischen Sektion folgten wieder einige Niederländer: Janus „Dousa“, „Daniel Heinsius“ (S. 30), sein Sohn „Nicolaus Heinsius († 1688)“ (S. 32), Johannes „Schrader († 1783)“ (S. 33) im „18. Jh.“ mit seinen „Observationes“, „Johann Friedrich Gronov“ (S. 33) aus Hamburg, dessen Sohn „Jacob Gronov“ (S. 33) und ihre Ausgaben des „Livius“ (S. 33).

Danach führte Wilamowitz England in seine Philologiegeschichte ein (E. 227–230 ‚Die Engländer‘). Er referierte die Verteidigung der Moderne durch den Franzosen Claude „Perrot“ (Perrault) und die Antwort des Sir William „Temple“ mit seiner Verteidigung der Alten, die sich auch auf die Briefe des Phalaris berief, kam auf „Newton“, „Bentley“ (S. 35–37), „Shaftesbury“ (S. 35) und „Jane Gray“ (S. 35), die Platons „Phaidon“ gelesen hatte.

Dann stellte er ausführlich die philologischen Leistungen von „Richard Bentley“ dar. Zuerst über dessen Wertung: „Lessing“ hat Bentley nicht gelesen. „Friedrich August Wolf“ hat ihn den größten Philologen genannt. „Richard Porson“ sprach von seiner unsterblichen Dissertation. Richard C. „Jebb“, Bentley (1882), deutsch: Richard Bentley, eine Biographie (1885). Seine Werke in chronologischer Reihenfolge: „1691“ erschien die „epistula ad Millium“, gerichtet an John „Mill“ als Anhang zu seiner Ausgabe der Chronik des Johannes „Malalas“. Die Epistula enthält die Wiederentdeckung der „Synaphie“ in anapästischen Systemen und eine Fragmentsammlung des „Ion von Chios“. Zu der Kallimachos-Ausgabe von Johann Georg „Graefe“ (Graevius), 1697, steuerte er die Fragmente des „Kallimachos“ bei. Charles „Boile“ (Boyle) edierte 1695 die Briefe des „Phalaris“. Josua „Barnes“ (S. 35) erklärte sich 1694 für die Echtheit der Briefe des Euripides. Bentley veröffentlichte 1697 seine Dissertation upon the Epistles of Phalaris, Themistocles, Euripides, 1699 in der Fassung A Dissertation upon the Epistles of Phalaris. With an answer to the objections of the Honorable Charles „Boyle“, Esq. „Leibnitz“ (S. 36) hatte die Unechtheit der Phalarisbriefe als Student erkannt. „1700“ wurde „B[entley]“ Präsident des Trinity College Cambridge. Bentleys „Critica sacra“ (seine Bemerkungen zum Text des Neuen Testaments) publizierte Arthur A. „Ellis (Cambridge 1863 [recte: 1862])“. Seine Entdeckung des homerischen Digamma („f“) lehnte Friedrich August „Wolff“ (Wolf) in seinen Literarischen Analekten (Bd. 1, 1816) noch ab. In: John „Davis“ (Davies), „Tuscul[anae Disputationes]“ (1709), erschienen Bentleys Emendationen zu Ciceros Tusculanen. „1711“ erschien Bentleys „Horaz“-Ausgabe. Er stützt sich auf „raison“ („nobis et ratio et res ipsa centum codicibus potiores sunt“). Angeblich wurde von Bentley zu „Pope“ gesagt: seine Homerübersetzung sei ein hübsches Gedicht, aber er dürfe es nicht Homer nennen. „1727“ erschien in Amsterdam die „Terenz“-Ausgabe Bentleys, 1732 sein

„Milton“ (Milton's Paradise lost, a new edition by Richard Bentley), 1739 seine „Manilius“-Ausgabe in Konkurrenz zu der von Joseph „Scaliger“.

An die Darstellung Bentleys schloß Wilamowitz die von Bentley beeinflussten englischen Philologen an: „Jeremias Markland“ (S. 37) mit seiner Ausgabe von „Stattius, Silvae“, „Thomas Thyritt“ (Tyrwhitt) (S. 37), Benjamin „Heath“, Richard „Dawes“ (S. 37) mit seinen „Miscell[anea] crit[ica]“ (1745), in denen die sogenannten „canones Dawesianae“ für die griechische Syntax zu finden sind, Gilbert „Wakefield“ (S. 37) mit seinen von „Porson“ kritisierten „Tragoediae selectae“ (Tragoediarum delectus, 1794) und Harris „Dodwell“ († 1711).

Der wichtigste englische Philologe nach Bentley war „Richard Porson († 1808)“ (S. 37). Unter seinem Einfluß standen Peter „Elmsley“ (S. 37), Peter Paul „Dobree († 1825)“ (S. 38), Charles James „Blomfield“ und Thomas „Gaisford“ (S. 38).

Die 26. Doppelstunde (Freitag 21.2, Bl. 119v–120v; am 17./18.2. fand anscheinend keine Vorlesung statt) war niederländischen Philologen des 18. und des 19. Jahrhunderts gewidmet (E. 231 f. „Die Holländer“). Wilamowitz würdigte folgende: (1.) „Tiber[ius] Hemsterhuis († 1766)“ (S. 38). Er stand in Kommunikation mit Bentley, als er das Onomasticon des „Pollux“ 1706 herausgab (später „Bekker“ 1846), arbeitete auch am „Hesych“, den dann Johann „Alberti“ (S. 38) edierte. „1789“ erschien das „elogium Hemsterhusii“ von David „Ruhnken“ (gedruckt auch mit Daniel „Wytttenbach“, „vita Ruhnkenii“, Leipzig 1801). (2.) Peter „Wesseling“ (S. 38) edierte „Diodor“. (3.) Als „Orbilius plagosus“ wurde Jacques Philippe „d'Orville“ (S. 39) in seinem Streit mit dem von ihm „Pavo“ genannten Jan Cornelis „Paw“ (de Pauw) (S. 39) bezeichnet. „d'Orvill[e]“ gab den „Chariton“ heraus. (4.) „Ludwig Kaspar Val[c]kenaer (1716–80)“ (S. 38 f.) war Schüler von „Hemsterhuis“, gab „Ammonius, Synonyma“ (De differentia adfinium vocabulorum, 1787) heraus, dabei auch als „ineditum“ „Herennius“ (Eranius) „Philo“, De differentia significationis, ferner „Theocriti Idyllia septem“ (Theocriti decem Eidyllia, 1773), von „Euripides“ die „Phoenissen“ (1755, 1772) und den „Hippolytos“ (1768); er schrieb auch die „Diatriben de Euripidis fragmentis“ (Diatriben in Euripidis perditorum dramatum reliquias, 1767), „De Aristobulo Judaeo“ (1806) und edierte „Bentleys Phalaris“ (Phalaridos Epistolae, 1777). (5.) „Isaac [recte: Jacob] Perizonius“ machte eine kommentierte Ausgabe von „Aelian“, Variarum historiae. (6.) „David Ruhnken“ (S. 33, 39 f.), „geboren in Stolp († 1798)“, arbeitete zuletzt an den „schol[ia]“ von „Platon“, die postum 1800 veröffentlicht wurden. 1749 und 1751 ließ er die „epist[ola] crit[ica]“ I. in Homeridarum hymnos et Hesiodum ad Valckenarium, und II. in Callimachum et Apollonium Rhodium drucken. Er edierte den „Hymn[us] auf Demeter“ (Homeri hymnus in Cererem), „Rutilius Lupus, de figuris sententiarum et elocutionis (beigebunden wurde seine „historia critica ora-

torum“ Graecorum) und das *Lexicon vocum Platoniarum* des „Timaeus“. Das Lexikon des „Moeris“ edierte Johann „Pierson“. (7.) „Daniel Wytttenbach (1746–1828)“ (S. 40) gab zuerst „Plutarch“, „de sera numinis vindicta“, heraus, später dessen gesamte „Moralia“.

Zuletzt wurden noch als niederländische Erben der Philologie des 18. Jahrhunderts (8.) „Hoffman [recte: Hofmann]-Peerlkamp“ (S. 39) besprochen und (9.) Carolus Gabriel „Cobet“ (S. 40), von letzterem seine *Oratio „De arte interpretandi“* (1847), seine „*Variae lectiones*“ (1854), seine „*Novae lectiones*“ (1858), sowie seine Ausgaben des „Xenophon“, des „Hypereides“ und des „Philostratos“, „*γυμναστικός*“ (περὶ γυμναστικῆς), und des „Lysias“ von 1863. Wilamowitz scheint seine „recensio“ codicum kritisiert zu haben.

Die 27. Vorlesung (Montag 23.2., Bl. 120v–122r) begann mit dem Dänen Johann Nicolai „Madvig, geboren 1804“ (S. 58, 60). Auch „Niebuhr“ (S. 53) war Däne und Johann Louis „Ussing“, der „Plautus“ (1878–80) herausgegeben und den Führer „Pergamon“ (1898) geschrieben hat. „Madvigs“ Ausgabe von Cicero, „de finibus“, seine „*Emendationes Livianae*“, seine „*Adversaria*“ critica ad scriptores Graecos et Latinos und seine Beziehung zu „Hermann“, „Voß“, „Lehrs und Ritschl“.

Seiner textkritischen Orientierung stehen Bemühungen um eine „Enzyklopädie“ der Realien gegenüber. Erzählerische Darstellungen der Antike: den Roman „*Voyage de jeune Anacharsis en Grèce*“ veröffentlichte Jean Jacques „Barthélémy“ (Barthélemy, S. 46) „1787“ (recte: 1788); zu vergleichen ist auch Karl August „Bötticher“ (Boettiger, S. 46), „Sabina“ oder im Putzzimmer einer reichen Römerin (1803), Wilhelm Adolf „Bekker“ (S. 46), „Gallus“ oder römische Szenen aus der Zeit Augusts (1838), und ders., „Charikles“ – Bilder altgriechischer Sitte (1840). Der „Charikles“ im Verhältnis zu „Lukian“.

Der französische Akademiker „St. Croix“ (Guillaume Emmanuel Joseph Guilhem de Clermont-Lodève de Sainte-Croix, S. 50) hatte zuerst über die „*historiens d’Alexandre le Grand*“ (*Examen critique des anciens historiens d’Alexandre le Grand*, 1775, 2. erw. Ausgabe 1804) geschrieben und dann in seinem Werk über „*les mystères 1784*“ (*Memoires pour servir à l’histoire de la religion secrète des anciens peuples, ou recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme*, 1784, deutsch 1790) die Mysterien in „Eleusis“ behandelt. Entsprechend entwickelte Georg Friedrich „Creuzer“ (S. 50) eine mystische Mythologie in seiner ‘*Symbolik und Mythologie*’. Beide bekämpfte und widerlegte der Philologe Christian August „Lobeck“ (S. 50) in seinem „*Aglaophanus*“ (Aglaophamus) durch eine ernüchternde Darstellung der griechischen Mysterien. Sainte-Croix stellte sich in der Kontroverse von „Jean Baptiste [d’Ansse] de Villoison“, dem Entdecker der „*schol[ia]*“ im Venetus A, mit Friedrich August Wolf auf die Seite des ersteren in seiner Schrift *Réfu-*

tation d'un paradox littéraire de M. Fred. Aug. Wolf [...] sur les poésies d'Homère, 1798.

Philologie im Elsaß: Der Straßburger Richard François „Philipp Brunck“ (S. 39, E. 230 f.) benützte für seine Sophokles-Ausgabe eine Handschrift in der Bibliothek in „Paris“ (A), den Cod. 2712, und beseitigte die Interpolationen des „Triclin[ius]“ aus dem Text. Sein Verhältnis zu „Porson“. „Brunkii Analecta“ veterum poetarum Graecorum und „Herders“ Würdigung. Straßburger war auch Johann „Schweighäuser“ (S. 46), der „Athenaeus“, „Polybius“, und „Appian“ herausgab.

Philologie in Frankreich: Zur Zeit des „Empire“ edierte Paul Louis „Courié“ (Courier) „Longus“ (1810). „Jean François Boissonade“ (S. 62) veröffentlichte „Anecdota“ Graeca. (1829–33). „Firmin Didot“ (S. 62) startete eine Scriptorum Graecorum Bibliotheca mit lateinischen Übersetzungen. „Jean Antoine Letronne“ (S. 62) veröffentlichte „Inscriptions de l'Egypte“ (Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte, 1842–48). Auch die Entdeckung von „Papyri“ begann. „Alkman“ wurde von Mariette in Ägypten gefunden (1855). „Adamantios Korais von Smyrna“ lebte in Paris. Vgl. zu ihm Dionysios „Therianos“, Adamantios Korais (Triest 1889–90). „Strabon“ wurde herausgegeben von „Casabonus“ (1587, 1807), „Korais“ (1815–19) und „Meineke“ (1866–77). Bei Firmin „Didot“ erschien, bearbeitet von dem in Paris lebenden Deutschen „Benedict Hase“ und den Brüdern Karl Wilhelm und Ludwig Dindorf, die dritte Ausgabe des „Stephanus Thesaurus“ Graecae Linguae ab 1831. Zur gleichen Zeit edierte Johann Friedrich „Dübner“ für Didots Serie der griechischen Autoren viele Bände; er arbeitete für ihn gewissermaßen wie „Musurus“ für „Aldus“.

Zurück nach Deutschland: In „Hamburg“ (S. 41) waren am Akademischen Gymnasium tätig „Fabricius“ und sein Schwiegersohn „Reimarus“. „Joh[ann] Albert Fabricius“ (S. 41), Verfasser der „Bibliotheca scriptorum Graecorum“ (die letzte Ausgabe bearbeitet von Gottlieb Christoph „Harles[s]“: 1790–1809), Editor des „Sextus“ Empiricus. Sein Schwiegersohn Hermann Samuel „Reimarus“ (S. 41 f.), Editor des „Cassius Dio 1750“ (vgl. Ausgaben von Immanuel „Bekker“, 1849, und Ursulus Philippus „Boissevain“, 1895). In Leipzig: Johann August „Ernesti“ (S. 42) und Johann Jakob „Reiske“ (S. 42, E. 232 f.). Von Leipzig zog nach Göttingen Johann Matthias „Gessner“ (Gesner, S. 41 f.), der „Claudian“ und „Quintilian“ herausgab und zu „Lukian“ veröffentlichte (vgl. Hermann „Sauppe“, Johann Matthias „Gessner“ und Christian Gottlob Heyne, 1871).

Die 28. und letzte Doppelstunde (Freitag 28.2., Bl. 122r-123v) schloß sich zunächst eng an die vorige an mit näheren Ausführungen zu dem dort gegen Ende genannten „Johann Jacob Reiske“ und seiner Ausgabe des „Libanios“ sowie seinen Entdeckungen u. a. zu „Diogenes“ Laertius und „Aristeides“.

Dann besprach Wilamowitz die besondere Rolle von Johann Joachim „Win[c]kelmann“ (S. 43, E. 233). Aus den anschließend gegebenen Stichwörtern „Cicero de Oratore“, „γένη“, „μεγαλοπρεπές“ und „γλαφυρόν“ ist zu schließen, daß Wilamowitz hier besprach, wie Winckelmann die rhetorische Lehre von den Stilarten, die Cicero und Ps.-Demetrius wiedergeben, in die Kunstbetrachtung übertragen habe, da er in den Werken des Phidias und Polyklet im 5. Jahrhundert den hohen Stil, in denen des Praxiteles und Apelles im 4. Jahrhundert aber den eleganten und schönen Stil und so mit Hilfe der antiken Stilarten der Rede zu einer ersten Periodisierung der griechischen Kunstgeschichte gefunden habe.

Zuletzt wandte sich Wilamowitz der deutschen Philologie des 19. Jahrhunderts zu. In „Leipzig“ war der große Philologe „Gottfried Hermann“ (S. 49, E. 235–239) „1772–31. Dez. 1848“ (Biographien von „Otto Jahn“, Gottfried Hermann, eine Gedächtnisrede, 1849, und Hermann „Köchly“, Gottfried Hermann, zu seinem 100jährigen Geburtstage, 1874). Bei seiner Würdigung wurden die folgenden von seinen Werken erwähnt: „de aetate Orphei“ (De argumentis pro antiquitate Orphei Argonauticorum maxime a Koenigsmanno allatis dissertatio, 1811), Dissertationen und Ausgaben zu „Pindar“ sowie Arbeiten zu Homer wie „de interpretatione Homeri“ und „de iteratis apud Homerum“ (1840).

Eine andere philologische Richtung verfolgten Gottlieb „Welcker“ (S. 49, 57, E. 239–242), August „Boeckh“ (S. 54 f., E. 241) und „Otf[r]ied Müller“ (S. 49, 57, E. 241–243 ‚Streit um seine Eumenidenausgabe‘).

Moritz „Haupt“ wurde als ein Schüler Hermanns vorgestellt. Friedrich Wilhelm „Thiersch“ (S. 50), auch ein Schüler Hermanns, war der philologische Reformator „Baierns“. Karl Wilhelm „Krüger“ (S. 66) hatte Verdienste durch seine griechische Schulgrammatik. Christian August „Lobeck“ (S. 50, E. 242) war ein weiterer Schüler Hermanns. Er verfaßte die „Paralipomena“ grammaticae Graecae, die „Pathologia“ (Pathologiae sermonis Graeci prolegomena), das „Rhematikon“ und den „Aglaophanos“ (Aglaophamus). Bei Karl „Lehrs“ (S. 65), einem Schüler Lobecks, kamen seine Schriften zu „Horaz“ und die „Quaest[iones] epicae“ zur Sprache, bei August „Meineke“ (S. 51), noch einem Schüler Hermanns, dessen „Anal[ecta] Alexandr[ina]“ und die „Bucolici“. Dann folgte Immanuel „Bekker“ (S. 52), ein Schüler von „F[r]iedrich A[ugust] Wolff!“ (S. 48), der seinerseits noch „Bentleys“ „digamma“ abgelehnt hatte. Wie oben bereits erwähnt, ist es bei solchen Werknennungen immer möglich, daß Wilamowitz noch andere Schriften besprach, die nicht mitgeschrieben wurden.

„Karl Reisig“ (S. 60, E. 242), seine Ziele und Leistungen, der Lehrer Ritschls. Die große Bedeutung von Friedrich Wilhelm „Ritschl“ († 1876, S. 60 f.) im Lateinischen. „Bentley Terenz, Hermann, Bacchides, Ritschls Trinummus“ bilden eine Traditionskette. Bentley und Hermann waren

Ritschls Vorbilder. Bei „Jacob Bernays“ († 1881, S. 64) wurde dessen Arbeit über „Theophrasts π[ε]ρὶ εὐσεβείας“ (1865) erwähnt, bei „Otto Ribbeck“ († 1898, S. 61) „Ritschls“ Biographie, seine Editionen des „Juvenal“ und der Episteln des „Horaz“, bei „Erwin Rohde“ († 1898) seine „Psyche“, Seelencult und Unsterblichkeitsglaube (1894).

Besprochen wurden dann noch, ohne daß der Mitschreiber kaum mehr als die Namen notierte: Karl Wilhelm August „Reifferscheid“ († 1887), August „Wissowa“ († 1931), Richard „Reitzenstein“ († 1931), Hermann „Usener“ († 1905), Franz „Bücheler“ († 1908), Johannes „Vahlen“ († 1911), Friedrich „Leo“ († 1914), Georg „Kaibel“ († 1901) und „Theodor Bergk“ († 1881, S. 63). Die hier eingefügten Todesjahre machen deutlich, daß Wilamowitz sich auch mit noch Lebenden befaßte. Es fehlen aus Rücksichtnahme nur seine nächsten Kollegen Hermann Diels und Eduard Norden.

### Bewertung der Ergebnisse – Wilamowitz als Lehrer

Ein Skelett der Vorlesung ist damit sicher rekonstruiert worden. Wir wissen nun ziemlich genau worüber Wilamowitz sprach, häufig bis in die Einzelheiten, manchmal auch nur in den allgemeineren Begriffen. Wieviel mehr Wilamowitz aber zu diesen Gegenständen sagte, wird vollends bewußt, wenn man den Umfang, in dem hier die 28 Doppelstunden dargestellt werden konnten, mit dem Umfang dessen vergleicht, was Wilamowitz in diesem Zeitraum tatsächlich sagen konnte und gesagt hat. Den ca. 1200 Zeilen, die hier speziell für die Darstellung der 26 mitgeschriebenen Doppelstunden benötigt wurden, steht ein ca. 19 000 Zeilen großer Text gegenüber, den Wilamowitz in demselben Zeitraum schätzungsweise gesprochen hat (die Zeilenlänge wurde nach dem Typoskript bemessen, die Druckfassung mag etwas differieren – an den Proportionen ändert das nichts). Die vorstehende Rekonstruktion stellt also eine konzentrierte Zusammenfassung des ursprünglich Gesagten dar, bei der sowohl einzelne besprochene Fakten als auch die meisten Urteile nicht wiedergegeben werden. Zu berücksichtigen ist dabei außerdem, daß die einzelnen Doppelstunden nur in sehr verschiedener Detailgenauigkeit rekonstruiert werden konnten. Für den ersten Vorlesungsteil mit seinen grundlegenden allgemeinen Begriffen (Doppelstunden 1–9a) reichten 87 Zeilen (1. Doppelstunde 12, 2. 8, 3. 12, 4. 16, 5. und 6. zusammen 15, 7. 20, 8. nicht mitgeschrieben, 9a. 3 Zeilen). Die Überlieferungsgeschichte des zweiten Teils (Doppelstunden 9b–18a) umfaßt dagegen 487 Zeilen (Doppelstunde 9b 8, 10. nicht mitgeschrieben, 11. 183 [!], 12. 90, 13. 27, 14. 67, 15. 90, 16. 3, 17. 11, 18a. 8), und die Philologiegeschichte im dritten Teil (Doppelstunden 18b–28) brauchte dann gar 565 Zeilen (Doppelstunde 18b 55, 19. 69, 20. 77, 21. 71, 22. 64, 23. 22, 24. 40, 25. 90, 26. 37, 27. 62, 28. 55).

Der zweite und der dritte Teil konnten also wesentlich genauer wiedergegeben werden. Aber auch wenn man diese Einschränkungen im Blick behält, läßt die Rekonstruktion doch die Grundzüge, die inhaltliche Thematik und die strukturelle Gliederung, der ursprünglich gegebenen Vorlesung erstmals erkennen. Die bisher verschollene „Einleitung in die Philologie“ ist gewissermaßen aus unterschiedlicher Sichthöhe in den Blick des Betrachters getreten.

Wer ihr bis zum Ende gefolgt ist, nimmt wahr, daß Wilamowitz seine Vorlesung sehr ökonomisch plante und seinen Plan dann auch vollständig durchgeführt hat. Er gehörte nicht zu den Professoren, die ihren Stoff nicht zu Ende brachten, und gliederte die Vorlesung in drei zeitlich etwa gleich große Hauptteile, weil er offenbar ihren drei Themen die gleiche Wichtigkeit zumaß. Und wer immer sich die Mühe macht, diese Rekonstruktion der Grundzüge seiner Vorlesung zur Kenntnis zu nehmen, wird nicht umhin können, zu staunen, welche Wissensfülle Wilamowitz seinen Studenten als eine Einleitung in die Philologie lieferte. Philologie ist hier eine auf die antike Literatur und Kultur gerichtete Gräzistik und Latinistik. Natürlich hat die griechische Seite in einer Vorlesung von Wilamowitz einen gewissen Vorrang, aber er berücksichtigte auch die lateinischen Autoren in großem Umfang. Man muß daran denken, daß man damals Griechisch und Latein immer – als (klassische) Philologie – zusammen studierte, und so beschäftigen sich alle drei Vorlesungsteile mit den griechischen und den lateinischen Autoren.

Die heute so beliebte Beschränkung auf das Exemplarische war noch nicht erfunden. Wilamowitz behandelte seine Themen bei aller notwendigen Kürze möglichst umfassend und detailliert. Die Mitschrift zeigt außerdem, daß Wilamowitz sich nicht damit aufhielt, unbekannte Eigennamen um der richtigen Schreibweise willen an die Tafel zu schreiben, was Mißverständnisse hinsichtlich der Namensform der Autoren der zahlreich genannten Sekundärliteratur zur Folge hatte. Er nahm sie in Kauf. Nur für einige Stemmata scheint er zur Kreide gegriffen zu haben. Die Mitschrift zeigt auch, daß es den Studenten nicht immer gelang, alle wichtigeren Details festzuhalten. Trotzdem fesselte das letzte Drittel der Vorlesung offenbar besonders.

Wilamowitz war es da wichtig, den Studenten eine Vorstellung davon zu geben, in welcher geschichtlichen Tradition sie als Philologen standen. Deshalb führte er die Geschichte der Philologie auch bis in seine eigene Zeit, besprach am Ende sogar lebende Kollegen und brach die Darstellung nicht, wie es in solchen Fällen zumeist geschieht, mehr oder weniger lange vorher ab. Deutlich ist auch: die Philologie der Neuzeit ist für ihn noch ausschließlich eine europäische Angelegenheit und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am besten durch die deutschen Philologen repräsentiert.

Seine eingehende Darstellung der Überlieferung der antiken Autoren im zweiten Drittel der Vorlesung macht deutlich, daß ihm ebenso wichtig war,

den Studenten ein Bewußtsein für die Qualität der Fundamente zu geben, die die antiken Texte tragen. Sie sollten die verschiedenen Wege kennen lernen, die die Existenz dieser Texte in der Gegenwart möglich gemacht hatten.

Beide Gesichtspunkte haben in den Einführungen in die klassische Philologie unserer Zeit eine erheblich geringere Bedeutung. In ihnen stehen einerseits Elementareres, andererseits aber auch die Probleme und Methoden des Interpretierens im Vordergrund.<sup>48</sup> Da ist es besonders bedauerlich, daß das erste Vorlesungsdrittel nur sehr lückenhaft erkennbar ist. Deutlich ist hier der Beginn mit einer ethischen Maxime, ausgedrückt in der Form einer *parodia Catonis*, sodann der Versuch, die Studenten systematisch mit den Prinzipien der Philologie vertraut zu machen, und schließlich die altertumswissenschaftliche Perspektive, die im weiteren Verlauf jedoch nicht konsequent durchgehalten wird.

Auffällig ist insgesamt die Aufmerksamkeit, die Wilamowitz immer wieder auch christlichen Autoren der Spätantike als unmittelbarem Gegenstand der Philologie und byzantinischen Autoren als Trägern der Überlieferung der antiken griechischen Literatur einräumt. Das erstere ist heute unter Umständen auch wieder möglich,<sup>49</sup> das letztere kommt außerhalb der Byzantinistik nur selten zum Zug. Auf die mittellateinische Textüberlieferung kommt Wilamowitz nur – oder immerhin – mit zwei Literaturhinweisen zu sprechen. In der Philologiegeschichte von 1921 wird jedoch explizit gesagt, daß die neuzeitliche lateinische Literatur und die Geschichte des neuzeitlichen altsprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität nicht Gegenstand einer Geschichte der Philologie sein könnten. Heute sieht man, daß sie besser im Kontext mit diesen beiden, sie weithin tragenden kulturellen Komponenten dargestellt werden würde, ohne daß diese noch nicht überall durchgedrungene Einsicht bereits die Früchte einer neu orientierten philologiegeschichtlichen Darstellung getragen hätte.

Am stärksten beeindruckt aber sicherlich die Fülle der Informationen, die Wilamowitz seinen Studenten zumutete und die er ihnen anscheinend auch

---

48 Erinnert sei hier an die für ihre Zeit ausgezeichnete und auch bereits historische „Einführung in die klassische Philologie“, die der leider so früh verstorbene Gerhard Jäger (1938–1993) 1975 in München in der Reihe der Beck’schen Elementarbücher veröffentlichte, und an die neuere „Einführung in das Studium der Latinistik“ von Peter Riemer, Michael Weißenberger und Bernhard Zimmermann (München Beck 1998), wobei zu berücksichtigen ist, daß derlei Einführungen oder Einleitungen immer wesentlich detaillierter sind, als es eine Behandlung der gleichen Materien in einer Unterrichtsveranstaltung je sein kann.

49 Es ist die Folge der stärkeren Beachtung der spätantiken christlichen Literatur an einzelnen Universitäten in den letzten Jahrzehnten. Vgl. jedoch noch die Zurückhaltung von L. D. Reynolds und N. G. Wilson, *Scribes and Scholars. A Guide to the Transmission of Greek and Latin Literature*, Oxford 1968, S. 52: „if the example of a patristic text may be admitted here, [...]“.

zumuten konnte. Neben Ausgaben wurde auch Forschungsliteratur bis zum Erscheinungsjahr 1901 ausgiebig zitiert, einschließlich von jüngeren Dissertationen. Ich hoffe niemandem Unrecht zu tun, wenn ich annehme, daß heute keinem klassischen Philologen alles hier Gebotene geläufig ist, geschweige denn, daß jemand es unternehmen könnte oder wollte, eine ähnliche Fülle von Daten einem Studienanfänger zu offerieren. Eine Fülle von Kenntnissen im Bereich der griechischen und der lateinischen Literatur wurde offenbar vorausgesetzt bzw. es wurde erwartet, daß die Studenten selbst die ihnen bewußt gewordenen Kenntnislücken ausfüllten. Man könnte vermuten, daß sich damalige Studenten mit Schrecken von einem so anspruchsvollen Lehrer abwendeten. Das Gegenteil war anscheinend in der Regel der Fall, da Wilamowitz es offenbar verstand, selbst eine solche Stoffmasse mit Leben zu erfüllen, und er betrachtete es, wie er in seinen „Erinnerungen“ ausführte,<sup>50</sup> ja auch nicht als schädlich, wenn die Studenten in seinen Vorlesungen nicht alles richtig verstanden, sofern die Vorlesungen nur „Sehnsucht“ nach Erkenntnis zu erwecken verstanden und „den Weg“ wiesen. Im übrigen konnten die Studenten zu keinem damals bereits gedruckt vorliegenden Buch greifen, das ihnen die Vorlesung irgendwie hätte ersetzen können.

Es sei gestattet, mit einem mir persönlich nahe liegenden Zeugnis für die Wirkung von Wilamowitz auf Studenten zu schließen. Als mein Vater, Dr. phil. Paul Ludwig (1890–1987), als Student der klassischen Philologie und der Germanistik – von Tübingen kommend – 1911–12 in Berlin studiert hatte und nun Berlin wieder Richtung Tübingen verlassen mußte, schrieb er die folgenden zwei Strophen:<sup>51</sup>

Norden, Diels, Berliner Meister,  
Ihr illustren andern Geister,  
Keine Träne ich nach wein'.  
Doch dem Einen, dem ich lauschte,  
Wilamowitz – für dich tauschte  
Alle Tübinger ich ein!

Und als er dann später im zweiten Band der Erstausgabe von Christian Friedrich Daniel Schubarts (1739–1791) Gedichten, den er im Juni 1914 erworben hatte, auf S. 426–429 das „Frischlin“ betitelte, 15strophige Gedicht<sup>52</sup> las, fand er in der neunten Strophe einen Text, der ihm die Erinnerung

50 Vgl. oben mit Anm. 14.

51 Ich habe 1996 William M. Calder III diese Strophen mitgeteilt. Er rückte sie mit meiner Erlaubnis zusammen mit meinen Erläuterungen in seinen Aufsatz: Hermann Diels, the Gomperzes and Wilamowitz: a Postscript, *Quaderni di storia* 45, 1997, S. 173–184, hier S. 177 f., ein. Der für die LeserAbhandlung abgelegene Ort rechtfertigt m. E. ihre Wiederholung an dieser Stelle.

52 Die Fußnote, die Christian Friedrich Daniel Schubart, *Sämtliche Gedichte*. Von ihm selbst herausgegeben, Zweiter Band, Stuttgart 1786, S. 426, zum Titel dieses Gedichts

an Wilamowitz wachrief. Er kopierte den Text der Strophe auf dasselbe Blatt und übertrug ihn durch die ihm gegebene Überschrift „An Wilamowitz“ auf diesen:

Dein Auge sah nicht mit dem Scholiasten  
 Nur Wörterkram und Periodenfluß.  
 Er sah das Schöne; sah das Wetterleuchten  
 Des Genius.

Paul Ludwig bewahrte seine Begeisterung für Wilamowitz und kaufte nicht nur mehrere von dessen Büchern (so u. a. 1920 seinen „Platon“, 1922 seine „Geschichte der Philologie“, 1929 seine „Erinnerungen“), sondern erwarb – als Student in Berlin und zur Zeit seines 80. Geburtstags als Studienrat in Stuttgart – auch zwei Porträtfotos von ihm,<sup>53</sup> was bei keinem anderen seiner akademischen Lehrer der Fall war.<sup>54</sup>

---

schrrieb, verdient angeführt zu werden: „Der Literator würde mich dauern, dem ich's erst erweisen müßte, daß Frischlin ein vortrefflicher Kopf war. Der Dichter, Redner, geschmackvolle Philolog, – noch mehr, der Märtyrer für die Wahrheit, einigte sich in ihm. Noch hat er weder Monument, noch Biographen. Also einstweilen nur diese Rosmarinstaude auf sein Grab!“ Damals existierte allein – Schubart wohl unbekannt – Carolus Henricus Langius, Nicodemus Frischlinus, vita, fama, scriptis ac vitae exitu memorabilis [...], Braunschweig – Leipzig 1727, [4] Bl., 127 S. David Friedrich Strauß (1808–1874) verfaßte Biographien von Schubart (1849) und – wohl angeregt durch dieses Gedicht – von Nicodemus Frischlin (1856).

53 Es sind in der Liste, die Wilt Aden Schröder, Wilamowitz-Bildnisse, Philologus 151, 2007, S. 335–374, jüngst veröffentlichte Nr. 20 („Wilamowitz im Alter von höchstens 57 Jahren“, d. h. spätestens aus dem Jahr 1905, eine Postkarte im Format 13,5 x 8,5 cm, oben rechts, weiß auf schwarzem Grund: „Prof. Wilamowitz[-Moellendorff“, unten rechts, ebenso: „Dührkoop, Berlin – Hamburg“; die Postkarte dürfte also während Paul Ludwigs Studienzeit in Berlin von ihm gekauft worden sein) und Nr. 37 („Wilamowitz zur Zeit seines 80. Geburtstages“, d. h. um 1928, eine Photokarte im Format 17,5 x 12,5 cm, mit Unterschrift, rechts unter dem Porträt „Phot. E. BIEBER/BERLIN“; das von Schröder nach der Antike 5, 1929, abgebildete Porträt muß also auch als Photokarte verkauft worden sein).

54 Ich danke meinen Kollegen Klaus Alpers, Hamburg, und Fidel Rädle, Göttingen, für die aufmerksame Lektüre einer früheren Fassung und die Hinweise auf Ergänzungen und Versehen. Mein Kollege Richard Schwinge, Kiel, machte mich nach Abschluß dieser Abhandlung auf Nietzsches Basler Vorlesung „Encyklopädie der klassischen Philologie und Einleitung in das Studium derselben“ vom SS 1870 aufmerksam, die nach dessen eigener Niederschrift ediert wurde, s. Nietzsche – Werke: Kritische Gesamtausgabe, begründet von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, weitergeführt von Wolfgang Müller-Lauter, Abt. 2, Bd. 3, Vorlesungsaufzeichnungen (SS 1870 – SS 1871), bearbeitet von Fritz Bornmann und Mario Carpitella, Berlin 1993, S. 339–437. Wilamowitz kannte diese Vorlesung sicher nicht. Aber ein Vergleich der beiden thematisch und funktional ähnlichen Vorlesungen ist sowohl wegen ihrer Verfasser als auch als Beitrag zu der von Friedrich August Wolf und August Böckh begründeten Tradition der Vorlesungen über die Enzyklopädie der Philologie von Interesse.

# Arnold Heeren als Förderer der sogenannten „Nationalen Wiedergeburt“ bei den Slaven

HELMUT KEIPERT

1. Ein anonymisierter Heeren-Text in der Zagreber „Danica Ilirska“ von 1839 105
  2. Arnold Heeren und sein Aufsatz „Über die Mittel zur Bewahrung der Nationalität besieger Völker“ (1810) (7) 106
  3. Heerens Aufsatz bei den Slaven 112
  4. Die kroatische Bearbeitung von 1839 123
  5. Weitere Rezeptionsspuren im kroatischen Schrifttum der Zeit 162
  6. Zur Identifikation des kroatischen Übersetzers 167
  7. Die tschechische Übersetzung von 1824 180
- Epilog 204  
Literatur 204

## Vorwort

Die vorliegende Abhandlung zur slavischen Rezeption eines heute kaum noch bekannten Aufsatzes des Göttinger Gelehrten Arnold Heeren verdankt ihre Entstehung zunächst einer Reihe von Zufällen.

Zufällig hat der Verfasser in einem 2005 veröffentlichten Buch von Miroslav Hroch gelesen, daß in der tschechischen Zeitschrift „Čechoslav“ vom 11. September 1824 der aktualisierte Nachdruck einer Verteidigung des Deutschen erschienen ist, in dem u. a. gesagt werde, wer die Muttersprache nicht liebe, sei kein Freund des Vaterlandes. Der aufgekommene Verdacht, daß dieser Artikel vielleicht neues Licht auf den 1835 in der Zagreber „Danica“ abgedruckten Aufsatz mit dem Titel „Nima domorodztva prez lyubavi materinzkog' jezika“ („Es gibt keinen Patriotismus ohne Liebe zur Muttersprache“) werfen könnte, erwies sich als richtig, denn die im „Čechoslav“ angegebene deutsche Quelle der tschechischen Übersetzung ist auch die Vorlage des bisher meist für einen Originalbeitrag Ljudevit Gajs gehaltenen Textes in der „Danica“ gewesen.

Der Zufall hat zudem gewollt, daß auf dem Schreibtisch des Verfassers zur gleichen Zeit Albert Pražáks sprachpatriotische Anthologie aus dem Jahre 1945 lag, in der nicht nur der erwähnte „Čechoslav“-Artikel wiederabgedruckt worden ist, sondern in unmittelbarer Nachbarschaft ein weiterer ebenso aus Hormayrs „Archiv“ von 1810 übernommener mit dem Titel „Jakými pro-

sřredky mŕže se národnost u lidu podrobeného zachovati?“ („Mit welchen Mitteln läßt sich die Nationalität bei einem unterworfenen Volk bewahren?“) zu lesen steht. Die naheliegende Vermutung, daß dieses Thema damals vielleicht auch in Zagreb Interesse gefunden haben könnte, erwies sich gleichfalls als richtig, denn mit etwas sprachlicher Phantasie führte sie über die Inhaltsverzeichnisse der „Danica“-Bände zu dem gänzlich anonymen Beitrag „O načinu, kojim se narodnost i kod obladanih narodah sačuvati može“, („Über die Art und Weise, wie sich die Nationalität auch bei besiegten Völkern bewahren läßt“) im Jahrgang 1839, dessen Inkognito durch die Autorengabe *Heeren* im „Čechoslav“ und im „Archiv“ aufgehoben werden konnte.

Erst das Zusammentreffen dieser beiden Quellenfunde hat die im folgenden gebotene parallele Analyse der zwei Heeren-Übersetzungen möglich gemacht, bei der sich die kroatische von der tschechischen markant durch die besondere Art ihres entschieden adaptierenden Zugriffs auf die deutsche Vorlage unterscheidet. Es mag vorläufig offenbleiben, ob man auch diesen Unterschied noch als zufällig ansehen darf, denn ganz ähnliche Beobachtungen ergeben sich, wenn man die in dem eingangs erwähnten Gaj-Artikel vorgenommenen Veränderungen mit der Wiedergabe in dessen tschechischem Vorläufer kontrastiert. Für eine pauschale Rangierung der tschechischen und der kroatischen „nationalen Wiedergeburt“ auf einer Skala der Nationsbildung als „kultureller Lüge“ (A. Zorić) kennen wir zweifellos das kroatische, wahrscheinlich aber auch das tschechische Übersetzungsschrifttum dieser Zeit noch nicht gründlich genug.

Wiederholt hat Herr Dr. Václav Petrbok (Prag) dem Verfasser bereitwillig Kopien der in Deutschland nicht zugänglichen tschechischen Zeitschriftentexte aus dem frühen 19. Jahrhundert angefertigt; er hat am Ende noch einmal eigens überprüft und danach bestätigt, daß die bei dem zweiten Artikel im „Čechoslav“ noch zu erwartende Fortsetzung dort tatsächlich fehlt. Für diese hilfreiche Unterstützung sei ihm auch an dieser Stelle sehr herzlich gedankt. Ebenso sei der Göttinger Akademie aufrichtiger Dank dafür gesagt, daß sie diese Untersuchung in die Reihe ihrer Abhandlungen aufgenommen hat.

## 1. Ein anonymisierter Heeren-Text in der Zagreber „Danica Ilirska“ von 1839

Im Oktober 1839 ist in der Zagreber Zeitschrift „Danica Ilirska“ ohne Nennung des Verfassers ein Aufsatz mit dem Titel „O načinu, kojim se narodnost i kod obladanih narodah sačuvati može“ erschienen.<sup>1</sup> Der anonyme Beitrag hat seine(n) Verfasser noch immer nicht preisgegeben,<sup>2</sup> doch scheint sein Inhalt den Bestrebungen der illyrischen Bewegung so nahe zu kommen, daß man einzelne Zitate daraus zusammen mit Aussagen Ljudevit Gajs, also des Herausgebers der Zeitschrift,<sup>3</sup> für die Charakterisierung des kulturpolitischen Programms des Illyrismus heranziehen können.<sup>4</sup> Im folgenden soll gezeigt werden, daß es sich bei diesem Text nicht, wie wohl von manchen vermutet, um ein kroatisches Originalwerk handelt, daß aber auch nicht einfach eine der in der „Danica“ zahlreich abgedruckten Übersetzungen vorliegt. Bisher scheint nicht bemerkt worden zu sein, daß die in diesem Artikel vorgetragenen Überlegungen zu den Möglichkeiten einer Bewahrung der nationalen Eigenart der Slaven bzw. Kroaten eine deutsche Vorlage gehabt haben, nämlich den Aufsatz „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besieger Völker“, den der Göttinger Historiker Arnold Herrmann Ludwig Heeren (1760–1842) fast drei Jahrzehnte zuvor im Hamburger „Vaterländischen Museum“ veröffentlicht hatte. Mit der Identifizierung dieser in Zagreb intensiv genutzten Quelle läßt sich die Liste der „anonymen Mitarbeiter“ der „Danica“ (wie Živančević sie genannt hat)<sup>5</sup> um einen namhaften „Beiträger“ vermindern und zugleich ein aufschlußreicher Blick in die Werkstatt der Redaktion tun. Heerens Text ist für die „Danica“ zwar ziemlich vollständig übersetzt worden, hat aber beim Übersetzen eine so entschiedene Bearbeitung in slavisch-kroatischem Interesse erfahren, daß die 1810 aus gegebenem Anlaß gegen Frankreich und das Französische gerichtete Tendenz des Originals durch vergleichsweise wenige Eingriffe zu einer ebenso unzweifelhaft anti-deutschen geworden ist. Darüber hinaus verdient Beachtung, daß diese zeitversetzte kroatische Kontrafaktur eines antinapoleonischen deutschen Aufsatzes eine verblüffende Parallele in Gajs bekanntem und in der „Danica“ schon 1835 publiziertem Beitrag „Nima domorodtva prez lyubavi materinzkog’

1 Danica Ilirska 5.1839. S. 157–159, 162–164, 166–168, 170–171. Der kroatische Text wird im folgenden mit bloßer Seitenzahl nach dem Zagreber „Danica“-Reprint von 1970–1972 zitiert; „a“ und „b“ verweisen jeweils auf die linke bzw. rechte Spalte der Seite.

2 Vgl. Djamić 1972. S. 85, der ihn unter den Anonyma führt.

3 Vgl. zu seinem Leben und Werk Despalatović 1975 oder Horvat 1975.

4 Vgl. eine solche Mischung z. B. bei Leščilovskaja 1968. S. 131 und 133.

5 Vgl. Živančević 1973, wo der Name Heerens unter den „anonimni suradnici“ ebensowenig auftaucht wie in den Registern bei Djamić 1972.

jezika“ findet, der ein ähnliches Thema gehabt hat und anscheinend auch auf ganz ähnliche Weise durch entsprechende Umnutzung eines fünfundzwanzig Jahre alten Artikels aus Hormayrs „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ entstanden war.<sup>6</sup> Dies führt einerseits zu der Frage, ob der Bearbeiter des Artikels von 1839 derselbe wie der 1835 in der „Danica“ mit „G.“ unterzeichnende gewesen sein kann, und legt auf der anderen Seite einen Vergleich mit der Rezeption dieser zwei deutschen Aufsätze im Tschechischen nahe, denn dort sind 1824 gleichfalls beide übersetzt und in der Zeitschrift „Čechoslav“ veröffentlicht worden.

## 2. Arnold Heeren und sein Aufsatz „Über die Mittel zur Bewahrung der Nationalität besieger Völker“ (1810)

Der Lebensweg Heerens und sein ausgedehntes Werk müssen hier nicht weiter dargestellt werden, da sie in der gebotenen Kürze in biographischen Nachschlagewerken<sup>7</sup> und ausführlicher in der Basler Dissertation von Ingrid Kahn, in der Reihe „Deutsche Historiker“ von Hellmut Seier, in der Heidelberger Dissertation von Christoph Becker-Schaum und zuletzt von demselben in der Reihe „Europa-Historiker“ beschrieben worden sind.<sup>8</sup> Immerhin seien wenigstens die drei Besonderheiten des Œuvres referiert, die Heeren in Seiers Sicht als Historiker bemerkenswert machen:

Er ist fast vergessen, aber es fragt sich, ob zu Recht. Denn er war originell, hatte zeitweilig ein starkes Echo und in seiner Lehre finden sich Züge, die aufhorchen lassen. Mindestens drei davon rufen geradezu zur Wiederentdeckung auf, jeder für sich allein im Grunde hinreichend, ihm von neuem Gehör zu schaffen. Das gilt erstens für seinen Ansatz, Geschichte zu schreiben unter dem Gesichtspunkt, wie Handel und Verkehr sie prädisponierten. Die Fragestellung vertraute dem entstehenden Historismus sozialwissenschaftliche Impulse an. Da war zweitens, ebenso ungewöhnlich und späterem vorgreifend, das Bemühen, Kolonien als Teile von Staatensystemen aufzufassen und ihren Wechselbeziehungen zu den Mutterländern nachzugehen. Was dabei herauskam, zählt zu den Anfängen der Kolonialgeschichtsschreibung. Und ernstlich erwägende Neubeachtung, über anderthalb Jahrhunderte anders gestimmter Skepsis hinweg, dürfte drittens auch der Versuch verdienen, die Welt als Schauplatz von Machtantagonismen anzusehen und ihr gleichwohl eine dauerhafte Friedensordnung zuzutrauen.<sup>9</sup>

Becker-Schaum hat Heeren als „erste[n] deutschen[n] Historiker von ‚Welt-ruf‘“ bezeichnet und über sein Wirken gesagt:

6 Vgl. dazu Keipert 2008b und 2009.

7 Vgl. z. B. Wegele 1880 oder Crusius 1969.

8 Vgl. Kahn 1939; Seier 1982; Becker-Schaum 1993; Becker-Schaum 2007.

9 Seier 1982. S. 61.

Heeren war ein politischer Professor. Auf dem Höhepunkt der napoleonischen Machtentfaltung stellte er die Wiederherstellung der Freiheit der europäischen Staaten in einem erneuerten Staatensystem in Aussicht, welches in nicht allzu ferner Zukunft einem Weltstaatensystem Platz machen würde. Der Begriff des Staatensystems ist von ihm wesentlich mitgeprägt worden. Die Gegenwart bezeichnete er als konstitutionelles Zeitalter. Er war einer der ersten, die diesen Begriff in Deutschland eingeführt haben.<sup>10</sup>

2.1. Der für Gaj und andere so interessante Artikel wird allerdings selbst in diesen umfangreicheren Würdigungen bestenfalls am Rande erwähnt. Seier nennt ihn beiläufig bei der Charakterisierung der Schriften,

die Heeren zur Neuere Geschichte beigesteuert hat. Immer wieder begegnet bei ihm eine Spannung zwischen dem universalen, systematisierenden, aufklärungsnahe konzipierten Zugriff und der nüchtern-realistischen, historisierenden Durchführung. Ob er die politischen Folgen der Reformation oder das „Wachstum“ der britischen Kontinentalinteressen untersucht, den Einfluß politischer Theorien auf das „monarchische Prinzip“ oder die „Mittel zur Erhaltung der Nationalität besieger Völker“ – fast stets zielte die Fragestellung auf die Ermittlung von Wirkungen, Wandlungen, Langzeiteffekten, auf die Herstellung von Kausalreihen über die Jahrhunderte hinweg, auf den Nachweis gesamteuropäischer Zusammenhänge. Andererseits fehlte selten der am Detail demonstrierte Wirtschaftsaspekt, der Vergleich zwischen Volkscharakteren, der Hinweis auf konkrete Verflechtungen von Politik und Kultur.<sup>11</sup>

Freilich wissen wir jetzt aus einem Brief an den Verleger Friedrich Perthes (1772–1843) vom Februar 1810, daß Heeren, von jenem zur Mitarbeit an dessen geplanter literarisch-kulturhistorischer Monatsschrift „Vaterländisches Museum“ aufgefordert,<sup>12</sup> mit dem ihm nahegelegten Thema zunächst Schwierigkeiten hatte:

Der vorgeschlagene Gegenstand, das Benehmen besieger Völker, ist ein sehr interessanter, aber auch sehr trauriger Gegenstand. Ich fing zweimal an; und legte mißmutig die Feder wieder nieder. Ich will es versuchen, ob es zum drittenmal gelingt; wo nicht, so wird sich auch ein anderer Gegenstand finden.<sup>13</sup>

Um für seine neue Zeitschrift, die „wo möglich, historisch unter unserem Volke das Gefühl und Bewußtseyn seines nationalen Daseyns“ erhalten sollte,<sup>14</sup> möglichst viele tüchtige Beiträge zu gewinnen, hatte sich Perthes Ende 1809 mit der Bitte um Mitarbeit an über hundert bekannte Autoren gewandt,<sup>15</sup> und dabei war ihm, wie er selbst im Herbst 1812 an Friedrich Schlegel geschrieben hat, unter allen Mitarbeitern Heeren „um des Publikums

---

10 Becker-Schaum 2007. S. 63–64.

11 Seier 1982. S. 74, zuvor schon 1981. S. 62.

12 Zu dieser Zeitschrift vgl. jetzt Moldenhauer 2008. S. 229–248.

13 Becker-Schaum 1993. S. 278.

14 Zitiert nach Moldenhauer 2008. S. 231.

15 Vgl. die prominentesten Namen bei Moldenhauer 2008. S. 236.

willen einer der wichtigsten“.<sup>16</sup> Tatsächlich hat Heeren seinen dann doch zustande gekommenen Artikel im August-Heft des „Vaterländischen Museums“ noch veröffentlichen können,<sup>17</sup> bevor die Zeitschrift im Januar 1811 mit der Errichtung des französischen Departements Elbmündung ihr Erscheinen einstellen mußte.<sup>18</sup> Einleitend macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß der hier behandelte Gegenstand „eben so gut den Stoff zu einem Werke als zu einem Aufsätze hergeben könnte“, hier aber nur „einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen“ seien. Aus der Erfahrung des Historikers wird den Lesern vorab als leitender Gedanke vermittelt:

Die Schicksale besieger Völker hiengen allerdings nicht bloß von ihnen, aber auch nicht bloß von den Siegern, sie hiengen von beyden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben?<sup>19</sup>

Ein eigener Abschnitt, der sechste, informiert darüber, wie die Abhandlung voranschreiten soll:

Fünf Hauptpunkte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Religion, ihre Sprache, ihre geistige Bildung. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was gieng unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?<sup>20</sup>

Danach werden die genannten Punkte in dieser Folge, d. h. in Heerens Verständnis nach ihrer zunehmenden Wichtigkeit für die Bewahrung der Nationalität, abgehandelt, und am Ende kann mit verhaltenem Optimismus – wenn auch heute nicht mehr in jeder Hinsicht überzeugend – resümiert werden:

---

16 Zitiert nach Moldenhauer 2008. S. 241 Anm. 703.

17 Heeren 1810.

18 In einer besonderen „Schluß-Anmerkung“ hat der Verleger die Einstellung ausdrücklich mit den Worten begründet:

Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neuesten Einverleibungen Unterthan des französischen Kaiserthums werde, so machen die dadurch entstehenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzuläßlich.

Moldenhauer 2008. S. 243–244 zitiert diese Stelle mit der Bemerkung, daß es auch andere bzw. weitere Gründe für diesen Entschluß gegeben haben könne, zumal er für die Zeitgenossen völlig überraschend und für einige selbst publizistisch tätige Beiträge unverständlich gewesen sei.

19 Heeren 1810. S. 130–131 (Sperrung im Original).

20 Heeren 1810. S. 131 (Sperrung im Original).

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesen liegt die Nationalität. Nicht äußere Formen, – auch ohne äußere Gewalt den Veränderungen der Zeit unterworfen, – bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwicklung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweicht wird.<sup>21</sup>

In der Rückschau hat Heeren diese Publikation, die aus einem von vielen als bedrückend empfundenen Problem der Zeit erwachsen war, offenbar als nicht ganz unbedeutend und auch nicht als ausschließlich auf die Franzosenzeit bezogen empfunden, denn sonst hätte er sie 1821 wohl kaum in den zweiten Teil seiner „Historischen Werke“ aufgenommen, ihren Titel mit dem Zusatz „Geschrieben im Früh-Jahr 1810“ versehen und dem Neudruck die folgende Erklärung vorangestellt:

Der nachfolgende Aufsatz erschien zuerst in dem vaterländischen Museum bei Perthes, Hamburg 1810. St. 2. Er ward veranlaßt durch die damaligen Zeitumstände; und ist deßhalb völlig unverändert abgedruckt. Möge das, was damals nöthig, oder doch nützlich scheinen konnte, als der Gewalthaber seinem Bruder Ludwig kurz vorher (20. May 1810) schrieb: „Der Hauptzweck seiner Politik sey, den Deutschen Geist auszutreiben“ (Documens [*sic!*] historiques sur le gouvernement de la Hollande par Louis Bonaparte, ex-roi de Hollande T. III. p. 262.); für alle Folgezeit überflüssig bleiben; aber auch warnend und ermunternd, wenn ähnliche Zeitläufe wiederkehren sollten!<sup>22</sup>

**2.2.** Welche Resonanz dieser ruhig-abwägend und doch nicht ohne Bestimmtheit urteilende Artikel bei Lesern in Deutschland gefunden hat, scheint die noch immer recht kleine neuere Heeren-Forschung bisher nicht beachtet, geschweige denn im einzelnen festgestellt zu haben. Sehr schnell hat Joseph Freiherr von Hormayr zu Hortenburg (1782–1848) in Wien reagiert und den Hamburger Aufsatz Anfang Dezember 1810 praktisch unverändert in seinem schon erwähnten „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ nachgedruckt.<sup>23</sup> Ein kleiner Eingriff (des Herausgebers oder eines Zensors?) liegt an derjenigen Stelle vor, wo Heeren bei der Diskussion der mehr oder weniger großen Wichtigkeit des Beibehaltens der Verfassung eines besiegten Volkes darauf zu sprechen kommt, daß ein Sieger das nach seinem Vorteil, besonders nach der Form seines eigenen Staates, entscheiden werde:

Ist dieser schon ein Agregat [*sic!*] verschiedener Länder, wie etwa die österreichische Monarchie, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer

---

21 Heeren 1810. S. 153.

22 Heeren 1821. S. 1–32, hier S. 1 und 3 (Sperrung im Original).

23 Heeren/Hormayr 1810.

verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm politische Einheit, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte?<sup>24</sup>

In Hormayrs Abdruck fehlt sicher nicht zufällig der exemplifizierende Hinweis auf die österreichische Monarchie, aber dafür werden durch verständnisfördernde Sperrungen, die bei Heeren nicht zu sehen sind, Akzente gesetzt:

Ist dieser schon ein Aggregat verschiedener Länder, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm politische Einheit, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte?<sup>25</sup>

**2.3.** Aufmerksam gelesen hat den Hamburger Artikel offenkundig auch der vor allem als Historiker und Jurist bekanntgewordene Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772–1838) in Leipzig, denn in seinem 1820 veröffentlichten Buch „Die Sprache der Teutschen, philosophisch und geschichtlich für akademische Vorträge und für den Selbstunterricht dargestellt“ nennt er zu Beginn des Kapitels „Übersicht über die Geschichte der teutschen Sprache“ als eine Art Typologie der Entwicklung von Sprachen im § 45 einige „Einleitende geschichtliche Resultate“, die hier mit den – im Original gesperrt gedruckten – Leitsätzen zitiert seien, weil vier davon, nämlich der dritte bis sechste Punkt, auffällig an Positionen Heerens erinnern:

- 1) Völker ohne ursprüngliche und eigene Sprache ermangeln der selbständigen und eigenthümlichen Kultur. [...].
- 2) Völker, welche aus einer Mischung verschiedener Stämme sich bilden, und mit denselben allmählig zu Einem Staate verwachsen, zeigen und behalten in ihrer Sprache noch nach Jahrhunderten die Spuren dieser Vermischung. [...].
- 3) Sind die Sieger kultivirter, als die Besiegten; so nehmen die Besiegten allmählig die Sprache derselben an. [...]. Sind die Besiegten kultivirter, als die Sieger; so nehmen die Sieger vieles von der Sprache der Besiegten an. [...]. Verschmelzen Sieger und Besiegte durchaus nicht zu Einem Volke, und bleiben die Sieger im Ganzen bei ihrer mitgebrachten Roheit; so erhalten sich im Ganzen beide Sprachen unabhängig neben einander. [...]. Besiegte Völker aber, denen man ihre Selbständigkeit, ihre Verfassung und Eigenthümlichkeit, nach der Eroberung und Unterjochung, völlig raubt, verlieren auch, mit ihrem Nationalcharakter, ihre vorige Sprache in den nächsten Geschlechtern. [...].
- 4) Mit dem Fortschreiten der Völker in der Kultur heben sich die Sprachen; mit dem Stillstande und Sinken in der Kultur sinken die Sprachen. [...].
- 5) Verfassung, Religion, Sitten, Dichtkunst und Beredsamkeit unter den Künsten, und Philosophie und Geschichte unter den Wissenschaften, haben auf die Ausbildung der Sprache – auf ihr Steigen und Sinken – den wichtigsten Einfluß. [...].

---

24 Heeren 1810. 132–133.

25 Heeren/Hormayr 1810. S. 628b.

- 6) Das goldene Zeitalter einer Sprache ist dasjenige, wo, unter den mächtigen Einflüssen einer die bürgerliche Freiheit sichernden Verfassung, und einer geläuterten und aufgeklärten Religion, so wie unter Mitwirkung veredelter Sitten, und bei dem sichersten Fortschreiten von Wissenschaften und Künsten, – die Klassiker eines Volkes möglichst gleichmäßig die drei Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit in allen ihren einzelnen Formen, und eben so gleichmäßig in der niedern, mittlern und höhern Schreibart angebaut, und dadurch der Sprache diejenige Reife und Vollendung gegeben haben, welche selbst nach dem Untergange des Volkes und nach ihrem eigenen Erlöschen als einer lebenden Sprache, ihren innern Werth für alle künftigen Zeiten sichern und erhalten muß. [...].<sup>26</sup>

Fünf Jahre später hat Pölitz in der Einleitung zu dem vierbändigen Werk „Das Gesamtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und practisch dargestellt“ ausführlicher beschrieben, daß die Hauptgegenstände der Nationalität („Eigenthümlichkeit“) eines Volkes dessen Geschichte und dessen Sprache seien, und bei seinem Überblick über die deutsche Sprachgeschichte nicht nur wiederholt stillschweigend auf Heerens Aufsatz zurückgegriffen, sondern ihn im Zusammenhang mit den besonderen Gefährdungen der deutschen Sprache und Kultur in napoleonischer Zeit mit zwei Abschnitten auch wörtlich zitiert:

Achtung für die Muttersprache zeigt sich darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freiwilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Teutsche, der französisch, der englisch spricht, muß während dessen aufhören, Teutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. – Mit Achtung für die Muttersprache steht aber ihre Bildung, das zweite Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation mit ihrer Fortbildung sich beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird Nationalliteratur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also hier jene

---

26 Pölitz 1820. S. 125–129 (Sperrung im Original hier nicht wiedergegeben, H.K.). Etwas irreführend ist, daß Pölitz diese Prinzipienklärung mit der Literaturangabe „E. M. Arndt, Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock 1805“ versehen hat, obwohl dieses Buch solche Überlegungen nicht enthält; der Hinweis auf Heerens Aufsatz folgt erst im § 46 auf S. 130 nach der Bemerkung:

Noch fehlt eine solche Vergleichung der Sprachen aus dem geschichtlichen Standpunkte, welche eben so für die Vergleichung der Sprachen, wie für die allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit zu den wichtigstens Resultaten führen müßte. – Einige fruchtbare Winke dazu finden sich in der Abhandlung von Heeren, über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegt Völker; im vaterländischen Museum (Hamburg 1810. 8.) St. 2. S. 129 ff.

friedlichen Heroen der Völker! Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viel Siege begründet werden kann. Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, die Nationen bleiben wollen.<sup>27</sup>

Pölitz hat gerade diese beiden Stellen deshalb hervorgehoben, weil er mit seiner Anthologie stilistisch mustergültiger Werke in deutscher Sprache bei den Lesern eine praktische Vorstellung vom Reichtum der im Deutschen verfügbaren Ausdrucksmöglichkeiten geben wollte, und nach seinem Vorbild hat sie bei der Werbung für den Gebrauch der Muttersprache in der tschechischen Sprachgemeinschaft kurz danach auch Josef Jungmann (1773–1847) anzuführen versucht (vgl. 3.3.2.). Es dürfte lohnen, im deutschen Sprachraum nach weiteren Rezipienten des Heeren-Aufsatzes Ausschau zu halten, obwohl dieser damals sicher nicht den Bekanntheitsgrad der Bücher eines Fichte, eines Arndt, eines Jahn erreicht hat. In der vor einigen Jahren entstandenen umfangreichen Untersuchung zum Sprachnationalismus in Deutschland, in der die „Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung“ beschrieben wird, sucht man jedenfalls nach dem Namen Heerens, aber auch nach Pölitz oder Hormayr vergeblich,<sup>28</sup> obwohl der Göttinger Historiker dort vielleicht nicht nur als kenntnisreicher Außenseiter ganz gut hingepaßt hätte und die anderen beiden hier auch deshalb zu nennen sind, weil sie solches Nachdenken über die Beziehungen zwischen Sprache und Nation sogar über die Grenzen Deutschlands hinaus gefördert haben.

### 3. Heerens Aufsatz bei den Slaven

Heerens Schriften sind in der ersten Hälfte des 19. Jh. auch von Slaven gelesen worden, doch scheint bisher nicht einmal bibliographisch zusammengestellt zu sein, welche seiner Bücher und Aufsätze in slavischen Fassungen vorliegen, geschweige denn daß im einzelnen beschrieben und inhaltlich gewürdigt worden wäre, mit welchen seiner Veröffentlichungen Heeren unter slavischen

27 Pölitz 1825. S. 12, vgl. Heeren 1810. S. 144 bzw. 145. Gesperrt sind bei Heeren nur die Wörter *denken* und *muß*; die anderen der Hervorhebung des Gedankens dienenden Sperrungen stammen von Pölitz, dessen Zitate auch sonst in einzelnen Wortformen vom Original abweichen.

28 Vgl. Stukenbrock 2005, insbesondere S. 241–320 zum 19. Jahrhundert. Das von der Verfasserin ausgewertete Korpus ist so zusammengestellt worden, daß für die betreffenden Texte gilt: „[Die Sprache] wird als das gemeinschaftsstiftende Kennzeichen par excellence gegenüber anderen möglichen (Geschichte, Religion, Sitten und Gebräuche, Geographie, Staat und Verfassung) hervorgehoben und zum Definiens der Nation erklärt.“ (S. 3). Nicht berücksichtigt ist Heerens Aufsatz auch in den Beiträgen bei Gardt 2000.

Lesern erkennbar Beachtung gefunden hat und wodurch dieses slavische Interesse an Autor und Werk zu erklären ist. Schon jetzt kann man freilich feststellen, daß in der Heeren-Rezeption bei den Slaven dem Aufsatz aus dem „Vaterländischen Museum“ eine besondere Rolle zugekommen ist, weil sein Text Probleme behandelte, mit denen sich in der Zeit der sogenannten „nationalen Wiedergeburt“ auch deren Repräsentanten beschäftigten. Bereits die Überschrift war geeignet, um aufmerken zu lassen, denn durch Herders „Slaven-Kapitel“ belehrt oder in ihrem Selbstbild zumindest bestätigt konnten sich einige slavische Völker damals wenn schon nicht als besiegt, so doch als gegenüber anderen merklich zurückgesetzt empfinden. Zweifellos durfte auch das, was Heeren in seinem vierten Punkt über die Unerläßlichkeit des Gebrauchs der Muttersprache ausführt, in besonderer Weise alle diejenigen interessieren, die als Schriftsteller oder Übersetzer unter ihren slavischen Landsleuten ein nationales Bewußtsein entwickeln wollten, und nicht zuletzt war bereitwillige Zustimmung zu dem Gedanken zu erwarten, daß grundsätzlich jedes Volk in seinem eigenen Schrifttum klassisch-mustergültige Werke haben sollte, über deren allgemeine Kenntnis und Wertschätzung die nationale Identität zu fördern sei. In seinem der Wiedergeburtzeit bei den Tschechen gewidmeten Buch hat Vladimír Macura gezeigt, wie wichtig für die Zeitgenossen gerade das Anfertigen von Übersetzungen gewesen ist, denn es schien geeignet zu sein, die verbreiteten Zweifel an der Leistungsfähigkeit des Tschechischen zu widerlegen, und erweiterte zugleich Schritt für Schritt dessen Ausdrucksmöglichkeiten.<sup>29</sup> Macura hebt ausdrücklich hervor, daß sich die tschechische Kultur damals u. a. dadurch von der deutschen emanzipiere, daß

sie sich Äußerungen der deutschen Kultur tschechisierend aneignet, um so die Selbständigkeit und eine ihr entspringende Unabhängigkeit zu demonstrieren. [...].

Die tschechische Kultur wurde als tschechische Sprachkultur aufgebaut, und das bedingte eine möglichst schnelle Ausprägung jenes Kulturbereichs, der sich auf die Sprache stützt. [...]. Unmittelbares Ziel war daher in der gegebenen Situation notwendigerweise nicht die Originalität der Arbeiten (diese Frage wurde erst in den 30-er und 40-er Jahren nachdrücklicher aufgeworfen), sondern ihr äußerer tschechischer Charakter. Hieraus resultiert die bedeutsame Stellung der wissenschaftlichen, literarischen, gegebenenfalls auch publizistischen Übersetzung in den Anfangsstadien der tschechischen Kultur. [...].

Die sprachliche Seite des Fachbuchs wurde für so wesentlich erachtet, daß es nach den Gesichtspunkten der damaligen Ethik zulässig war, ein Werk mit dem

---

29 Vgl. Macura 1995. S. 61–78 unter der Überschrift „Překládovost“; Hroch 1999. S. 204 nennt diese Wortwahl Macuras wohl zu Unrecht „pejorativ“ („označil pejorativně“).

Namen des tschechischen Übersetzers zu bezeichnen und völlig auf einen Quellennachweis im Vorwort zu verzichten.<sup>30</sup>

Im Zusammenhang mit diesen (aus heutiger Sicht!) Verstößen gegen Urheberrechte hat Macura auch darauf hingewiesen, daß die damaligen Übersetzer ihre Vorlagen nicht selten manipulieren, indem sie einzelne Wörter, ganze Sätze und selbst Abschnitte auslassen oder durch ihnen passender erscheinende ersetzen und sich auch nicht scheuen, nach Gutdünken in den Text zur Förderung des Nationalbewußtseins mehr oder weniger umfangreiche eigene Ergänzungen einzufügen. So schreibt er der zeitgenössischen Übersetzung aus einer fremden (vor allem der deutschen) Literatur ausdrücklich eine „aggressive Funktion“ zu und spricht dabei sogar von „kultureller Aggressivität“.<sup>31</sup> Besonders eindrücklich ist diese kulturelle An- und Zugriffslust in den bei näherer Betrachtung gar nicht so seltenen Fällen, in denen ein ursprünglich in deutschem Milieu angesiedelter deutscher Text durch Auswechseln von Personen- und Ortsnamen, von Sprach- oder Volksbezeichnungen explizit tschechisch lokalisiert wird.<sup>32</sup> Die slavischen Adaptierungen des Heeren-Aufsatzes belegen anschaulich, daß sich Eingriffe dieser Art nicht nur in tschechischen Übersetzungen finden lassen, sondern auch im kroatischen Übersetzungsschrifttum vorgenommen worden sind. Die dabei zutage tretenden Veränderungen am Inhalt des Textes lassen keinen Zweifel daran, daß dessen drei bisher ermittelte Slavisierungen über ihre prestigeschaffende sprachliche Umsetzung hinaus unter den Lesern vor allem auch inhaltlich nationales Denken verbreiten sollten.

**3.1.** Eine gewisse Heeren-Kenntnis kann in Ost- und Südosteuropa bereits durch manche der zahlreichen Studenten aus slavischen Ländern vermittelt worden sein, die in Göttingen selbst Vorlesungen des Gelehrten gehört haben.<sup>33</sup> Ein nachweislich aus Göttinger Erfahrungen tätig gewordener Ver-

30 Macura 1977. S. 71, 74, 76.

31 Macura 1977. S. 76; 1995. S. 74: „Překlad nabyvá podoby kulturní agresivity.“

32 Beispiele aus der tschechischen Literatur bei Macura 1977. S. 76; 1995. S. 74–75. Vgl. in diesem Zusammenhang auch das Konzept der Nationsbildung als sog. „kultureller Lüge“, wie es Zorić 2005 am Beispiel der kroatischen und tschechischen Wiedergeburtbewegung des 19. Jh. vorgestellt hat. Etwas weniger provokant lassen sich derartige Verfahren kultureller Selbstbeschreibung als „invention of tradition“ (Hobsbawm 1983/1993) darstellen.

33 Lauer 1987. S. 39 spricht davon, daß nach 1802 der Anteil der Studenten aus slavischen Ländern in Göttingen 8 % betragen habe, betont im Rahmen seiner der Entwicklung der Slavistik gewidmeten Darstellung aber mehr, daß sie ihren akademischen Lehrern als Informanten über Slavica zur Verfügung gestanden hätten:

Die slavischen Studenten, die nach Göttingen kamen, um hier die neuen Staats-, Natur- und historisch-philologischen Wissenschaften zu studieren, haben ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, Kenntnisse über die slavischen Angelegenheiten zu

mittler für Rußland war Aleksandr I. Turgenev (1784–1845), der von September 1802 bis Januar 1805 in Göttingen gewesen ist und u. a. bei Schlözer und Heeren studiert hat. Seinen ab 1808 gleichfalls dort studierenden jüngeren Bruder Nikolaj hat er ausdrücklich zum Besuch der Lehrveranstaltungen Heerens ermuntert, und in der Korrespondenz mit ihm geht es auch um neuere Publikationen des akademischen Lehrers, z. B. seine Schrift „Johannes von Müller der Historiker“ (1809), die über Turgenev in die Hände von Karamzin gelangt ist.<sup>34</sup> Von Heerens Aufsatz im „Vaterländischen Museum“ scheint Turgenev in Petersburg erstaunlich schnell gehört zu haben, denn in seinem Brief an Nikolaj vom 15. Oktober 1810 schreibt er unter anderem:

Как бы мне хотелось прочесть напечатанное в каком-то Нем. Журнале сочинение Герена: Über die Mittel die Nationalität besieger Völker zu erhalten. Велико ли это сочинение? и нельзя ли вам, прочитав его, сообщить мне о нем ваше мнение и лучшие места? Не выдал ли он чего-нибудь еще нового?<sup>35</sup>

Woher die Information stammte (der Titel des Aufsatzes wird nicht genau zitiert), ist leider in dem erhaltenen Briefwechsel nicht zu erkennen, und da in späteren Briefen nur noch von anderen Schriften Heerens gesprochen wird, bleibt wohl offen, ob der gesuchte Aufsatz dann tatsächlich noch nach Petersburg gelangt ist, ob Turgenev ihn gelesen und ob er ihn eventuell ebenso wie anderes an Dritte weitergegeben hat. Immerhin muß er gerade in dieser Zeit Heerens „Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums“ und vor allem das „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien“ immer mehr (und sogar höher als die Arbeiten des weiterhin bewunderten Schlözer) zu schätzen gelernt und anderen wie z. B. Žukovskij zur Lektüre empfohlen haben.<sup>36</sup> Im Gegensatz zu Aleksandr Turgenev war Michail P. Pogodin (1800–1875) ein eifriger Verehrer Heerens schon vor seiner ersten Deutschlandreise im Jahre 1835, bei der er auch Göttingen besuchte, denn für seine Moskauer Vorlesungen zur Alten Geschichte und zur Geschichte der Neuzeit stützte er sich vorwiegend auf dessen Publikationen,<sup>37</sup>

---

vermitteln. Sie waren den Göttinger Gelehrten Gewährsleute für die slavischen Sprachen, brachten der Universität Bücher und Materialien zum Geschenk dar und waren gern gesehene Gesprächspartner Schlözers, Heynes, Heerens, Eichhorns und anderer Professoren. (S. 39).

Später erwähnt er, daß Vuk Karadžić 1828 bei seinem Besuch in Göttingen auch mit Heeren zusammengetroffen sei. (S. 48).

34 Siegel 2001. S. 154, 172 und 174.

35 Turgenev 1911. S. 428.

36 Siegel 2001. S. 174–177 und 210. Im Jahre 1832 hat er auf seiner Deutschlandreise Heeren in Göttingen noch einmal besucht.

37 Vgl. die Stellennachweise bei Barsukov 22.1910. S. 105 s.v. Герен und zur Rolle Heerens im Moskauer akademischen Unterricht 7.1891. S. 372–372. Pogodin hat Auszüge aus Heerens „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt“ in russischer Sprache unter dem Titel „A. Geren:

und ihm gegenüber hat Nikolaj V. Gogol' 1834 seine hohe Meinung von deren Verfasser in der Bemerkung zum Ausdruck gebracht, daß auch er froh sein würde, wenn es mehr (Bücher von) Heeren gäbe – aus ihnen könne man sich mit beiden Händen bedienen:

И я бы от души рад был, если бы нам подавали побольше Геренов. Из них можно таскать обеими руками.<sup>38</sup>

Übersetzte Aufsätze Heerens oder einzelne Kapitel seiner Bücher in russischen Zeitschriften bezeugen, daß Gogol' mit seiner Meinung nicht allein stand,<sup>39</sup> doch hat sich bisher eine russische Übersetzung des Aufsatzes im „Vaterländischen Museum“ nicht ermitteln lassen. Vielleicht liegt das daran, daß die hier geäußerten Gedanken ein Problem betreffen, das im Russischen Reich zumindest für Russen weder vor 1812/13 noch danach in besonderer Weise beunruhigend sein konnte.

**3.2.** Eher als in Rußland hätte man vielleicht eine Reaktion aus Polen erwarten dürfen, denn die in drei Schritten erfolgende Aufteilung des Landes auf seine Nachbarstaaten und schließlich der Verlust jeder eigenen Staatlichkeit sind dort durchaus als Gefahr für den Fortbestand der polnischen Nation empfunden worden. Wahrscheinlich hat auch Heeren selbst bei der Abfassung seines Aufsatzes nicht nur an Deutschland, sondern auch an das Schicksal Polens gedacht – immerhin waren ja die polnischen Teilungen noch im Sommersemester 1809 sogar Gegenstand einer besonderen Lehrveranstaltung an der Göttinger Universität gewesen,<sup>40</sup> und auf dieses Problem der jüngsten

---

Rukovodstvo k poznaniju drevnej političeskoj istorii. Perevel s Nemeckogo A.Kojander. Izdano professorom Pogodinym. Moskva 1836“ (zitiert nach Šibanov 1899. S. 92 Nr. 1415) veröffentlicht; zuvor schon gab es als Übersetzung der 4. Auflage des „Handbuchs der Geschichte des europäischen Staatensystems“ von 1822 das „Rukovodstvo k istorii političeskoj sistemy evropejskich gosudarstv i kolonij ich ot obrazovanija onoj, po otkrytii obeich Indij, so vosstanovlenija onoj, črez nizverženie Francuzskoj imperii, i do osvoboždenija Ameriki. V 3-ch č. S.-Peterburg 1832–1834“. Schließlich hat Pogodin auch seine nach Heerens Handbuch gehaltenen Vorlesungen zur Alten Geschichte publiziert: „Lekcii professora Pogodina po Gerenu o politike, svjazi i trgovle glavnych narodov drevnego mira. Č. 1–2. Moskva 1835–1836“.

38 Gogol' 1940. S. 344 Nr. 229.

39 Wiederholt trifft man auf Heeren-Beiträge z. B. in dem von Pogodin herausgegebenen „Moskovskij vestnik“, vgl. etwa „Ioann Miller. Soč.Gerena“ (č. 2.1827. S. 267–282, 389–404), „O drevnej trgovle [Iz Gerena]“ (č. 4.1827. S. 246–276), „Avgust Ljudvig Slecera [Soč.Gerena]“ (č. 4.1827. S. 315–332), „O Magabarate, Indejskoj poëme [Iz sočinenij Gerena Čast' I s. 155]“ (č. 4.1827. S. 394–407) u.a.m.

40 Vgl. Hildermeier 1987. S. 116 mit dem Hinweis auf die Vorlesungen „Russische Geschichte von Peter dem Großen bis auf die neuesten Zeiten“ und „Geschichte der Auflösung von Polen“ des Magisters Jacob Saalfeld, „beides Themen von unmittelbarem Gegenwartsbezug, und, im polnischen Fall, von größter Brisanz“. Freilich ist dieses erstaunliche Osteuropa-Interesse damals nicht von Dauer gewesen:

Geschichte Polens geht natürlich auch das im gleichen Jahr erschienene „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems“ ein. Allerdings unterbleibt im Text des „Vaterländischen Museums“ jeder Hinweis auf die aktuelle Gefährdung gerade dieser Nation, denn Heerens Aufsätze „vermeiden weitgehend direkte Bezüge auf die Gegenwart und spielen lieber mit Andeutungen.“<sup>41</sup> Leider hat sich die naheliegende Vermutung, ob der hier interessierende Aufsatz vielleicht auch von Polen gelesen oder gar ins Polnische übersetzt worden ist, vorläufig nicht bestätigen lassen. Selbst bei Heerens Wahl zum korrespondierenden Mitglied des Warschauer Towarzystwo Przyjaciół nauk 1829/1830 werden in der Begründung des Listenvorschlags lediglich seine beiden bekanntesten Werke, „Geschichte der Staaten des Altertums“ und „Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Kolonien“<sup>42</sup>, erwähnt, und zusammenfassend ist gesagt, daß er ein Gelehrter von europäischem Renommee sei:

A. H. Heeren, prof. historyi powszechnej w Göttyndze, jedyny autor dzieła o handlu starożytnym, o systemacie państw Europejskich i ich osadach od odkrycia Ameryki – wziętości europejskiej.<sup>43</sup>

Allem Anschein nach hat bei dieser Ehrung Heerens Nachdenken über die Möglichkeiten zur Bewahrung gefährdeter Nationalität keine Rolle gespielt,<sup>44</sup> obwohl dieses Problem auch im Towarzystwo von brennender Aktualität war, denn noch im Mai 1831 hat Kazimierz Brodziński dort seine aufsehenerregende Rede über die Nationalität der Polen („O narodowości Polaków“) gehalten.<sup>45</sup>

---

Nach 1812/13 findet sich in den Vorlesungsverzeichnissen kein einziges Spezialkolleg zur russischen oder polnischen Geschichte oder Landeskunde mehr. Selbst die Ländernamen tauchen nicht mehr auf. Man mag höchstens vermuten, daß die osteuropäische Peripherie in den Überblicksvorlesungen eines Arnold Heeren oder Max Lehmann über die gesamteuropäische Geschichte mitbehandelt wurde. (ebd. S. 117).

41 Becker-Schaum 1993. S. 278.

42 Vgl. die kurz zuvor in Warschau veröffentlichte polnische Übersetzung unter dem Titel „Rys dziejów systematu państw europejskich i ich osad; od utworzenia się jego po odkryciu obu Indij, aż do naszych czasów. [...] Przełożył z niemieckiego Jan Leon Sienkiewicz. Tom I-II. Warszawa 1827“ (zitiert nach Estreicher 1972. S. 136).

43 Kraushar 1905. S. 278, vgl. 1906. S. 396–397.

44 Daß der Aufsatz in dieser Charakteristik nur aus politischen Gründen unerwähnt geblieben sein könnte, ist wenig wahrscheinlich, weil im Zusammenhang mit der Kandidatur A. Mickiewiczs in denselben Protokollen sehr offen davon geredet wird, daß dessen Wahl russischerseits auf Schwierigkeiten stoßen würde.

45 Vgl. zu dieser Rede, die mit Heeren wohl nicht in Verbindung zu bringen ist, Chrzanowski 1914/1971 und den Auszug bei Kraushar 4.1906. S. 66–69. Anders als Heeren sieht Brodziński die Nationalität eines Volkes bevorzugt in seiner Geschichte und in seinen Sitten.

**3.3.** Im tschechischen Schrifttum der ersten Hälfte des 19. Jh. kann man bisher zwei Spuren einer Wirkung des Heeren-Aufsatzes aufnehmen, einerseits die Teilübersetzung in der Zeitschrift „Čechoslav“ von 1824 und andererseits das von der Zensur unterdrückte Heeren-Zitat am Ende von Jungmanns berühmtem Aufsatz „O klasičnosti literatury a její důležitosti“ aus dem Jahre 1827.

**3.3.1.** In der Zeitschrift „Čechoslav. Národní časopis pro Čechy a Moravany“ vom 30. Oktober 1824 trägt der Artikel die vom Original etwas abweichende Überschrift „Jakými prostředky může se národnost u lidu podrobeného zachovati?“, als sein Verfasser ist ein „Herr von Heeren“ („Podlé pana z Héren“) angegeben, und als Grundlage der Übersetzung hat erklärtermaßen das „Archiv“ des Herrn von Hormayr für das Jahr 1810 gedient. Der tschechische Bearbeiter zeichnet am Ende mit der Chiffre „F. J. A-s“, die verschiedentlich auf František Josef Smetana (1801–1861) bezogen worden ist,<sup>46</sup> heute aber wohl vor allem mit František Josef Sláma (1792–1844) verbunden wird.<sup>47</sup> Die Übersetzung ist nicht vollständig, denn sie enthält von den 29 Abschnitten des Originals nur die ersten 13 und folgt auch nicht immer dessen Aufteilung (sie weist nur 9 Abschnitte aus, zeigt den Beginn des 2., 3. und 8. im fortlaufenden Text mit einem Gedankenstrich an, nicht aber denjenigen des 5.). Unvollständig ist sie aber auch inhaltlich, weil sie zwar die vom Verfasser im 6. Abschnitt aufgezählten „fünf Hauptpunkte“ seiner Darlegungen nennt, aber mitten in der Diskussion des zweiten Punkts über die Bewahrung der Sitten abbricht und zu den letzten drei, also zu Religion, Sprache und geistiger Bildung, überhaupt nichts mehr sagt. Warum die Übersetzung (oder ihr Abdruck) nicht weitergeführt worden sind, ist nicht zu erkennen. Wie das noch zu behandelnde Schicksal des Heeren-Zitats bei Jungmann vermuten läßt, könnte hier in Prag ein Redakteur oder Zensor eingegriffen haben, obwohl vierzehn Jahre zuvor in Wien der Aufsatz als ganzer nicht beanstandet worden war,<sup>48</sup> denn die Zeiten hatten sich geändert und in

46 So bei Pražák 1945. S. 279. Der neueste Lexikon-Artikel zu Smetana nennt „F. J. A-s“ nicht unter den mit diesem Verfasser zu verbindenden Chiffren, vgl. Kusáková 2008. S. 228.

47 Nach der Erwähnung dieser Übersetzung bei Jungmann 1849. S. 367 Nr. 8d oder Rybička 1875. S. 211 vgl. jetzt Otruba 2008. S. 199, der unter den von bzw. für Sláma gebrauchten Chiffren auch „F. J. A-s“ führt.

48 Rybička 1875. S. 211 hat daran gedacht, daß die Prager Zensur, die in den zwanziger Jahren sehr streng („vysoce přísná“) gewesen sei, wegen der eingangs genannten Wiener Quelle auf eine erneute Überprüfung verzichtet haben könnte:

Chtěje pak nicméně k oživení národnosti naší důležité pravdy do světa posílati a lid náš na ně pozorna učiniti, [Sláma, H.K.] užíval k tomu dle své důmyslnosti a praktičnosti rozličných způsobů, jimiž to provedl, že se policie i censura u věci té stávali docela neškodnými. Tak ku př. v Hormaierové „Archivu“ ve Vídni tehda

tschechischer Sprache war Heerens Aufsatz 1824 in Prag auch nicht mehr als ein ausschließlich gegen den übermächtigen Einfluß des Französischen in Deutschland gerichteter zu verstehen. Die unten (vgl. 7.1.–14.) vorgenommene Analyse der keineswegs immer wortgetreu zu nennenden Wiedergabe wird zeigen, daß der in seinen Aussagen wiederholt modifizierte Text von einem engagierten Anhänger der tschechischen Nationalbewegung übertragen worden sein muß, der schon mit dem Wechsel vom Plural *Völker* zum Singular *lidu* („Volk“) in der Überschrift von Heerens universalhistorischem Zugang etwas abgerückt ist (vgl. auch 7.15.), aber es gibt selbst in dem durch den Druck erhaltenen Teil der Übersetzung eine verdächtige Lücke, die vermuten läßt, daß hier die Zensur wohl eingegriffen hat (vgl. 7.10.). Überzeugend bestätigen lassen dürfte sich diese Vermutung freilich erst, wenn – z. B. in vielleicht noch erhaltenen Akten der Zensurbehörde – die ursprüngliche Version des tschechischen Textes wieder auftaucht.

**3.3.2.** Josef Jungmann hat 1827 seinen von František Palacký für den ersten Band des „*Časopis Českého museum*“ erbetenen Aufsatz „O klassičnosti literatury a její důležitosti“ („Über die Klassizität der Literatur und ihre Wichtigkeit“) mit dem aus Pöhlitz’ „Gesammtgebiet“ zu schöpfenden Heeren-Zitat (vgl. oben unter 2.3.) abschließen wollen.<sup>49</sup> In seiner Wiedergabe lautet es:

Vážení sobě jazyka mateřského v tom se jeví, když jeho užíváme, kdekoli můžeme. Kdo sám chtě mimo potřebu cizího jazyka užívá, ten se aspoň na tu chvíli své národnosti odříká. Čech, mluvě německy, francouzsky, v tom okamžení Čechem býti, pokudž jen může, přestává. Dlužno mu německy, francouzsky mysliti, nechce-li mluvití po žácku. Budiž to jakkoli na přestávky; co se často vrací, bývá obyčej. S vážním sobě jazyka mateřského úzce spojen jest druhý prostředek k jeho zachování, totiž vzdělávání jeho. Dokavad první hlavy národu zasazují se o vzdělání jazyka, nemůže on klesnouti nebo dokonce pojíti. Že ale to vzdělávání děje se velikými spisovateli, toho vzpomínati netřeba. Taková národní literatura stává se neomylným prostředkem k zachování národnosti, poněvadž prostředkem jest k zachování jazyku. V jakém, v jak velebném světle zjevují se tedy nám oni pokojní hrdinové národní. Jimi zakládá se trvalost národu pevněji,

---

vycházejícím podávána jsou zhusta pojednání o národnosti a setření jazyka mateřského (německého). Kusy takové vykládal Sláma do češtiny a podával je – udada jich pramen Vídenský – do Čechoslava a jiných listů českých, kdež bývali bez překážky vytištěny, ježto pražský censor neopovážil se zavrhnouti to, co bylo censurou ve Vídni již k tisku povoleno.

49 Murko 1897. S. 30 hat vermutet, daß Jungmann den Heeren-Artikel nicht nur durch Pöhlitz, sondern „wohl auch schon von früher kannte“ – was durch den Wiener Nachdruck bei Hornayr ohne weiteres möglich war (nicht aber durch die Übersetzung im Prager „*Čechoslav*“, weil sie die Ausführungen zu Sprache und Literatur nicht mehr enthält).

nežli mnohými vítězstvími založena býti může. Stůjte k své literatuře! jest zákon, kterýž vydává rozum a zkušenost národům chtějícím zůstatí národy.<sup>50</sup>

Dieses Zitat und den ihm unmittelbar vorausgehenden, z. T. deutlich an Pölitz-Sätze erinnernden Text Jungmanns hat bereits Palacký als Redakteur der Museumszeitschrift gestrichen und neben manchen anderen Eingriffen auch eine andere Überschrift des Artikels, nämlich „O klasičnosti v literatuře vůbec a zvláště české“ („Über die Klassizität in der Literatur überhaupt und insbesondere in der tschechischen“), durchgesetzt.<sup>51</sup> Könnte für Palacký bei der Ablehnung des Heeren-Zitats auch eine Rolle gespielt haben, was Novák später schlicht „die Anpassung an das heimische Milieu“ („přizpůsobování domácímu prostředí“) genannt hat, nämlich das bloße Auswechseln von Volks- und Sprachbezeichnungen,<sup>52</sup> um aus einem deutsch-französischen Argument ein tschechisch-deutsches zu machen?<sup>53</sup> Jungmann selbst hat in einem Brief an Jan Kollár vom Januar 1827 Palackýs Eingriff anders erklärt, nämlich damit, daß dieser den Vorwurf des Deutsch-Denkens auf sich selbst bezogen haben könnte:

[...] zvláště mne mrzí, že mi odřezal konec, v němž jsem s Heerenem pravil, že kdo píše německy, na tu chvíli přestává býti Čechem a musí býti Němcem a t. d. Snad to na sebe potáhl?<sup>54</sup>

Freilich tritt Heeren in Jungmanns Aufsatz nicht nur mit diesem offenen und 1827 unterdrückten Zitat zutage, sondern ist über den von Jungmann verwendeten Pölitz-Text mit zentralen Gedanken ungenannt auch an anderer Stelle zugegen, am auffälligsten vielleicht dort, wo Jungmann seine Landsleute auffordert, sich in allen Gattungen des Schrifttums untadelige Klassiker zu schaffen, weil von der Erreichung dieses Ziels das Fortdauern der tschechischen Nation abhängt:

[...] slovem potřebí nám ve všech formách poetických, prosaických i řečnických jak obsahem tak slohem dokonalých *původních* spisů bez nedostatku, klasiků kla-

50 Zitiert nach Jungmann 1948. S. 112–113, älterer Abdruck bei Zelený 1873. S. 403.

51 Vgl. nach Zelený 1873. S. 402–403 vor allem auch die genaue Analyse des Artikels bei Novák 1910, hier S. 120.

52 Mutatis mutandis lautet die von Jungmann transformierte Heeren-Stelle in deutscher Übersetzung:

Der Tscheche, der Deutsch, der Französisch spricht, hört in diesem Augenblick auf, Tscheche zu sein, so weit er es kann. Er muß deutsch, französisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will.

53 Kořalka 2007. S. 112 berichtet über Palackýs Streichung, ohne darauf hinzuweisen, daß es mit dieser Stelle eine besondere Bewandnis hat.

54 Zelený 1875. S. 269. Deutsche Übersetzung nach Boldt 1996. S. 115:

Besonders betrübt mich, daß er das Ende gekappt hat, in dem ich mit Heeren behaupte, daß der, der deutsch schreibt, in diesem Moment aufhört, ein Tscheche zu sein, und ein Deutscher sein müsse... Vielleicht hat er das auf sich bezogen?!

sikům jinonárodným podobných, které, přičiní-li se o to národ, svoje doba i u nás vynese. Tento buď našich prací veliký oučel; oučel, který všecku práci, pilnost a snažení zaslужuje. Neboť od něho visí zachování toho, kterým se zůveme, národu. Národ (dí Pölitz), který vyvedl klasiky, může pojíti, ale řeč jeho zůstane; naproti tomu národ nemající klasikův neslavně pochází a rychleji mizí v proudě věků než národ, který ve vzdělání a v řeči své více chová, nežli zemi, na které bydlí. Nechť země ta změnou časův jiným obcem vlastní bude, klasikové, kteréž nesla, až do skonání světa jmenování budou po tom národu, který je zplodil.<sup>55</sup>

Bei Pölitz lauten die ihm hier zugeschriebenen Aussagen:

Ein Volk, das Classiker gehabt hat, kann untergehen; allein seine Sprache bleibt. Dagegen geht ein Volk ohne classische Sprache nicht bloß ruhmlos, sondern selbst weit schneller im Strome der Zeiten unter, als ein Volk, dessen gebildete Sprache den edelsten und reichsten Theil seiner Bürger aufs innigste vereinigt, und als ein Volk, das in seiner Cultur und Sprache mehr zu verlieren hat, als den Boden, den es bewohnt und bebaut. Mag dieser Boden, im Wechsel der Begebenheiten, in spätern Zeiten, als Eigenthum an andere Staaten übergehen; die Classiker, die er trug, werden, bis ans Ende irdischer Dinge, nach dem Volke genannt, dem sie angehörten.<sup>56</sup>

Diese Passage bei Pölitz ist offensichtlich angeregt durch Heerens 21. Abschnitt (vgl. auch unten 4.16.2), an dessen Ende man liest:

Ein Volk, das seine Classiker hat, besitzt also in ihnen zugleich das sicherste Unterpfeiler der Fortdauer seiner Sprache und seiner Nationalität. Große und mächtige Nationen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhalten mit ihnen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hatten, welche sie überlebten. Wie einst der Aegypter, der Carthager sprach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber seitdem der Maeonide seine unsterblichen Gesänge sang, war auch griechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen gibt, die menschlich fühlen können.<sup>57</sup> (633a),

und den Satz unmittelbar vor der Pölitz-Erwähnung bei Jungmann könnte man darüber hinaus mit dem ersten Satz des bei Heeren folgenden 22. Abschnitts verbinden, wenn man mit Murko damit rechnen möchte, daß Jungmann Heerens Aufsatz nicht erst durch Pölitz, sondern z. B. schon über das „Archiv“ Hormayrs kennengelernt hat:

An Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Erhaltung der Nationalität. (633a).

Konkret nachzuvollziehen ist allerdings einstweilen nur die Vermittlung durch den Einleitungsabschnitt im Pölitz-Lehrbuch. Er hat Überlegungen Heerens referiert, die Jungmann in seinem Klassizitäts-Aufsatz im ersten Band der Museums-Zeitschrift an prominenter Stelle tschechischen Lesern zu bedenken

55 Jungmann 1948. S. 111.

56 Pölitz 1825. S. 4. Sperrungen im Original.

57 Heeren 1810. S. 143–144.

geben konnte. Die Frage nach den Quellen von Jungmanns charakteristischer Ansicht, „daß die Volkssprache mit dem Volksschrifttum im breitesten Sinne des Wortes ineins fällt“, dürfte allenfalls in der tschechischen Bohemistik noch „unter die bisher unerfüllten Desiderata unserer kulturhistorischen Forschung“ gehören,<sup>58</sup> denn sie ist hier wohl am einfachsten mit dem Hinweis auf Heeren und Pölitz zu beantworten. Vor diesem Hintergrund wird dann auch bedeutsam, welche Weiterungen Jan Patočka (1907–1977) bei Jungmanns Aufsatz gesehen hat:

Die Verfeinerung von Sprache ist Mittel zu einem anderen Ziel – für den sozialen Aufstieg, weil die Sprache das Vehikel der Bildung, Literatur, von Wissen und Fortschritt ist, all dessen, das zur Durchführung der Gleichberechtigung und zur Beseitigung aller Handikaps notwendig ist. Somit ergibt sich aus der Sprachtheorie der Nation ein ganzes Kulturprogramm, und es ist wohlbekannt, wie dieses Programm, von Jungmann vor allem in der Abhandlung „Über das Klassische in der Literatur“ systematisch erläutert, auf alle Zeitgenossen wirkte.<sup>59</sup>

Last but not least ist im Lichte der Heeren-Rezeption zudem die Frage berechtigt, ob die von Palacký gewünschte Änderung des Aufsatztitels wirklich so „sehr passend“ („velmi případnou“) gewesen ist, wie das Arne Novák (1880–1939) behauptet hat.<sup>60</sup> Mit der ursprünglichen Formulierung „O klasičnosti literatury a její důležitosti“ hatte Jungmann schon in der Überschrift zu erkennen gegeben, daß die Klassizität einer Literatur von Wichtigkeit ist, nämlich im Sinne Heerens als Identifikationsobjekt der betreffenden Nation in drangvoller Zeit, während Palackýs Titel – abweichend von Heerens Verständnis – Klassizität „überhaupt“ („vůbec“) zu einem Merkmal von Literatur zu machen scheint und dabei eine besondere Behandlung des tschechischen Falls in Aussicht stellt.

**3.4.** Ob im südslavischen Schrifttum neben der oben (vgl. 1.) erwähnten kroatischen Version des Heeren-Aufsatzes vielleicht auch eine serbische oder slovenische existiert hat, muß offenbleiben; insbesondere wäre an diese Möglichkeit bei serbischen Zeitschriften zu denken, weil in diesen wiederholt Beiträge slavenkundlichen Inhalts z. T. deutlich früher als in der „Danica“ bei den Kroaten erschienen sind. Bei einigen dieser früheren serbischen Publikationen, etwa bei Aufsätzen Pavel Josef Šafaříks oder Jan Kollárs, hat sich inzwischen sogar gezeigt, daß sie entweder ausschließlich oder aber in Verbindung mit dem Originaltext als Vorlage der etwas später in der „Danica“

58 So Loužil 1976. S. 171–172.

59 Patočka 1972. S. 24, vgl. auch in Anlehnung daran Loužil 1976. S. 171–172. Nur am Rande sei bemerkt, daß Jungmanns wirkungsmächtiger und eben auch an Pölitz und Heeren gebildeter Begriff der Sprachnation heute nicht nur positiv beurteilt wird, vgl. Boldt 1996. S. 208–209.

60 Novák 1910. S. 120.

abgedruckten Fassungen gedient haben.<sup>61</sup> Eine genauere Auskunft darüber, ob der Aufsatz aus dem „Vaterländischen Museum“ via Hormayr vor 1839 auch einen serbischen oder slovenischen Übersetzer gereizt hat, wäre also nicht nur für die bibliographische Vervollständigung der slavischen Heereniana von Interesse, sondern ggf. auch bei der Beantwortung der Frage zu berücksichtigen, inwieweit die Zagreber Redakteure auch in diesem Fall die Formulierungshilfe bereits vorliegender anderer slavischer Bearbeitungen in Anspruch genommen haben. Bis jetzt läßt sich in Vorwegnahme der Ergebnisse aus beiden Einzelanalysen nur feststellen, daß bei der Schaffung des „Danica“-Textes die anderthalb Jahrzehnte ältere tschechische Fassung mit Sicherheit nicht herangezogen worden ist. Da der kroatische Text der deutschen Vorlage zwar nicht immer Satz für Satz, aber doch vom ersten bis zum letzten Abschnitt folgt und deshalb über die beim Vergleich heranzuziehenden Zitate aus dem Original aufs Ganze gesehen eine bessere Vorstellung von Heerens Argumentation und Darstellungsweise vermitteln kann, wird im folgenden zunächst seine Wiedergabe vorgestellt (vgl. 4.) und erst danach diejenige des früher erschienenen tschechischen Teildrucks besprochen (vgl. 7.).

#### 4. Die kroatische Bearbeitung von 1839

Allem Anschein nach liegt der kroatischen Version des Heeren-Aufsatzes in der „Danica“ nicht das Original, sondern die Fassung des Hormayr-„Archivs“ zugrunde, denn an der oben verglichenen Stelle (vgl. 2.2.) fehlt auch im kroatischen Text der in Wien unterdrückte Hinweis Heerens auf die österreichische Monarchie, und es werden die bei Hormayr eingeführten Sperren zur Verdeutlichung des Gegensatzes von *Aggregat verschiedener Länder* vs. *politische Einheit* durch Kursive reproduziert:

Ako je država ta směsa različitih zemaljah, malo će on žato [sic!] mariti, ako joj se još jedna sasvim tuđa stranka pridruži; ali ako u njoj *politička jedinstvo* vlada, ili ako je jedinstvo ta teoritičkim [sic!] načinom načelo postala, kako bi se očekivati moglo, da će dobitnik za ljubav obladanih od nje odstupiti? (158b–159a).

Heerens Artikel dürfte also über den Wiener Nachdruck in die „Danica“ gekommen sein, und da dieser Band des „Archivs“ und elf weitere in Gajs Bibliothek nachgewiesen sind,<sup>62</sup> sollte der deutsche Text der Redaktion wohl ohne weiteres zur Verfügung gestanden haben und wird deshalb hier auch nach dem „Archiv“ zitiert. Man beachte, daß mit *sasvim tuđa (stranka)* gegenüber *anderer verschiedenartiger (Bestandteil)* die Heterogenität schärfer („völlig

61 Vgl. zu Šafařík den Nachweis bei Keipert 2007, zu Kollár Keipert 2006.

62 Gaj 1875. S. 28.

fremd“) dargestellt worden ist, während der Übersetzer beim Fall der politischen Einheit das eine mögliche Steigerung des Vereinheitlichungsdrucks signalisierende *vielleicht gar* nicht wiedergegeben hat und insofern dem Leser die Entscheidung darüber überläßt, was es für ein besiegtes Volk bedeuten mag, ob die politische Einheit des ihm oktroyierten Staatswesens einfach als solche bestanden hat oder ob sie mit ausdrücklicher Begründung zu dessen Grundlage gemacht worden war.<sup>63</sup> Im folgenden soll durch Gegenüberstellung von Original und Übersetzung vor allem gezeigt werden, wie der kroatische Bearbeiter die Aussagen seiner Vorlage inhaltlich verändert hat, um sie seinen eigenen kulturpolitischen Zielen anzupassen, aber Beachtung verdienen auch manche lexikalisch-terminologischen Besonderheiten seiner Wiedergabe. Da die Gliederung des Textes in 29 nichtgezählte Abschnitte sowohl in den drei deutschen Drucken als auch in der „Danica“-Übersetzung beibehalten ist, wird zur leichteren Orientierung in den verschiedenen Ausgaben neben der Seitenzahl des „Archivs“ immer auch angegeben, in welchem Abschnitt sich die gerade zu analysierende Passage befindet; Kursivschreibungen und Sperrungen in den Zitaten sind diejenigen der zitierten Quellen; dagegen stammen Unterstreichungen stets vom Schreiber dieser Zeilen und heben Ausdrücke und Formulierungen hervor, auf die im weiteren genauer eingegangen wird. In fortlaufendem Text werden objektsprachliche Ausdrücke kursiviert; Bedeutungsangaben sind in Anführungszeichen gesetzt.

4.1. Bereits die ersten Sätze im 1. Abschnitt belegen, daß der übersetzende Kroat nicht die Absicht gehabt haben kann, den Lesern der „Danica“ Heerens Überlegungen in möglichst genauer Wiedergabe nahezubringen, sondern bei der Neuformulierung in der Zielsprache auch seine eigenen Interessen verfolgt hat. Im Deutschen beginnt der Artikel mit einer sachlichen Feststellung, in der gewissermaßen immer wieder bestätigte Einsichten der Geschichtsschreibung zusammengefaßt werden:

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die als solche, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Namen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbstständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volkes dauert fort auch ohne sie, oder

63 Dem Übersetzer ist nur die lückenhafte Wiedergabe anzulasten; er mußte nicht wissen, welche weiteren Überlegungen hinter dieser unterschiedlichen Bewertung standen, vgl. Heerens 1805 publizierte Abhandlung „Über die Entstehung, die Ausbildung und den practischen Einfluß der politischen Theorien in dem neueren Europa“ und dazu Becker-Schaum 1993. S. 460 Nr. 51 und S. 146–149.

kann wenigstens fort dauern; mit ihm behalten auch besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird. (627b).

Im Kroatischen tritt an die Stelle dieser nüchternen Feststellung eine negative Bewertung dieser gleichsam zum Grundsatz in der Historiographie gewordenen Vernachlässigung des Schicksals der besiegten Völker, und darüber hinaus wird mit dem an der Spitze stehenden Verbum suggeriert, daß es dabei nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen ist:

Uvuklo se je nekakvom nesgodom to načelo u historiu, da se ona jedino na vladajuće narode ograničava. Samo one, koji su u posjedovanju političke nezavisnosti prima ona u listove svoje. Kako se nezavisnost naroda kojega ukine, onda i dogodovština njegova prestaje. Čini se, da je kao iz nenada izčeznuo; jedva se još samo i ime njegovo spominje; a ima dosta žalostnih slučajah, da i ovoga na skoro sa svime nestane. Istina je, politička je nezavisnost përvo i najveće svih dobarah svakoga naroda. Ali ipak nije sve š njom skopčano. Bitje naroda traje i bez nje, ili barem trajati može; s bitjem ovim zadërže i nadvladani puci radinost svoju, i bivaju po njoj dionici radinosti čele dëržave; što više, okrug njihov biva tim veći i prostraniji, čim se manji i neznatniji čini. (157b).

Was Heeren vorsichtig ein in der Geschichtsschreibung (nur) „gleichsam“ ausgebildetes Prinzip genannt hat, stellt der kroatische Text unter Verzicht auf die Wiedergabe dieses Adverbs (das sonst z. B. als *tako reći* erscheint) als Ergebnis einer Entwicklung dar, die sich nach den Worten des Übersetzers „durch ein Mißgeschick“ (*nekakvom nesgodom*)<sup>64</sup> tatsächlich vollzogen hat, und zwar ist dieses Prinzip seinen Worten zufolge nicht einfach „geworden“, sondern hat „sich eingeschlichen“ (*uvuklo se*), also mindestens unbeobachtet, wenn nicht sogar mit unlauterer Absicht. Warum der Bearbeiter mit einer so entschiedenen Wertung in den Text eingegriffen hat, wird vielleicht besser verständlich, wenn man sich überlegt, daß Heerens erster Satz einen Leser, der Herders „Slaven-Kapitel“ kannte, an dessen Anfang erinnern konnte.<sup>65</sup> Aus-

64 Die dem ersten Jahrgang der „Danica“ beigegebene Wortliste der „Sbirka nekajih rečih“ erklärt *nezgoda* als „infortonium [*sic!*], Unstern“.

65 Zu denken ist dabei etwa an den berühmten ersten Satz („Die Slavischen Völker nehmen auf der Erde einen größern Raum ein, als in der Geschichte, [...]“), aber auch daran, daß Herder den Slaven bescheinigt, nie ein „herrschendes Volk“ gewesen zu sein:

Denn da sie sich nie um die Oberherrschaft der Welt bewarben, keine kriegs-süchtige erbliche Fürsten unter sich hatten, und lieber steuerpflichtig wurden, wenn sie ihr Land nur mit Ruhe bewohnen konnten: so haben sich mehrere Nationen, am meisten aber die vom Deutschen Stamme, an ihnen hart versündigt. Und schließlich ist mit sichtlichem Bedauern von der Ausrottung der Slaven „in ganzen Provinzen“, vom „traurige[n] Ende“ von Vineta, von den „Jahrhunderten der Unterjochung und der tiefsten Erbitterung dieser Nation gegen ihre christlichen Herren und Räuber“ die Rede (Herder 1909. S. 277–279). Ein Slave, der sich dieses

drücklich negativ bewertet werden auch die von Heeren erwähnten „nicht seltenen Fälle“, daß Völkernamen in Vergessenheit geraten, denn für den Kroaten sind es nicht nur „genügend, ziemlich viele“, sondern zugleich auch „traurige Fälle“ (*dosta žalostnih slučajevah*), in denen der Name eines Volkes „bald“ und „völlig“ (*na skoro sa svime*) verschwindet, während er nach der deutschen Formulierung offenbar über einen längeren Zeitraum hinweg „endlich verhallt“. Mit dem Verzicht auf die Wiedergabe der Wörter *die als solche* und *wenigstens* im zweiten Satz geraten das „Herrschen“ eines Volkes und dessen „Besitz der politischen Unabhängigkeit“ in eine größere Nähe zueinander, als es die von Heeren gewiß nicht ohne Grund eingeführte Abstufung der Geschichtsfähigkeit erwarten lassen sollte. Stärkere Kontraste als im Original werden durch Hinzufügung von *jedino* „allein“ im ersten Satz oder *samo i* „sogar, selbst“ im vierten hergestellt. Schon hier in diesem Abschnitt hat der Übersetzer zudem einzelne Wörter seiner Vorlage doppelt und damit nachdrücklicher wiedergegeben, da „das Erste aller Güter“ das „erste und größte“ (*pèrvo i najveće*) genannt wird (zudem nicht nur „für eine Nation“, sondern „für jede Nation“) und *größer* mit *veći i prostranii*, also „größer und ausgedehnter“, sowie *weniger* mit *manji i neznatnii*, also „weniger und unbedeutender“, übertragen worden ist. Im übrigen enthält der letzte Satz durch abweichendes Übersetzen eines Verbuns wohl ein Paradox, denn wenn man die kroatische Version wörtlich nimmt, ist der (Wirkungs)kreis eines besiegten Volkes im Staat des Siegers um so größer, je geringfügiger er „zu sein scheint“ (*ćini se*), nicht aber wie im Original „je weniger er bemerkt wird“! Daß auch noch Heerens allenfalls die Möglichkeit einer Reziprozität von tatsächlichem und wahrgenommenem Umfang ins Auge fassendes *vielleicht nur* unberücksichtigt geblieben ist und *biva* (statt *je*) das wiederholte Eintreten dieser Paradoxie bescheinigt, muß nicht notwendig nur auf unaufmerksam-oberflächliches Arbeiten zurückgehen, sondern könnte dadurch bedingt sein, daß der Übersetzer hier mit dem Wechsel von *bemerkt werden* zu „scheinen“ die Maxime des *plus esse quam videri* bemühen wollte, um generell einem besiegten Volk (und in dieser Sicht auch dem seinigen) im Staat des herrschenden eine größere Bedeutung zuschreiben zu können. Beachtung verdient schließlich, daß der Ausdruck *besiegte Völker* variant übersetzt wird (nach *obladani narodi* in der Überschrift und auch danach häufig hier noch *nadvladani puci*, später auch *podverženi narodi* [158a]) und sich mit *vladajući narodi* für *herrschende Völker* hier eine in derselben Wortfamilie bleibende Bezeichnung der Opposition von *Sieger* und *Besiegte* angedeutet hat, die danach nicht mehr genutzt wird, weil stattdessen meist *dobitnici* und *obladani (narodi)* eintreten. Schon hier liest man

---

Bild Herders von slavischer Geschichte zu eigen gemacht hatte, konnte sich also durchaus zu den wertenden Zusätzen in Heerens Text veranlaßt sehen. Zur Übersetzung des „Slaven-Kapitels“ in der „Danica“ von 1835 vgl. Keipert 2000.

im übrigen zwei Ausdrücke für *Geschichte* (*historia*, *dogodovština*), und *nezavisnost* steht sowohl für *Unabhängigkeit* als auch für *Selbstständigkeit*.

4.2. Wie der 1. ist auch der 2. Abschnitt von Heeren so allgemein formuliert worden, daß sich nicht nur ein Deutscher in napoleonischer Zeit von ihm angesprochen fühlen konnte, sondern im Grunde jeder Leser immer dann, wenn er sein Volk von einem anderen besiegt, unterdrückt oder bedrängt sah:

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir zu durchblättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reitz. Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg – seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erschein[t]<sup>66</sup>? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. (628a).

Da bei Heeren kein Name eines bestimmten Volkes genannt ist, konnte ein Kroat, der das in kroatischer Übersetzung las, den Eindruck erhalten, daß hier namentlich das Schicksal seiner eigenen Nation unter Magyaren und Deutschen gemeint war, und sich von der Größe, die nach Ansicht des Verfassers auch das von einem Volk erlittene Unglück hat, in gewisser Weise getröstet fühlen:

Bi li bez koristi moglo biti, ako bi razmišljanja ova dalje malo nastavili? Zar nebi vrédno bilo, da pogled naš malo i na opaku ovu stranu historie bacimo? Istina, nije to najlèpši i najjasnii dio njezin, kojim se sada zabavljamo; nego su lètopisi tlačenja, nepravde, šta više i nečovèčnosti, koje otvoriti i u kratkom pregledati nakanjujemo. Ali nisu ni oni bez svake dražesti! I nesrèca ima svoju veličinu, dapaèe i svoja slavja; upravo kao što i pobeđa – svoje muke imade. Šta, neèemo li istinu kazati, ako reknemo, da je to baš onaj stališ, u kom se èovèèanstvo u najkrasnijoj svojoj slici svètu ukazuje? Mir, kojim se nesrèca nosi, bez uvrèdenja èesti svoje; terpeća stalnost, koja se gnjetenju opire, nadarena dosta putih pod srètniimi okolnostmi političkim preporodjenjem, – nisu li ovo zanimive stvari? (158a).

Auch bei diesen mit einem Wechsel in aktualisierendes Präsens (vgl. *nosi se* vs. *getragen ward*, *opire se* vs. *entgegengesetzt wurde*) insgesamt zutreffend wiedergegebenen Sätzen neigt der Übersetzer zu einer Intensivierung der Kontraste, z. B. wenn er an die Stelle von *glänzender Theil* superlativisch vom „schönsten und hellsten Teil“ (*najlèpši i najjasnii dio*) der Geschichte spricht, *so oft* un-

---

66 Fehlerhaftes „erscheinen“ hier korrigiert nach dem Hamburger Druck.

übersetzt läßt (und damit, ohne dieses Adverbiale, die Aussage generell gelten läßt) oder *nicht selten* erneut mit *dosta* als „ziemlich oft“ (*dosta putih*) wiedergibt, und das an einer Stelle, wo der Fassung und leidenden Ausdauer des besiegten Volkes zur Belohnung „die politische Wiedergeburt“ (*političko preporodjenje*) in Aussicht gestellt wird!<sup>67</sup> Als unzureichend übersetzt erweist sich beim Vergleich mit der Vorlage das Ende dieses Abschnitts, wo Heeren sich entschieden dagegen wendet,

besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemälde des Völkervereins bilden auch sie ihre Gruppen; und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht. (628a).

Der Gedanke, daß in der Geschichte alle Völker, herrschende wie besiegte, zusammenwirken und erst dadurch das „große Gemälde des Völkervereins“ entsteht, wird nicht richtig reproduziert:

[...] *nadvladane puke tako smatrati, kao da za dogodovštinu više i neživu. I oni se na velikom kipu pučkoga saveza nalaze; i mnogo bi zaisto kip ovaj u vrėdnosti i lėpoti svojoj izgubio, kad bi onih narodah na njemu nestalo.* (158a).

Während der Göttinger Historiker allenfalls damit gerechnet hat, daß die besiegten Völker bzw. „ihre Gruppen“ auf diesem Bild „übersehen werden“, hält der Übersetzer es mit seiner Umformulierung zu einem Konditionalsatz immerhin für möglich, daß die Besiegten darauf „verschwinden“ könnten (*kad bi onih narodah ... nestalo*); auch verliert das Bild des Völkervereins für Heeren nicht etwa an „Wert und Schönheit“ (*vrėdnost i lėpota*), wenn man die besiegten Völker darauf nicht wahrnimmt, sondern ohne ihre Berücksichtigung ist der innere Zusammenhalt (heute würde man vielleicht sagen: die Struktur) des Bildes nicht mehr zu verstehen – ganz abgesehen davon, daß die Besiegten sich nicht einfach als einzelne auf dem Bild „befinden“ (*nalaze se*), sondern „ihre Gruppen bilden“. Diesen Mangel hebt auch das zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit hinzugefügte *zaisto* „wirklich“ nicht auf.

**4.3.** Im 3. Abschnitt setzt sich der Übersetzer vom Verfasser auch mit seinem Urteil über die Bedeutung des hier erörterten Themas ab:

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke, als zu einem Aufsätze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die vollständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben! (628a).

67 Zu späteren Belegen dieses Substantivs in der „Danica“ vgl. Thomas 1988. S. 221.

Der Bearbeiter hat seinen Text wiederholt etwas erweitert, um deutlicher zu sagen, daß der hier behandelte Gegenstand wegen der Fülle des Materials in einem Aufsatz wie dem vorliegenden keineswegs zu erschöpfen ist:

Predmet ovaj toliko gradja u sebi sadržava, da bi sposobnii bio za veliko kakvo dĕlo nego li za mali sastavak, kakov časopis iziskuje. Nemože dakle ni govora biti o tome, da ga historički ovdí sa svime izcerpimo; nego samo da ga obćenito, u koliko na dogodovštinu spada, promotrimo i pretresemo. Nu ako ovo, što ćemo reći, i nebude drugo nego kratko razmišljanje, nadamo se ipak, da će dovoljno biti za podbuditi pozornost čitateljah; podpunie overšenje ostavljamo budućemu dogodopiscu. (158a).

Zunächst fällt auf, daß man in Zagreb nicht etwa liest, daß das Thema „eben so gut“ den Stoff für ein „Werk“ wie für einen „Aufsatz“ abgeben kann, sondern daß es für „ein großes Werk“ (*veliko kakvo dĕlo*) sogar „geeigneter“ (*sposobnii*) sei als für einen „kleinen Aufsatz, wie ihn eine Zeitschrift verlangt“ (*mali sastavak, kakov časopis iziskuje*). Das ergänzte *dakle* „also“ fügt sich in diese verstärkte Argumentation ebenso ein wie die Hinzufügung von *sa svime* „völlig“ oder die wortreiche Umschreibung von *abgerissene Gedanken* mit „nichts anderes als eine kurze Überlegung“ (*ne [...] drugo nego kratko razmišljanje*); auch wenn die deutsche Wortverbindung wohl nicht leicht zu übertragen war, wird durch den Singular von *razmišljanje* eher auf den Artikel als ganzen Bezug genommen als auf Heerens hier zu Recht angedeuteten Vorbehalt, daß er jede seiner Überlegungen in diesem Rahmen nur knapp berühren, nicht aber wie in einem Buch vollständig entwickeln könne.<sup>68</sup> Mit einer Doppelung wird das in *Betrachtungen* enthaltene Verbum *betrachten* mit „betrachten und durchsuchen“ (*promotrimo i pretresemo*) übertragen, und festzuhalten ist schließlich, daß *historički* als Beziehungsadjektiv (bzw. zugehöriges Adverb) zu *dogodovština* auftritt, ähnlich wie das im Deutschen bei *historisch* und *Geschichte* der Fall ist.<sup>69</sup>

4.4. Der deutsche Text des 4. Abschnitts ist oben bei der kurzen Inhaltsangabe (unter 2.1.) schon zitiert worden und muß nicht wiederholt werden, weil es zu seiner Übersetzung nur wenig zu sagen gibt:

Udes nadvladanoga puka nije zavisio samo od njega, a nije ni od dobitnika samo, – zavisio je on od obodvojice. Šta su mogli podverženi učiniti, da udes svoj poprave; šta su mogli osim svega učiniti, da kao narod i u buduće obstoje?<sup>70</sup>

68 Vgl. pluralisches *razmišljanja* oben im 2. Abschnitt als Äquivalent von *Betrachtungen*.

69 Nur ähnlich ist diese Beziehung insofern, als von *dogodovština* offenbar kein Adjektiv abgeleitet werden kann, während es zu *Geschichte* durchaus auch *geschichtlich* gibt.

70 Kursive in der Übersetzung entspricht, wie oben angedeutet, in der Regel einer Sperrung im Original.

Etwas problematisch ist hier der Wechsel vom generischen Plural *Die Schicksale besieger Völker* zum generischen Singular *Udes nadvladanoga puka*, denn dadurch wird der bei Heeren implizierte Gedanke an die Vielgestaltigkeit solcher Schicksale unterdrückt und nicht erst danach mit dem Singular *Schicksal* bzw. *udes* die Rede auf ein einzelnes Volk gebracht, bei dem ein kroatischer Leser damals wahrscheinlich vor allem an sein eigenes gedacht hat. Mit der Wahl von *dobitnik* für *Sieger* hat der Übersetzer hier darauf verzichtet, den Gegensatz von *Sieger* und *Besiegten* wie im Deutschen mit stammverwandten Wörtern zum Ausdruck zu bringen, obwohl er zweifellos auch noch mehr Möglichkeiten als die oben vorgeführte gehabt hätte, etwa mit *obladavac*.<sup>71</sup> Unverständlich ist die Wiedergabe von *vor allem* nicht wie zu erwarten mit *prie svega*,<sup>72</sup> sondern mit *osim svega* „außer allem (anderen)“, denn nur jenes zeigt die von Heeren verlangte Priorität der Bemühungen um das eigene Volkstum an, dieses aber lediglich deren Gleichrangigkeit neben allem anderen – und gleichrangiges Nebeneinander bedeutet an dieser wichtigen Stelle der Einleitung einen Verstoß gegen den Geist des ganzen Artikels!

**4.5.** Auch der 5. Abschnitt, in dem Heeren die Entwicklung von den zur Ausrottung der Gegner führenden Kriegen roher Barbaren zu den späteren Formen der Ausbeutung besieger Feinde beschreibt, konnte einen Slaven an eine entsprechende Stelle in Herders „Slaven-Kapitel“ denken lassen:

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird, werden Ausrottungskriege geführt. [...] Bald geboth selbst der Eigennutz andere Verfahrungsarten, und die Besiegten dauerten neben oder unter den Siegern fort. (628a).

Der Zagreber Übersetzer hat auch hier durch Zusätze seine Darstellung eindringlicher werden lassen, indem er aus bloßem *Feindschaften* „Feindschaften und Gehässigkeiten“ (*nepriateljstva i merzosti*) und aus *jedes vergossene Blut* „jeder vergossene Tropfen Blut“ (*svaka prolivena kapljica kèrvi*) gemacht hat:

Kod *barbarah*, gdje neprestana nepriateljstva i merzosti vladaju, gdje je svaka prolivena kapljica kèrvi poziv na osvetu i novo prolivanje kèrvi, vode se ratovi *do iztrèbljenja*. [...] Na skoro isto koristoljublje prepisivalo je druge načine za postupati s obladaniami, i tako ostaše ovi živi medju dobitnici. (158a).<sup>73</sup>

71 Vgl. KRj.3.1995. S. 341 s.v. *obladavec* und die heute durch *pobjednik* vs. *pobijedeni* gebotene Opposition.

72 Vgl. auch *najprie* (158b).

73 Als Parallele bei Herder, die auch die „anderen Verfahrungsarten“ konkretisiert, könnte man anführen:

Schon unter Karl dem Großen gingen jene Unterdrückungskriege an, die offenbar Handelsvortheile zur Ursache hatten, ob sie gleich die christliche Religion zum Vorwande gebrauchten: denn den heldenmäßigen Franken mußte es freylich

Am Ende des Abschnitts leitet Heeren geschickt zu der Definition über, die der Behandlung seines eigentlichen Themas zugrundeliegen soll:

Aber wie sie [die Besiegten, H. K.] als Volk fort dauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört. (628a).

In der „Danica“ ist dieser Übergang mit zwei interessanten Abweichungen übertragen:

Nu kako su kao narod obstajali, kako su narodnost svoju sačuvali, samo će se onda uviditi moći, ako dobro najprije izpitamo, šta sve k njoj spada, i iz čega sastoji. (158a-b).

Während Heeren hier das Verbum *bestimmen* verwendet hat und auf diese Weise das, was als Nationalität anzusehen ist, aus einer Setzung des Historikers hervorgehen läßt, muß man wegen der Wiedergabe dieses Worts mit *izpitati* „prüfen, untersuchen“ im kroatischen Text eher daran denken, daß für den Übersetzer Nationalität offenbar als solche besteht und dementsprechend auch zum Objekt einer genaueren Erforschung werden kann. Zudem soll seiner Meinung nach nicht nur untersucht werden, was zur Nationalität gehört, sondern auch, „woraus (bzw. worin) sie besteht“ (*iz čega sastoji*).

**4.6.** Der 6. Abschnitt ist gleichfalls oben (vgl. **2.1.**) schon zitiert worden, weil er mit den „fünf Hauptpunkten“ diejenigen Kriterien nennt, die Heeren in seinem Artikel als Merkmale von Nationalität behandeln will. Ins Kroatische übersetzt lautet er:

Pet glavnih stvarih imade, s kojima je, s jednom može biti i više nego s drugom, trajanje naroda kao naroda skopčano. Njegov *ustav*, njegovi *običaji*, njegova *vera*, *jezik* i *duhovna izobrazbenost*. U kakovom dakle razmjeru stoji svaka od ovih stvari s političkim njegovim udesom? Šta je svaka pri uništenju nezavisnosti naroda izgubila? Šta je propalo, šta li se je izbavilo i kako se je izbavilo? Što je narodu lahke samo, što li je smertne rane zadalo? (158b).

Daß *Hauptpunkte* als „Hauptsachen (oder: -dinge)“ (*glavne stvari*) wiedergegeben wird, muß man wahrscheinlich mit der abweichenden Übersetzung von *bestimmen* verbinden; daß jedoch die Wiedergabe von *aber doch überhaupt* fehlt, ist als Mangel anzusehen, weil Heeren mit diesem Einschub hat außer Zweifel stellen wollen, daß alle fünf Merkmale tatsächlich etwas mit dem Nationalitätsbegriff zu tun haben. Warum der Übersetzer im letzten Satz („Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen?“) *Nationalität* mit „Volk“ (*narod*) übertragen hat, ist unklar. Etwa weil

bequem seyn, eine fleißige, den Landbau und Handel treibende Nation als Knechte zu behandeln, statt selbst diese Künste zu betreiben. Was die Franken angefangen hatten, vollführten die Sachsen; in ganzen Provinzen wurden die Slaven ausgerottet oder zu Leibeigenen gemacht, [...]. (Herder 1909. S. 279).

man sich Wunden an einem so geistigen Gegenstand wie Nationalität weniger leicht vorstellen kann als an einer Gruppe von Menschen, wie sie das Wort *Volk* bezeichnet? Die Wahl der kroatischen Entsprechungen für die Bezeichnungen der fünf Punkte, nämlich *Verfassung* = *ustav*, *Sitten* = *običaji*, *Religion* = *věra*, *Sprache* = *jezik* und *geistige Bildung* = *duhovna izobraženost*, ist konstitutiv für die weitere Darstellung, d. h. die gewählten Äquivalente sollten möglichst konsequent beibehalten werden – was freilich nicht immer geschieht (vgl. unten **6.2.1.**).

**4.7.** Die Beziehungen, die zwischen der Nationalität des besiegten Volkes und seiner Verfassung bestehen, hat Heeren in vier Abschnitten seines Artikels behandelt. Dabei stellt er zunächst im 7. Abschnitt dar, daß in der Vergangenheit durchaus nicht jeder Sieger die Verfassung der Besiegten umstürzen wollte oder konnte, während er bei zielstrebigerer Politik immer weniger geneigt gewesen sein dürfte, „die alte Ordnung bey dem Besiegten fort dauern zu lassen“ (628b). Der oben z. T. schon zitierte 8. Abschnitt konstatiert, daß ein besiegtes Volk für die Erhaltung seiner Verfassung selbst kaum etwas tun könne (628b). Mit dem etwas längeren 9. Abschnitt wird am Beispiel der Deutschen, der Briten, der Franzosen und der Spanier verdeutlicht, daß sich die Frage nach dem Zusammenhang von Verfassung und Nationalität kaum allgemein beantworten lasse, weil sich bei den Völkern Europas über lange Zeit hinweg – anders, als „jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden“ – jeweils verschiedene Einstellungen zur Verfassungsgebung und damit auch verschiedene Verfassungstraditionen ausgebildet hätten (628b-629a). Angesichts solcher auffälliger Verschiedenheiten meint Heeren im 10. Abschnitt festhalten zu dürfen, daß „nicht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bey allen Völkern in gleichem Grade, die Nationalität sofort zu Grunde richtet“. Entscheidend sei bei einem Verlust „nicht der wahre Werth der Verfassungen“, sondern „die Meinung, die eine Nation einmahl von ihrer Verfassung hegt“, und deshalb werde „die Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Nationalität [...] auch mit dieser größer oder geringer seyn.“ Veranschaulicht wird das mit der unterschiedlichen Akzeptanz bestimmter Staatsformen in England, Rußland, Frankreich und bei den Deutschen (629a-b).

**4.8.** Der Übersetzer hat diese vier Abschnitte in der kroatischen Fassung zwar als solche beibehalten, doch hat er (oder die Redaktion oder die Zensur) an zwei Stellen empfindlich in der Text eingegriffen. Der erste bemerkenswerte Eingriff betrifft im 9. Abschnitt die unterschiedlichen Einstellungen der europäischen Völker zu ihren Verfassungen, wo es nach der Charakterisierung der britischen Position bei Heeren heißt:

Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er an ständische Verfassung gewöhnt, so ist sie ihm doch nicht das Idol, das sie dem Britten ist; da sie nie bei ihm gleiche Ausbildung erhielt. \*Auch auf das Recht der Selbstbesteuerung legt er daher nicht einen gleich hohen Werth. Er will vor Allem Recht und Gerechtigkeit. Wie die Rechtspflege sey? ist seine erste Frage; er erträgt viel mit Stillschweigen, nur keine Justiz aus dem Cabinet. Sie auch nur einmahl sich erlaubt zu haben, verzieh er selbst dem großen Friedrich nicht.\* Er sah seine Reichsverfassung unbeweint zu Grabe tragen; aber der Verlust seiner Reichsgerichte, wie unvollkommen sie auch waren, hat ihn tief geschmerzt; und noch sind die Stimmen nicht verhallt, die sie wieder fordern. (629a).

Im „Danica“-Text fehlen die hier durch zwei Sternchen eingeschlossenen Sätze an der im folgenden Zitat ebenso markierten Stelle:

Drugčie Němac misli. I on se je, istina, konstitucii priviknuo, nu opet joj se toliko neklanja koliko Englez, budući da se kod njega nikada toliko razvila nije. \*\* On je ustav carstva němačkoga bez suzah do groba pratio; ali što su mu i sudi istoga carstva propali, akoprem su puni nedostakah bili, to ni dan danas još preboliti nemože; i sada se još glasi čuju, koji za njimi vapiju. (159a).

Warum es – gegenüber der Zensur? – anstößig gewesen sein könnte, den Deutschen einen besonderen Hang zur Rechtspflege und zu der von dieser zu gewährleistenden Gerechtigkeit zuzuschreiben, ist nicht zu sehen; allerdings könnte es im Rahmen der sich im zweiten Teil der Übersetzung verstärkenden antideutschen Tendenz in Zagreb unerwünscht gewesen und nicht als zweckmäßig erschienen sein, das als deutsches Spezifikum so ausdrücklich wie Heeren zu betonen, und etwas heikel war in Zeiten der Restauration vermutlich die ausdrückliche Erwähnung Friedrichs des Großen in diesem Zusammenhang.<sup>74</sup> Schlechter beurteilt wird in der kroatischen Version der Zustand der Reichsgerichte, denn sie sind danach nicht nur „unvollkommen“, sondern „voller Mängel“ (*puni nedostakah*), und ihr Verlust hat den Deutschen nicht nur in der Vergangenheit tief geschmerzt, sondern „er kann ihn auch heute noch nicht verschmerzen“ (*ni dan danas još preboliti nemože*). Aufschlußreich ist am Ende dieses Abschnitts der kleine Zusatz, der bei der entsprechenden Charakteristik der Franzosen gemacht wird:

Und wiederum des Franzosen, der nur in seiner Hauptstadt, in seinem Monarchen und dessen glänzendem Hofe, den Staat zu sehen gewohnt war. (629a).

Mit der Angabe „im vergangenen Jahrhundert, und noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts“ schränkt die kroatische Übersetzung dieses Urteil über die

74 Wahrscheinlich hat Heeren an dieser Stelle auf den aufsehenerregenden Machtspruch angespielt, mit dem der preußische König 1779/80 den langwierigen Prozeß des Müllers Arnold (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Müller von Sanssouci [„Es gibt noch Richter in Berlin.“]!) unter Mißachtung des Kammergerichtsurteils beendet und die für die Führung des Prozesses und die angeordnete Revision Verantwortlichen einschließlich des Großkanzlers Carl Joseph Freiherrn von Fürst entlassen hat.

Franzosen in größerem zeitlichen Abstand deutlicher ein, und die Grenzziehung gerade mit dem „ersten Jahrzehnt“ (*pèrva desetica*) läßt vermuten, daß der Bearbeiter sich dessen bewußt war, eine Quelle aus dem Jahre 1810 zu benutzen:

A kakov je bio Francez u prošastom vèku, i još u pèrvoj desetici ovoga stolètja?  
On je navadu imao, samo u stolnom svom gradu, u svom vladaocu i njegovom velikolèpnom dvoru deržavnom istu smatrati i obožavati. (159a-b).<sup>75</sup>

Viel gravierender und zweifellos nur manipulativ zu nennen ist freilich das Vorgehen des Übersetzers an der zweiten Stelle, nämlich am Ende des 10. Abschnitts, wo bei der Wiedergabe von Heerens Gedanken über die Möglichkeit von Verfassungswechseln in verschiedenen europäischen Staaten Länder- und Völkernamen einfach ausgewechselt worden sind, ohne daß der weitere Kontext sich wesentlich geändert hat:

Es ist eben so unmöglich, daß die Autokratie plötzlich in England gegründet werde, als daß Rußland sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so hätten die Völker sich selber umwandeln müssen. Der große Versuch, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt. Bey dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen, als bey jenen. Fast alle Arten der Verfassungen waren bey ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle gewöhnt hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er an den Staat macht, \*(und was stünde diesen im Wege?)\* so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen ausarten werde. (629a-b).

In der „Danica“-Übersetzung ist aus *Rußland* mit leichter Hand „ganz Deutschland“ (*sva Germania*) gemacht geworden, *dem Deutschen* ist einfach durch „dem Slaven“ (*Slavjana*) ersetzt, und darüber hinaus fehlt der hier in Sternchen gesetzte eingeklammerte Satz:

Isto tako nemoguće je, da se najedanput autokracija u Englezkoj utemelji, kao i to, da se sva Germania iznenada u demokraciju preobrazi. Da bi se to dogodilo, to bi se i isti puci morali preobraziti. Veliko pokušenje: preobratiti Francezku u republiku, morade zlo za rukom poći, jer se je karakter [naroda (?), H. K.] tomu protivio. Kod Slavjana, koi mnogo više gleda, da se pravica nego li deržavni ustav uredi, nemogoše se slike od konstituciah tako duboko i tvrdo u narodni njegov karakter utisnuti, kao kod onih. Sve verste od ustavah imao je on u domovini svojoj, svakoj se je on priljubiti znao, izvan despotizma; svakoj bo se je on priviknuo bio. Ako se daklem zahtèvanja samo ona izpune, koja on od deržave očekiva, \*\* tada se, mislim, netrèba bojati, da će se karakter ovoga naroda tako skoro izvergnuti. (163a).

75 Das auf den ersten Blick als feminine Form schwer zuzuordnende *istu* ist auf das in *deržavnom* enthaltene Substantiv *deržava* „Staat“ zu beziehen.

Daß die beim England-Verehrer Heeren<sup>76</sup> verständliche und immer noch sehr milde Kritik an den politischen Zuständen in Rußland getilgt worden ist, wird man sich möglicherweise dadurch zu erklären haben, daß Gaj und wohl überhaupt den „Danica“-Redakteuren damals aus politischen Gründen an guten Beziehungen nach Rußland besonders gelegen war.<sup>77</sup> Mit dem Auswechseln des Ländernamens hat der kroatische Bearbeiter nicht nur die Demokratieferne Rußlands mechanisch auf Deutschland übertragen, sondern die so veränderte Aussage auch noch durch das die Zersplitterung des Landes evozierende *sva* und *iznenada* für die Zensur akzeptabler gemacht: nach seiner Formulierung steht nicht zu befürchten, daß „ganz“ Deutschland „plötzlich“ demokratisch wird. Noch erstaunlicher ist allerdings, mit welcher Nonchalance er 1839 durch bloßen Namentausch dem Slaventum ohne Abstrich die Einstellung gegenüber Justiz und Staatsverfassung zuschiebt, die Heeren 1810 bei den Deutschen hat sehen wollen, und wie unbekümmert er die Slaven, die durch diesen flotten Besitzerwechsel bei ihm Erfahrungen nicht nur mit „fast allen“, sondern sogar mit „allen Arten von Verfassungen“ (*sve verste od ustavah*) erworben haben, auch um den Erhalt ihrer Nationalität nicht bange sein läßt, sofern nur ihre Forderungen an den Staat erfüllt würden (die in Klammern hinzugefügte rhetorische Frage, was diesen Forderungen im Wege stehen könnte, hat er allerdings wohlweislich weggelassen).

**4.9.** Daß der Sieger zwar über die Verfassung, keineswegs aber in ähnlicher Weise über die Sitten einer besiegten Nation gebieten könne, hat Heeren gleichfalls in vier Abschnitten erläutert. Im 11. weist er darauf hin, daß sich eine plötzliche Umwandlung der Sitten nicht mit Waffengewalt erzwingen lasse, sondern andere Maßnahmen erfordere, weil die Erhaltung ihrer Sitten in der Macht der Besiegten stehe (629b). Im 12. erklärt er, daß es dabei vor allem auf den „Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt,“ ankomme und „die Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrath an der Nationalität“ sei (629b); im 13., daß „die Bewahrung der väterlichen Sitten [...] schon größten Theils von selbst die Art des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen de[m] Sieger und dem Besiegten“ bestimme, „die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schicksal de[s] letztern entscheidet“ (630a); im 14. schließlich, daß die „Erhaltung des gesellschaftlichen Tons und der Sitten unter den Besiegten“ zwar „das Werk Aller“, „in einem höhern Sinne [aber] das Werk des weiblichen Geschlechts“ sei (630a).

<sup>76</sup> Vgl. Seier 1981, zur Verfassungsfrage insbesondere S. 65–69.

<sup>77</sup> Bekanntlich hat sich Gaj in diesen Jahren intensiv um russische Unterstützung für die illyrische Bewegung bemüht, vgl. Horvat 1975. S. 147–171 und Despalatović 1975. S. 113–128.

4.10. Auf den ersten Blick sind diese vier Abschnitte in der „Danica“ vollständig und insgesamt zutreffend übertragen worden, aber eine genauere Durchsicht zeigt, daß der Übersetzer z. T. auch flüchtig gearbeitet oder die Vorlage nicht richtig verstanden hat, vgl. etwa am Anfang des 11. Abschnitts:

Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine plötzliche Umwandlung der Sitten weit über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwert in der Hand; und selbst die Eroberer, welche sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. (629b).

In der Übersetzung ist nicht nur das an dieser Stelle wichtige Attribut *plötzliche* ausgelassen, sondern auch *sie* in *welche sie wollten* nicht auf *plötzliche Umwandlung der Sitten* bezogen worden:

Ako je proměna ustava obično u vlasti dobitnika bila, to, običaje naroda pretvoriti, daleko svagda preuzilazi moć njegovu. To se mačem u ruci obaviti nedade; i isti dobitnici, koji su hotěli mač upotrěbiti, osětili su za malo, da, za to postignuti, drugim putem udariti moraju. (163a).

Die Vermutung des Übersetzers, daß hinter dem erwähnten *sie* wenigstens eine Absicht der Gewaltanwendung (*mač upotrěbiti*, „das Schwert gebrauchen“) zu suchen sei, ist abwegig (wenn Heeren das gemeint hätte, hätte er statt *sie* einfach *das* eingesetzt). Daß hier für den Verfasser gerade das Plötzliche der Veränderung entscheidend ist, sieht man nicht zuletzt daran, daß er später im 13. Abschnitt ausdrücklich auf den langsameren Wandel der Sitten durch friedliches Zusammenleben der Völker verweist:

Es ist nicht bloß auf dem Schlachtfelde, wo Nationen sich kennen lernen; es ist weit mehr durch den fortgesetzten friedlichen Verkehr. Ist hier der Einfluß langsamer, so ist die Wirkung desto gewisser. (630a).

Ne upoznavaju se narodi samo na bojištu oružjem na ruci, nego više i bolje dugim i mirnim obćenjem i druženjem. Ovdı se upliv kasnie vidi, ali su zato posljedice mnogo sigurnie i stalnie. (163b).

In demselben 13. Abschnitt ist durch die Verwechslung von *hvaliti* „loben, danken“ und *faliti* „fehlen“ ein sinnentstellender Fehler im Text aufgetreten, der entweder auf den Bearbeiter oder erst auf den Setzer zurückgeht, aber anscheinend niemanden gestört hat:

Es gibt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigsten verfehlen wird, so lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkommen in dem gesellschaftlichen Verkehr bildete. (630a).

Ima posrednje neke staze izmedju studene odurnosti i prijateljske druževnosti, koja se nikako pohvaliti nemože, dok se oni način uzderži, koi je u domovini od starine u druževno obćenje uvede. (163b-164a).

Erleichtert worden ist diese Verwechslung als „die man keineswegs loben (*pohvaliti*) kann“ dadurch, daß sich das Relativpronomen *die* (resp. *koja*) nicht nur auf das Femininum *Mittelstraße* (resp. *posrednja staza*), sondern auch auf das unmittelbar davor stehende Substantiv *Vertraulichkeit* (resp. *druževnost*) beziehen läßt, wenn unverstanden geblieben ist, daß es gerade der Mittelweg war, den Heeren empfehlen wollte. Als eine aus der besonderen Situation der kroatischen Gesellschaft zu erklärende Retusche darf man wohl ansehen, daß im 14. Abschnitt der bei Heeren auf die napoleonischen Feldzüge zu beziehende Ausdruck *in den Zeiten der Kriege und der Leiden des Vaterlandes* (630a) mit *u vreme ratovah ili nevolje obćenite domovine* (164a) übertragen worden ist, denn damals herrschte in Kroatien kein Krieg, und deshalb ist nicht mehr von *Leiden*, sondern lediglich von „allgemeiner Bedrängnis“ (oder „Not“, *obćenita nevolja*) die Rede, und vermutlich aus demselben Grund wird auch das koplative *und* durch disjunktives „oder“ (*ili*) ersetzt! Interessant ist zudem, daß der Übersetzer die weitgehende Übereinstimmung der Sitten bei den westeuropäischen Völkern stärker betont, als es Heeren getan hat:

Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden, welche sie beynahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschiedenheiten ist noch genug übrig geblieben. (629b).

Für den Kroaten ist die westeuropäische Kultur nicht nur „ähnlich“, sondern „einheitlich“ (*jednake*), und sie scheint diese Völker in ihren Sitten auch nicht nur „beynahe“, sondern ohne solchen Vorbehalt und ausdrücklich „alle“ (*sve*) zu „einem einzigen“ (*jedan*) Volk verschmolzen zu haben:

Medju puci zapadne Europe porodila se je, istina, iz jednake izobraženosti jednakost nēka i običajah, koja se činjaše, da će ih sve u jedan narod stopiti. Nu ipak nisu samo potanke nēke različnosti zaostale, koje ih medju sobom dēle i razstavljaju; ostalo ih je i mnogo većih i mnogo znamenitih. (163b).

Trotz dieses stärker als im Original dargestellten Vereinheitlichungsdrucks in Westeuropa wird in der Übersetzung auf der anderen Seite gesagt, daß von auffallenden Verschiedenheiten in den Sitten nicht nur „genug“ übriggeblieben sind, sondern sogar „viele“, und zwar „größere“ (*mnogo većih*) wie „bedeutsamere“ (*mnogo znamenitih*). Offenbar hat ungeachtet der zunächst festgestellten und kulturgeschichtlich bedingten Angleichung der Umgangsformen in Westeuropa hier in Zagreb durchaus der Wunsch nach ausgeprägterer nationaler Eigenart der Lebensweise bestanden und die Feder geführt.

**4.11.** Die Bedeutung, die die Religion für die Bewahrung der Nationalität eines Volkes haben kann, hat Heeren in zwei Abschnitten beschrieben. Während er im 15. darlegt, wie fragwürdig und wenig erfolgversprechend ein

vom Sieger ausgeübter Zwang zum Wechsel der Religion erfahrungsgemäß sei (630a-b), weist er im 16. darauf hin, daß die Verbindungen zwischen Religion und Nationalität bald stärker und bald schwächer in Erscheinung träten, nicht zuletzt aber auch darauf, daß die Gleichgültigkeit gegenüber der Religion inzwischen gewachsen sei und der Staat zwar keiner herrschenden Religion bedürfe, dennoch aber nicht ohne Religiosität bestehen könne (630b).

**4.12.** In die beiden der Religion gewidmeten Abschnitte hat der Übersetzer nur wenig eingegriffen, aber seine Zusätze und die mit ihnen ausgesprochenen Wertungen belegen, daß ihm insbesondere der von Siegern erzwungene Wechsel der Religion eines Volkes nicht gleichgültig war, vgl. etwa im 15. Abschnitt:

War sie (*scil.* die Religion der Sieger, H.K.) ihrer Natur nach intolerant, [...] wurden die, welche sich nicht dazu bekannten, als eine Menschenklasse niederer Art betrachtet, so muß man es erwarten, das Schwert für den Glauben gezogen, und den Scheiterhaufen auflodern zu sehen. (630a-b).

Ako je ona po naravi svojoj neterpeća bila, [...] ako su se oni, koji ju ispovediti nisu hotjeli, kao nizka i potištena klasa čovječanska smatrali; tada se je sa sęurnostju očekivati moglo, da će okrutni mać vęrozakon taj razprostirati, da će nemila lomača u nesretnoj domovini buktati. (166a).

Die vom Original nicht gedeckten Ausdrücke *potištena* „unterdrückt“, *sa sęurnostju* „mit Sicherheit“, *okrutni* „grausam“, *nemila* „unbarmherzig“, *u nesretnoj domovini* „in der unglücklichen Heimat“ markieren sehr viel stärker als bei Heeren die Ablehnung einer gewaltsamen Verbreitung der Religion einer Siegermacht.<sup>78</sup>

**4.13.** Mit drei noch sehr allgemein bleibenden Abschnitten über die Sprache leitet Heeren zum Hauptpunkt seines Aufsatzes über. Der 17. Abschnitt erläutert, daß ein Volk auf nichts ein heiligeres Recht besitze als auf seine Sprache, da es sie geschaffen und sich selbst gebildet habe (632b); der 18., daß es nur wenigen Siegern gelungen sei, die Sprache der Besiegten gänzlich zu unterdrücken, etwa den Römern in Westeuropa und Nordafrika, nicht aber im Einzugsgebiet des Griechischen (632b); und der 19., daß die Sprache eines Volkes nur durch dessen Vernichtung auszutilgen sei oder zumindest – durch

<sup>78</sup> Wenn man nach einer Erklärung für diesen Eingriff sucht, wäre z. B. daran zu denken, daß Gajs Vorfahren einer Familienüberlieferung nach als Hugenotten Ende des 17. oder Anfang des 18. Jh. Frankreich verlassen haben und in die Slowakei gezogen sind; auch die religiösen Ansichten von Gajs Mutter sollen dem Protestantismus näher gestanden haben als dem in Kroatien vorherrschenden Katholizismus (Horvat 1975. S. 9–10). Vgl. knapp auch Despalatović 1975. S. 29.

funktionale Beschränkung auf die Alltagskommunikation – vom schriftsprachlichen Ausbau abgeschnitten werden könne und so die Anhänglichkeit ihrer Sprachgemeinschaft verliere (632b).

**4.14.** Sichtbar tritt das besondere Interesse des kroatischen Übersetzers an diesen drei Abschnitten darin zutage, daß er am Ende des 17. einen Satz gesperrt hat drucken lassen, der weder bei Heeren selbst noch bei Hormayr eine entsprechende Hervorhebung aufweist:

Ein Volk, das seine Sprache liebt, achtet sich auch noch als solches; das Aufgeben dieser ist das stillschweigende Bekenntniß, daß man aufhören wolle, ein Volk zu seyn. (632b).

Narod, koi jezik svoj ljubi, još poštuje sama sebe kao narod; ako li odstupi od ljubavi te, tada mućeci izpověda, da želi prestati u buduće narod biti. (167a).

Die Auszeichnung gerade dieses Satzes verbindet die Übersetzung von 1839 thematisch mit dem 1835 in der „Danica“ erschienenen Beitrag „Nima domorodstva prez ljubavi materinzkog' jezika“, der, wie erwähnt, auf den Hormayr-Aufsatz „Kein Patriotismus ohne Liebe zur Muttersprache“ zurückgeht und allem Anschein nach von Gaj selbst bearbeitet worden ist (vgl. **1.** und **6.**). Auffallend sind zudem die mehrfachen Doppelwiedergaben (hier unterstrichen) am Anfang dieses 17. Abschnitts, mit denen der Übersetzer die Aussagen des deutschen Textes verstärkt, denn aus *heiligeres* wird „höheres und heiligeres“, aus *bilden* wird „bearbeiten und ausbilden“ und aus *treue* wird „einzige und treue“:

Ist Religion Eigenthum eines Volks, so ist seine Sprache noch mehr als dieses, sie ist sein Werk. Auf nichts hat daher ein Volk ein heiligeres Recht, als auf seine Sprache; es schuf sie, es bildete sie sich selbst. Indem sie der Ausdruck seiner Empfindungen wie seiner Vorstellungen ist, wird sie der treue Abdruck seines ganzen geistigen Seyns. Durch seine Sprache constituirt sich aber auch gleichsam ein Volk im Äußern verschieden von andern; [...]. (632b).

Ako je věrozakon vlastitost puka, to mu je jezik još mnogo više, – jezik je dĕlo njegovo. Ničemu daklem više i svetie pravo puk neimade, kao što jeziku svomu; on ga je stvorio, on ga je sam i obradio i izobrazio. Budući da jezik izražuje sva ćutenja i predstavljenja narodnja, biva zato jedini i věrni tumač ćeloga duhovnoga bitja narodnjega. Jezik razlučuje takodjer u izvanjskom obziru narod od naroda; [...]. (167a).

Im ersten Satz des 18. Abschnitts nimmt der Übersetzer mit der Wiedergabe von *unterdrücken* durch *uništiti* „vernichten“ die im 19. behandelte „Vertilgung der Sprache“ voraus, für die er dasselbe Verb gebraucht:

Die Sprache der Besiegten zu unterdrücken war häufig das Streben der Sieger; [...]. (632b).

Jezik obladanih da unište, biaše često tersenje dobitnikah; [...]. (167a),

Der nicht unerhebliche Unterschied bei der Behandlung der Sprachen, den Heeren hier mit *unterdrücken* vs. *vertilgen* gemacht hat, wird auf diese Weise eingebnet, vgl. den ersten Satz des 19. Abschnitts:

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit der Vertilgung des Volks selber. (632b).

Podpuno uništenje jezika kojega silovitimi sredstvi moguće je samo, ako se i isti narod uništi. (167a).

In diesem 19. Abschnitt hat der Kroat in übrigen ein wertendes Adjektiv (vgl. *lukavom*) hinzugefügt, um zu signalisieren, daß das bei Heeren beschriebene „Herabdrücken“ der Sprache der Besiegten „nur zum Volksdialekt“ unlauter und damit moralisch nicht zu billigen ist:

Wo eine Sprache zu Grunde ging, indem das Volk fort dauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. (632b).

Ako je jezik koi propao, a narod još u životu ostao, to se je samo dugom lukavom i osnovanom politikom učiniti dalo. (167a).

Im kroatischen Text erfährt der Leser nicht nur wie bei Heeren, daß die planmäßige Beschränkung auf die alltäglichen Ausdrucksbedürfnisse der Landessprache (*jezik domaći*) schadet, sondern durch das zusätzliche *lukav* „schlau, (hinter)listig, verschlagen“ auch, daß der Sieger das weiß und die „nicht weiter veredelt[e]“ Sprache der Besiegten absichtsvoll von langer Hand verkümmern läßt.

**4.15.** Damit hat Heeren in seiner Darstellung den Punkt erreicht, den er am Ende des 19. Abschnitts „die Hauptbemerkung über diesen Gegenstand“ genannt und deshalb schon selbst im Druck gesperrt hat: „Die Schicksale der Sprachen hingen von dem Grade ihrer Bildung ab.“ (633a). Diesen Grundgedanken verdeutlicht er in den folgenden sechs Abschnitten. Im 20. stellt er fest, daß die Sprachen ungebildeter Völker unter der Herrschaft von Fremden auch ohne Gewaltanwendung zugrundegegangen seien, doch hätten auch Sieger wiederholt die Sprachen gebildeterer Besiegter angenommen (633a). Anders sei das – so der 21. Abschnitt – bei den gebildeten Sprachen, d. h. solchen, „die nicht bloß in dem Munde der Völker in ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken ihrer Literatur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben.“ Ein Volk, das seine Klassiker habe, besitze in ihnen zugleich das sicherste Unterpfand der Fortdauer seiner Sprache und Nationalität (633a). Der 22. Abschnitt betont, daß an der Beibehaltung der Sprache ganz eigentlich die Erhaltung der Nationalität hänge und ein besiegtes Volk sich seine Sprache dadurch erhalten könne, daß es sie selber achte, „aber nicht in Worten, sondern durch die That“, durch die „Anerkennung ihres praktischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der

Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr“, also „in dem Kreise der höhern Stände“ (633a-b). Im 23. Abschnitt spricht Heeren über das zweite Mittel zur Erhaltung der Muttersprache, nämlich ihre Bildung, ihre Fortbildung, die durch große Schriftsteller geschehe und die National-Literatur zum unfehlbaren Mittel zur Erhaltung der Nationalität mache, „weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist.“ Gleichzeitig sucht er die Verschiedenheit der Poesie der Völker dadurch zu rechtfertigen, daß „die Völker selbst verschieden sind“ (633b-634a) und fordert wegen der aus der Verschiedenheit der National-Anlagen und -Charaktere zu erklärenden Verschiedenheit der National-Poesie im 24. Abschnitt „die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Literatur“ (634a-b). Schließlich gibt er im 25. zu bedenken, daß der Besitz von Klassikern insofern auch als „ein sehr zweifelhaftes Glück“ angesehen werden könne, als damit gewissermaßen der Höhepunkt einer Entwicklung erreicht sei und Stagnation drohe (634b-635a).

**4.16.** Der kroatische Übersetzer hat diese z. T. sehr umfangreichen (und deshalb bei der folgenden Analyse jeweils getrennt zu behandelnden) Abschnitte vor allem in ihren exemplifizierenden Teilen verändert, um die auch mit ihren Beispielen an einer deutsch-französischen Perspektive orientierte Argumentation der Vorlage auf eine kroatisch-deutsche Auseinandersetzung anwenden zu können, aber er hat bei seiner Wiedergabe zugleich einzelne Sätze oder längere Passagen übergangen, weil sie sich für diesen seinen Zweck anscheinend nicht ohne weiteres haben adaptieren lassen.

**4.16.1.** Zunächst allerdings ist Heerens Kernaussage am Beginn des 20. Abschnitts in ihrem Charakter verändert worden, denn im Kroatischen steht das finite Verbum nicht mehr im Präteritum, sondern im Präsens:

Die Schicksale der Sprachen hingen von dem Grade ihrer Bildung ab. (633a).

Udesi jezukah zavise od njihove izobraženosti. (167b).

Was der Göttinger Historiker hier im Präteritum gewissermaßen nur als Fazit sich wiederholender Beobachtungen bei seinen überwiegend längst vergangenen Zeiten gewidmeten Studien formuliert hat, liest man durch den Gebrauch des imperfektiven Präsens *zavise* „hängen ab“ in der „Danica“ bereits als eine zeitlos gültige Regel, die offenbar die kroatische Gegenwart einschließt. Schon in diesem Abschnitt ist aber auch die Exemplifikation erweitert und zusätzlich neben dem Sprachverlust der Langobarden das von der zivilisatorischen Überlegenheit des Slavischen zeugende Schicksal des Protobulgarischen angeführt:

Die rohen Sieger nahmen mehrmahls die Sprachen der gebildetern Besiegten an. Hatten nicht die Franken ihr Fränkisch in Gallien, die Gothen ihr Gothisch in Spanien abgelegt? (633a).

Divji dobitnici primili su često jezike od izobraženih obladanih. Nisu li se Franki svoga němačkoga u Galii, Goti svoga gotičkoga u Španjolskoj, Longobardi svoga němačkoga u Italii, a Bugari svoga tatarskoga u dolnjoj Ilirii odrekli? (167b).

An dieser Stelle fällt in der vom Übersetzer gewählten kroatisch-deutschen Blickrichtung auf, daß zwar nicht das Gotische, wohl aber das Fränkische und die Sprache der Langobarden dem – wie immer zu definierenden – Deutschen (*němački*) zugerechnet werden. Erstaunlich ist bei dem ergänzend das Slavische einbeziehenden Beispiel, daß das Aufgehen der Protobulgaren in der als „gebildetere Besiegte“ wohl zu unterstellenden slavischen Bevölkerung Bulgariens (als eines Teils von „Unterillyrien“) hier analog mit deren (durch die Christianisierung und das kirchenslavische Schrifttum?) fortgeschrittenerer Bildung und Sprachentwicklung in Verbindung gebracht wird:

Die Veränderung der Sprache erfolgte in diesen Fällen von selbst mit der fortschreitenden Bildung; weil für die vielen neuen Begriffe die bisherige Sprache keine Ausdrücke hatte. (633a).

Proměnenje jezika proizišlo je u svih slučajih samo od sebe s napředujućom izobraženostju; biaše bo za mnoga novia ponjatja jezik dosadanji ubog i nedostatan. (167b).

Ebenso wie das „Deutsche“ der Sieger in der Romania der Bildungsmacht des Lateinischen weichen mußte, hat sich nach Meinung des Zagreber Bearbeiters die gebildetere Sprache der von den Protobulgaren besiegten Slaven in Unterillyrien gegenüber jenen durchsetzen können, und um das noch glaubhafter zu machen, steht das stärker verallgemeinernde „in allen Fällen“ (*u svih slučajih*) anstelle von Heerens etwas schwächerem *in diesen Fällen*.

**4.16.2.** Apodiktisch, nämlich durch einen Aussagesatz und nicht wie bei Heeren durch eine nachdenkliche Frage, wird danach am Anfang des 21. Absatzes festgelegt, worin im Unterschied dazu das Spezifische bei den gebildeten Sprachen besteht:

Wie ganz anders aber ist es mit den gebildeten Sprachen; das heißt, mit denen, die nicht bloß in dem Munde der Völker in ihrem täglichen Gespräch, sondern die in den Werken ihrer Literatur, ihrer Poesie und Beredsamkeit, leben? Diese sind es, durch welche seine Sprache für das Volk selber eigentlich erst ihren Werth erhält. (633a).

Nu drugčie se stvar ima s izobraženimi jezici; to jest, s takvimi, koji neživu samo u ustih narodah u svakdašnjem njihovom govoru, nego i u děliah njihove literature, pěšništva i govorničtva. Iz ovih děliah dobiva stopram jezik i za isti puk pravu svoju vrědnost. (167b).

Der für Heerens Aufsatz zentrale Gedanke, daß nationale Identität nicht nur durch die Sprache des Volks als solche, sondern auch und vor allem durch die in ihr geschaffenen Werke entsteht, wird danach vollständig, aber mit manchen die Aussage verstärkenden Zusätzen ins Kroatische übertragen:

In ihnen spricht sich der Geist, die Denkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen erkennt sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch für folgende Geschlechter die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie sind nicht bloß ihr Gesammteigenthum im vollsten Sinn, woran keinem der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht werden kann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes und unvergänglichstes Eigenthum; weil selbst der Sieger sie ihm nicht mehr rauben kann. Ein Volk das seine Classiker hat, besitzt also in ihnen zugleich das sicherste Unterpfand der Fortdauer seiner Sprache und seiner Nationalität. (633a).

U njih izražuje se duh, način mišljenja, i čelo ćutjenje naroda; u njih poznaje narod, tako reći, sebe kao narod, i vidi i za buduća pokolenja osęuran život svoga duha. Dęla takova nisu samo vlastitost obćenita ćęloga naroda, koja se nijednom, ni najmanjemu članu narodnjemu oteti nemože; ona su takodjer najviše, najplemenitije i vękovito dobro njegovo; jer mu ga ni najokrutniji dobitnici utamaniti nemogu. Narod dakle, koi klasike svoje imade, posęduje š njimi najbolji i najstalniji zalog, da će mu jezik i narodnost i u buduće živiti i cvętati. (167b).

Eigens hinzuweisen ist vielleicht auf das Verbum *utamaniti* „vernichten“ (das das nur die Wegnahme bezeichnende *rauben* ersetzt) und auf dessen mit *okrutni* „grausam“ im Superlativ erweiterten Agens im Plural. Merkwürdigerweise waren der Übersetzer und der für den Druck verantwortliche Redakteur allerdings der Ansicht, daß man „Danica“-Lesern nicht wenigstens knapp erläutern müsse, wer am Ende dieses Abschnitts mit der Bezeichnung *der Maeonide* bzw. *Meonida* gemeint ist:

Große und mächtige Nationen sind untergegangen, und ihre Sprachen verhallen mit ihnen bis auf den letzten Laut; weil sie keine Dichter hatten, welche sie überlebten. Wie einst der Ägypter, der Carthager sprach, können wir nur vermuthen nach Analogie; aber seitdem der Maeonide seine unsterblichen Gesänge sang, war auch griechische Sprache erhalten, so lange es noch Menschen gibt, die menschlich fühlen können. (633a).<sup>79</sup>

Veliki i mogućni narodi propadoše, i jezicah njihovih nestade tako, da im se već ni glasa nezna, i to zato, jer pęsnikah neimadoše, koji bi ih preživili bili. Kako je Egipćjanin, kako Kartaginjanin govorio, to samo polag analogie pogadjamo; nu odkako je Meonida neumęrle svoje pęsme odpęvao, otdada ništa gęrćkomu jeziku nenaudi, niti će ikada nauditi, dok svęta uzbude, koi čovęčanski ćuti i misli. (167b-168a).

79 Heeren spielt hier auf Horaz (carm. IV 9) an, wo V. 5–6 *Maeonius Homerus* erwähnt wird und später die berühmten Verse folgen:

vixere fortes ante Agamemnona  
multi; sed omnes illacrimabiles  
urgentur ignotique longa  
nocte, carent quia vate sacro.

Überraschend ist am Schluß die bei Heeren noch nicht zu lesende Aussage, daß durch die Existenz der Werke Homers dem Griechischen weder jetzt noch in Zukunft etwas werde schaden können, aber noch wichtiger ist das von Heeren gelieferte Stichwort Homer natürlich in Hinblick auf die am Ende des 23. Abschnitts in Rede zu bringenden kroatischen Epiker Gundulić und Palmotić (vgl. 4.16.4.).

**4.16.3.** Am Anfang des 22. Abschnitts hat sich der Übersetzer Heerens Forderung, daß man die eigene Sprache nicht bloß loben, sondern vor allem gebrauchen müsse, nicht nur mit dem Nachdruck einer hervorhebenden Kursivierung angeschlossen:

An Erhaltung der Sprache hängt also ganz eigentlich Erhaltung der Nationalität. Aber ein besiehtes Volk, was kann es thun, sich seine Sprache zu erhalten? Vor Allem: es achte sie selber; aber nicht in Worten, sondern durch die That. (633a).

S uzdržanjem jezika skopčano je dakle uzdržanje narodnosti. – Nu obladani narod, šta treba, da čini, da mu jezik ne pogine? Prie svega neka ga sam poštuje; *nu ne rečmi nego djelom.* (168a).

Anders als bei Heeren (*kann*) wird in der Übersetzung verlangt, daß das Volk etwas tun „muß“ (*treba*), wenn es seine Sprache erhalten will, und rigoroser wird auch gefaßt, was Heeren vom Vergleichen tatsächlicher oder nur vermeintlicher Vorzüge von Sprachen gesagt hat:

Nicht das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von ihren Vorzügen spricht, die sie vor andern besitzen soll, \*oder wirklich besitzt\*. Es ist verkehrt, Vergleichen über den Werth gebildeter Sprachen im Allgemeinen anstellen zu wollen; jede gebildete Sprache hat auch ihre Vorzüge; sonst wäre sie nicht gebildet. Man kann sagen, die eine sey wohlklingender, biegsamer, reicher wie die andere, allein man kann nicht überhaupt sagen, sie sey besser. Das Pochen auf die Vorzüge seiner eigenen Sprache ist daher meist eine eitle Prahlerey, sobald nicht von bestimmten Eigenschaften die Rede ist. (633a).

Nije to poštivanje jezika, kad se mnogo o preimućstvih njegovih govori, koja se čini da pošeduje. \*\* Naopako je to, kad se izobraženi jezici u obziru vrėdnosti svoje uzporedjuju; svaki izobraženi jezik ima i preimućstva svoja, drugaćie se nebi mogao [*sic!*] reći, da je izobražen. Može se reći, da jedan jezik lėpše zvoni, da je više gibak, da je bogatiji nego drugi, nu nemože se s razlogom reći, da je bolji. Ponosit se dakle s preimućstvi svoga jezika nije drugo, nego izprazno hvastanje, ako se baš o osobitih vlastitostih negovori. (168a).

Mit der Auslassung von *oder wirklich besitzt* am Anfang des Zitats wird hier im kroatischen Text nicht mehr ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Sprachen in bestimmter Hinsicht auch tatsächlich Vorzüge haben können, und durch das Einsetzen von *s razlogom* für *überhaupt* ist Heerens Argument, daß man eine Sprache nicht pauschal besser als eine andere nennen kann, verschoben zu der Aussage, daß man das nicht „mit Grund“ tun kann. Im Anschluß daran wird

Heerens Aufforderung, wann irgend möglich das Deutsche zu gebrauchen, durch Auswechseln der Volks- und Sprachbezeichnungen auf ähnliche Weise wie bei Jungmann (vgl. 3.3.2.) zu einem Plädoyer für das Slavische:

Achtung für die Muttersprache zeigt sich aber darin, daß man sie gebraucht, wo man sie irgend gebrauchen kann. Freywilliger Gebrauch einer fremden Sprache ohne Noth, ist immer Entäußerung der Nationalität für den Augenblick. Der Deutsche, der Französisch, der Englisch spricht, muß während dessen aufhören, Deutscher zu seyn, so weit er es kann. Er muß französisch, englisch denken, wenn er nicht schülerhaft sprechen will. Sey es auch nur vorübergehend; das oft Wiederkehrende wird zur Gewohnheit. (633a-b).

Poštivanje materinskoga jezika pokazuje se, kad se upotrebljuje svuda, gdje se samo upotrebiti daje. Svojevoljno upotrebljenje tuđega jezika bez sile, svagda je zamarenje vlastite narodnosti. Slavjanin, koi němački ili francezki govori, mora, dok govori, prestati, Slavjanin biti, u koliko je moguće. Mora němački ili francezki misliti, ako neće da hěrdjavo i naopako govori. Ako se u početku i čini, da je to malenkost, ipak, kad se često povratja, udubi se, i udje u običaj. (168a).

Wie schon oben im 10. Abschnitt der kroatischen Version (vgl. 4.8.) tritt hier in die Rolle des Deutschen bei sonst gleichbleibendem Kontext der Slave ein, und dementsprechend wird auch nicht mehr vor dem unnötigen Gebrauch des Französischen oder Englischen gewarnt, sondern vor dem des Deutschen oder des Französischen, und bei unzureichendem Eindringen in den Geist dieser Sprachen spricht man sie nicht etwa nur „schülerhaft“, sondern schlicht „falsch und verkehrt“ (*hěrdjavo i naopako*). Deutlicher als mit Heerens *vorübergehend* ist im letzten zitierten Satz zudem betont, daß dieser Verzicht auf die Muttersprache zwar „anfangs“ (*u početku*) eine „Kleinigkeit“ (*malenkost*) zu sein scheint, aber durch Wiederholung „tiefer eindringt“ (*udubi se*) und dann „zur Gewohnheit wird“ (*udje u običaj*). Sichtlich etwas zugelegt hat der Übersetzer danach auch bei der Erwähnung des von Frankreich unternommenen Versuchs, das Französische international als Verhandlungssprache durchzusetzen, denn *mehrere* ist nicht „viele“ (*mnoga*) und *dunkel ahnend* schwerlich „wohl wissend“ (*dobro znajući*), aber letzteres schließt nun an „(die) andere(n)“ (*drugi*) deutlicher den Vorwurf einer opportunistisch-absichtsvollen Hintansetzung der eigenen Sprache ein:

Die Einführung der französischen Sprache in die officiellen Verhandlungen, gegen welche, als sie seit Ludwig XIV. anfang, mehrere Regierungen sich sträubten, dunkel ahnend, daß Herrschaft der Sprache zur Herrschaft des Volks führe, während andere sie sich nachgebend gefallen ließen, war dennoch bey weitem nicht so Folgenreich [*sic!*], als die in das Privateben der höhern Stände. (633b).

Kad se je francezki jezik u vrěme Ludovika XIV. u javne poslove uvoditi počeo, čemu su se mnoga vladanja opirala, dobro znajući, da gospodovanje jezika radja i gospodovanje naroda, što su drugi opet vladaoci odobraval; uvodjenje to nije od tolikih posłedicaħ bilo, koliko kad se je jezik taj i u druževni život viših stališah uvlačiti stao. (168a).

Natürlich ist *nachgebend sich gefallen lassen* mit *odobravati* „guteheißen, billigen, zustimmen“ nicht in der Sache adäquat wiedergegeben, aber vielleicht ist das die logische Folge der Übersetzung von *mehrere* mit *mnoga*: wenn „viele“ (und nicht nur „mehrere“) sich gegen das Französische sträubten, dann muß von der anderen Seite mehr Zustimmung als nur nachgebendes Sich-gefallen-las-sen gekommen sein, um die Einführung trotz des Widerstandes dieser „vielen“ verständlich zu machen. Der hier wesentliche Gegensatz von *officiellen Verhandlungen* und *Privatleben der höhern Stände* ist mit *javne poslove* und *druževni život* zutreffend erfaßt, denn letzteres bezeichnet eher das „gesellschaftliche“ als das in modernem Verständnis „private Leben“ und *Privatleben* ist hier nicht mit *Familienleben* zu verwechseln.<sup>80</sup> Ähnlich wie schon im 1. Abschnitt das Verbum *uvući se* „sich einschleichen“ (4.1.) tritt hier bei der Beschreibung des Eindringens des Französischen in die Konversation der Gebildeten dessen imperfektive Entsprechung *uvlačiti se* mit derselben negativen Wertung auf. Ganz einig sind sich Heeren und sein anonymer Übersetzer dann wieder über die besondere Verantwortung, die die „höhern Stände“ für die Pflege der Muttersprache haben:

Sie (*scil.* die Einführung des Französischen) wirkte für die Muttersprache auf eine doppelte Weise sehr nachtheilig. Zuerst, weil dieser dadurch das Mittel zur Ausbildung entzogen ward, welche sie für das gesellschaftliche Leben passend macht. Wo anders, als in dem Kreise der höhern Stände kann sie diese erhalten, die noch so viele große Schriftsteller ihr nicht zu geben im Stande sind? Aber auch deshalb wirkte jene Einführung nachtheilig, weil überhaupt die Achtung für die Muttersprache dadurch sank. Denn worauf kann diese Achtung mehr gegründet sein, als auf die Anerkennung ihres practischen Werths für den Gebrauch, der doch der eigentliche Gebrauch der Sprache seyn soll, wechselseitiger Austausch der Ideen im gesellschaftlichen Verkehr? (633b).

Na dvostruki način (francezki jezik, H.K.) biaše pogibelan jeziku materinskomu. Pervo što je time srđstva izgubio za izobraženje, koje bi bilo učiniti moglo, da za druževni život prikladan bude. Gdē bi izobraženje to, koje mu ni najveći pisci nisu kadri dati, postići mogao, ako ne u krugu viših stališah? Ali i zato pogibelan biaše, jer je štovanje materinskoga jezika tim propalo. Jer šta treba da cēnjenju ovomu za temelj služi, ako ne priznanje praktičke njegove vrđnosti za onu potrebu, koja bi jedina i prava potreba biti moralā, t. j. za znamenito priobćivanje mislih svojih u druževnom životu?

Beim Übersetzen ins Kroatische ist das *Sie* am Beginn des ersten Satzes im Zitat irrtümlich nicht auf *Einführung* (= *uvodjenje*, vgl. die Unterstreichungen im vorangegangenen Zitat), sondern auf *französische Sprache* bezogen und

80 Das Wort *Familienleben* im 13. Abschnitt (630a) gibt der Übersetzer mit *život domaći* (164a) wieder; *druževno obćenje* steht ebenda für *gesellschaftlicher Verkehr* – und letzteres ist an der obigen Stelle mit *Privatleben* im Gegensatz zu *officiellen Verhandlungen* offenbar gemeint. Vgl. auch die Wiedergabe von *gesellschaftliches Leben* und *gesellschaftlicher Verkehr* mit *druževni život* im folgenden Zitat.

deshalb – entsprechend *francezki jezik* – die maskuline Form *pogibelan* (und nicht wie zu erwarten das Neutrum *pogibelno*) eingesetzt worden; das anschließende maskuline Prädikat *izgubio* bezieht sich im Unterschied dazu auf *jezik materinski*. Wohl nur als Fehler des Setzers dürfte *znamenito* („bedeutsam“) statt richtig *\*zaměnito* für *wechselseitig* zu erklären sein. Nicht zu übersehen sind im übrigen die Verschiebungen bei den Modalitätsbezeichnungen, da *kann* mit *trěba*, also „soll“ oder „muß“, und *soll* mit *morala bi*, d. h. „sollte“ oder „müßte“, wiedergegeben worden sind und dementsprechend beim kroatischen Leser etwas andere Vorstellungen über den Verpflichtungsstatus der erwähnten Sachverhalte vermitteln.

**4.16.4.** Nachweislichen Eifer für die in Rede stehende Sache legt auch die Wiedergabe des 23. Abschnitts an den Tag, in dem Heeren die bewußte Pflege der eigenen Sprache anmahnt:

Mit der Achtung für die Muttersprache steht ihre Bildung, das zweyte Mittel ihrer Erhaltung, in einem engen Verhältnisse. Es ist unmöglich, daß eine Sprache sinken oder gar untergehen kann, so lange die ersten Geister einer Nation sich mit ihrer Fortbildung beschäftigen. Daß aber diese Fortbildung durch große Schriftsteller geschieht, braucht kaum erst erinnert zu werden. Auf diesem Wege also wird National-Literatur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. In welchem glorreichen Lichte erscheinen also nicht hier jene friedlichen Heroen der Völker? Sie sind es eigentlich, die ihre Fortdauer begründen, fester, als sie durch noch so viele Siege begründet werden kann. (633b).

S poštivanjem materinskoga jezika stoji izobraženost njegova, kao drugo sredstvo za uzdržanje u uzkom razmjerju. Nije moguće, da jezik koi propada, ili što više, da sa svime propadne, doklegod se perve glave naroda s obrađivanjem njegovim obavljaju. A da obrađivanje to veliki samo pisci obavljati mogu, poznato je svakomu. Tim daklem putem postaje narodnja literatura nevaravo sredstvo za uzdržanje narodnosti, jerbot je zajedno i sredstvo za uzdržanje jezika. U kakovoj veličanstvenoj slici ukazuju nam se daklem mirni oni vitezovi narodah? Oni su uprav, koji život narodah utemeljivaju, i to jače, nego nebrojene kervave dobiti na bojištu. (168a).

Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, wenn das Wort *Bildung* am Beginn dieses Abschnitts nicht mit dem Adjektivabstraktum *izobraženost*, sondern wie z. T. auch zuvor schon mit dem ein bestimmtes Handeln bezeichnenden Deverbativum *izobraženje* übersetzt worden wäre, weil bereits die Wiedergabe des an *Bildung* anschließenden *Fortbildung* mit *obrađivanje*, also einem Verbalsubstantiv von ganz anderem Stamm, die besondere Beziehung zwischen diesen beiden deutschen Substantiven im Text nicht mehr erkennen läßt. Mit der Aspektopposition in *propada* und *sa svime propadne* nutzt der Übersetzer ein spezifisch slavisches Mittel, um den lexikalischen Unterschied zwischen *sinken* und „völlig“ (*sa svime*) *untergehen* zum Ausdruck zu bringen. Nicht gesagt hat

Heeren, daß „nur“ (*samo*) die großen Schriftsteller die Sprache fortentwickeln könnten, ebensowenig, daß das „jedem bekannt sei“ (*poznato je svakomu*), und unnötig übertrieben wirkt, wenn die friedlichen Autoren für ihren Erfolg nicht einfach auf „noch so viele Siege“, sondern auf „zahllose blutige Siege auf dem Schlachtfeld“ (*nebrojene kervave dobiti na bojištu*) verzichten können. Stärker emotionalisiert als durch das nüchterne Verb *festhalten* wird durch *priljubiti se* „sich anschließen“ zudem der Rat, den Heeren den besiegten Völkern gibt:

Haltet fest an Eurer Literatur! ist daher die Vorschrift, welche Vernunft und Erfahrung den Nationen zurufen, welche Nationen bleiben wollen. Aber wie dieses Festhalten geschehen solle, ist eigentlich die Frage, auf die es ankommt. (633b).

Priljubite se vašoj literaturi! to je prepis, koga razum i izkustvo daje narodom onim, koji žele, da nepoginu. Nu kojim je načinom moguće priljubljenje takovo proizvesti? to je znamenito pitanje, na koje treba, da s razlogom odgovorimo. (168a-b).

Diese Frage nach dem Wie ist dem Übersetzer so wichtig, daß er sie wie im Original durch Sperrung hervorhebt, zudem „bedeutsam“ (*znamenito*) nennt und eine wohlbegründete (*s razlogom*) Antwort darauf für erforderlich hält und zusagt (*treba, da [...] odgovorimo*). Heeren sieht einen gangbaren Weg zur Gewinnung einer positiven Einstellung zum heimischen Schrifttum darin, daß literarische Vorurteile unter den Völkern abgebaut werden, und dabei folgt ihm auch der Zagreber Anonymus:

Die Nationen des neueren Europa, die eine schon gebildete Literatur besitzen, sind größten Theils voll von Vorurtheilen für dieselbe, zum Nachtheil der Ausländer. Es war nicht so im Alterthum. Die Römer, die Sieger der Griechen, erkannten dennoch willig in ihnen ihre Meister, und wurden ihre Schüler; auf diesem Wege bildeten sich, – wem wäre es unbekannt? – die unsterblichsten ihrer Dichter. Die Zeiten der Nachahmung in der Literatur scheinen für die Völker des neueren Europa vorbei zu seyn; man ist ihrer müde geworden; \*selbst die Deutschen, sonst vor andern zu ihr geneigt, werden schwerlich diesen Weg, der schon früher sie nicht zum Ziele führte, aufs neue wieder betreten.\* Wenn es aber höchst wahrscheinlich ist, daß die Nationen des jetzigen Europa ihren nationalen Charakter in ihrer Literatur nicht verläugnen werden, – wäre es nicht um so viel wünschenswerther, daß sie, ihre Vorurtheile ablegend, sich verständigten, sich richtiger wechselseitig würdigten? Es gibt, scheint es, dazu nur Ein Mittel: die Überzeugung, daß jedes gebildete Volk auch nur zunächst der Richter seiner eigenen Literatur seyn kann. Allerdings stehen uns Urtheile auch über die Werke der Fremden frey; nur nicht das Urtheil: weil sie nicht so sind, wie die unsrigen, so sind sie ohne Werth. (633b).

Narodi novie Europe, koji već izobraženu literaturu imadu, većinom su puni predsudah za nju, na veliku štetu inostranacah. Nije tako bilo u starini! Rimljani, koji su Gerke obladali, priznali su ove dragovoljno za učitelje, i postaše učenici njihovi; tim su putem izobrazili se, (komu će to nepoznato biti?) neumerli rimski

pěsnici. Čini se, kao da je minulo vrěme kod narodah novie Europe naslědovat druge u literaturi; – svim je to već, tako reći, dosadilo. \*\* Nu ako je to věrojatno, da narodi sadašnje Europe značaj svoj narodnji u literaturi zatajiti neće, – nebi li takodjer i bolje bilo, da se predsudah svojih odreknu, da se porazumiu i zaměnitio više štiju i cěne? Mislimo, da tomu jedno samo srědstvo imademo: uvěrenost, da svaki izobraženi [narod? H.K.] pervi i pravi sudac u literaturi svojoj biti može. Istina, stoji nam na volju pretresati i děla inostranih, nu prava neimamo tu odsudu izreći: budući da děla nisu, kao što su naša, neimaju nikakove vrědnosti. (168b).

In der kroatischen Übersetzung sind diese Gedanken vollständig wiedergegeben, wenn auch z. T. vergrößert (vgl. *na veliku štetu* „zum großen Schaden“ statt lediglich *zum Nachtheil* wie zuvor schon *nachtheilig* als *pogibelan* „sehr gefährlich“), mit den Ausdruck rechtfertigendem *tako reći* „sozusagen“ (neben *dosaditi* in der Wiedergabe von *müde werden*) oder in der intensivierenden Doppelübersetzung *više štiju i cěne* „mehr achten und schätzen“ für bloßes *richtiger würdigten*. Daß der hier in Sternchen gestellte Satz über das auch bei den Deutschen vordringende Bemühen um nationale Eigenart der Literatur fehlt, dürfte mit der gegen das Deutsche gerichteten Tendenz der Zagreber Bearbeitung zu erklären sein, die im folgenden noch deutlicher zutage tritt. Weggelassen hat der Übersetzer auch die qualifizierenden Adverbien *höchst* und *viel*: er bleibt – nicht ganz so optimistisch wie Heeren – bei einfachem „wahrscheinlich“ (*věrojatno*), und *wünschenswerther* ist für ihn einfach nur „besser“ (*bolje*). Heerens an unpersönliche Ausdrücke (*es gibt, scheint es*) angeschlossene Aussage hat er mit *imademo* „wir haben“ und *mislimo* „wir meinen“ als persönliche Ansicht geboten und nach *pervi* mit der Hinzufügung von *pravi* zum Ausdruck gebracht, daß das eigene Volk nicht nur der „erste“ (entsprechend *zunächst*), sondern auch der „eigentliche“ (oder „wahre“, „richtige“) Beurteiler seiner Literatur sei. Schärfere als im Deutschen wird danach die Negation von *uns freystehen* ausgedrückt, denn *stoji nam na volju* ist mit *prava neimamo* „wir haben nicht das Recht“ in der Übersetzung entschiedener verneint. Auch wenn der Kroatier offenbar nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn Heeren das Spezifische an der Dichtung eines Volkes auf dessen Nationalcharakter zurückführen wollte, zeigt seine Wiedergabe doch einige Abweichungen:

Beschränkt sich gleich die Literatur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch allerdings vorzugsweise von dieser die Rede. Was ist aber Poesie ihrem Wesen nach, als Ausdruck der Empfindung \*durch die Sprache\*? Weichen aber die Nationen in ihrer Art, zu empfinden, von einander ab; so folgt auch daraus von selbst, daß diese Verschiedenheit sich auch in dem Ausdruck derselben, in ihrer Poesie, zeigen werde, wofern sonst diese wahre National-Poesie, nicht bloß conventionelle poetische Form ist. (633b–634a).

Akoprem se literatura naroda kojeg neograničava jedino na pěsničtvo njegovo, ipak je ovdi ponajviše o tome govor. Nu šta je poezia polag bitja njezinoga drugo, nego izraz ćutjenja \*\*? A ako se narodi u načinu ćutjenja neslažu; to se zaisto ni u

izrazu njihovom t. j. poezii slagati nemogu, osim ako ova prava narodna poezia nije drugo, nego gola pogodbeni poetička slika. (168b)

Merkwürdig ist zunächst, daß im ersten Satz des kroatischen Zitats *ovdi* „hier“ hinzugefügt worden ist und die Bevorzugung der Dichtung damit nicht mehr wie im Original generell gilt, sondern vom Leser auch allein auf den vorliegenden Aufsatz bezogen werden kann. Noch seltsamer wirkt, daß im zweiten Satz das Äquivalent des für das Verständnis wesentlichen Ausdrucks *durch die Sprache* nach *ćutjenja* unübersetzt geblieben ist. Nicht ganz verständlich ist gegen Ende des Zitats *njihovom*, das sich im kroatischen Text unzweifelhaft auf das pluralische *narodi* bezieht, während das im Deutschen verwendete *derselben* nicht auf den Plural *Nationen*, sondern auf den Singular *Empfindung* zurückverweist und auf Grund von dessen Äquivalent *ćutjenje* als Possessivum eher *njegovom* zu erwarten gewesen wäre. Dagegen sind wirkliche Eingriffe in den Ausgangstext erst bei der nachfolgenden Exemplifikation der Verschiedenartigkeit der Dichtung bei den einzelnen Völkern vorgenommen worden, bei der sich sowohl Heeren als auch die Zagreber Übersetzung ausdrücklich in einer Fußnote auf die Darstellung „Sur la manière essentiellement différente, dont les Poëtes français et les Allemans traitent l’amour“ von Ch. Villers berufen:

Diese kleine Schrift [...] gibt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der deutschen und französischen Poesie. Es wird hier klar, daß diese Verschiedenheit gar nicht etwa bloß in gewissen conventionellen Formen, \*nicht etwa in der Beobachtung gewisser Regeln liege, über die man disputiren, und\* die man allenfalls nach Übereinkunft abändern könne. \*Der Grund liegt viel tiefer;\* die Poesie der Völker ist verschieden, weil die Völker verschieden sind. (634a).

[Malo ovo pismo ...] [d]aje nam ključ od razliĉnostih nutarnjega karaktera raznih poezijah. Oĉito se ovdje vidi, da razlika ova neleži samo u neĉkih izvanjskih pogodbenih slikah, \*\* koje se, ako hoćemo, i proměniti mogu. \*\* – Poezia narodah je razliĉita, jer su narodi medju sobom razliĉiti. (168b).

Ist hier nur das konkretere *deutsch und französisch* durch allgemeineres „verschiedene“ (*raznih*) ersetzt und ein Teil der Sätze (wie oben durch Sternchen markiert) ausgelassen, kommt es danach wieder zum Auswechseln von Beispielen:

Es ist unmöglich, daß die Werke eines Corneille oder Racine, wären sie auch mit allem Zauber ihrer Sprache in die unsrige übertragen, jemahls den deutschen Geist fesseln können. Wir finden zwar darin schöne Sachen in schönen Versen gesagt, die aber nie jene Bewegung und Rührung in uns hervor bringen, welche wir von dem Trauerspiel erwarten; denn sie treffen das deutsche Gemüth nicht. (634a).

Nije moguće, da dĉla Šillerova i Goetheova, ako se i sa svimi dražestmi njihovoga jezika prevedu, ikada slavjanski duh tako, kao němaĉki, zauzimaju. Mi nalazimo

lěpih stvarih, i lěpo opisanih, nu nisu kadri nas onako ganuti, kao što želimo i očekivamo, jer nediraju serdce slavjansko.

Wie zuvor schon in der Rolle des Besiegten der Deutsche durch den Slaven ersetzt worden ist, werden hier dem Slaven in der „Danica“ bei der Rezeption der Werke Schillers und Goethes dieselben oder ganz ähnliche Probleme zugeschrieben, die Heerens Deutscher beim Verständnis von Corneille oder Racine haben soll.<sup>81</sup> Charakteristischerweise wird danach eine ganze Passage in der Übersetzung ausgelassen, weil sie die Rezeptionsprobleme in umgekehrter Richtung betrifft:

\*Es ist aber eben so unmöglich, daß die Werke unserer ersten Tragiker, sollten sie auch allen drey Einheiten auf das vollkommenste ein Genüge leisten, auf das französische Publikum eine gleiche Wirkung äußern, wie die der ihrigen. Hat man es doch nicht einmahl gewagt, die edelsten und erhabensten Schöpfungen des deutschen Dichtergeistes in der Jungfrau und den Piccolomini's ohne die wesentlichsten Veränderungen ihm darzubiethen; und was ist aus diesen Umarbeitungen geworden? Und beschränkt sich diese Verschiedenheit etwa bloß auf die dramatische Poesie? Ist es nicht dasselbe bei der epischen?\* (634a)

Wahrscheinlich hat der slavische Übersetzer keine Möglichkeit gesehen, diesen umgekehrten Rezeptionsfall mit dem Schicksal eines als klassisch geltenden slavischen Schauspiels im deutschen Sprachraum zu belegen, und ist deshalb sofort – sogar unter Verzicht auf die Wiedergabe des darauf hinführenden Fragesatzes – zum Epos und zur Lyrik übergegangen, von denen es bei Heeren heißt:

Konnte die Henriade auf deutschem, konnte der Messias und der Oberon auf französischem Boden gedeihen? Ist es nicht dasselbe bei der lyrischen? Sind wir hier nicht arm, wo unsere Nachbarn [*sic!*] reich sind, und wiederum reich, wo sie arm sind? Das Lied, die eigentlichste Volkspoesie, ist Beyden gemein; aber wie verschieden ist sein Charakter? (634a).

Bi li mogla Messiada na slavjanskom, ili Osmanida od Gundulića i Kristiada od Palmotića na němačkom zemljištu ikada naprědovati? A tako je isto i s liričkom poeziom; tu smo mi bogati, naši susědi dosta siromasi, naprotiv u drugih oni bogati a mi siromasi. – Pěsma, prava narodnja poezia, obćenita je svima, i opet koliko je različit karakter njezin! – – (168b).

Der Zagreber Bearbeiter setzt unmittelbar mit Vergleichsbeispielen für das Epos ein, verzichtet – bei seiner Zielsetzung verständlich – auf Voltaires „Henriade“ und entscheidet sich in der Wahl zwischen Klopstocks „Messias“ und Wielands „Oberon“ für den erstgenannten. Zudem stellt er seine Frage anders als der Originaltext nicht im Indikativ (*konnte*), sondern als Potentialis (*mogla bi* „könnte“) – nicht ganz zu Recht, denn zumindest der „Osman“

---

81 Vgl. zur Rezeption der Werke Goethes und Schillers im südslavischen Raum jetzt Drews 2004 passim.

Gundulićs ist ein Jahr zuvor im deutschen Sprachraum durchaus bekannt gemacht worden, auch wenn die Rezensenten eingeständenermaßen über die erforderlichen Sprachkenntnisse nicht verfügten, sondern nach der italienischen Übersetzung urteilten oder die Meinungen Dritter wiedergaben.<sup>82</sup> Nicht übersehen sollte man, daß der Übersetzer die *arm-reich*-Formel Heerens gerade im Zusammenhang mit der lyrischen Dichtung umkehrt: „hier sind wir reich, unsere Nachbarn ziemlich arm, dagegen sind sie in anderen Dingen reich und wir arm.“ Typisch ist wohl auch, daß im letzten Satz des Zitats, bei der Erwähnung der Volksdichtung, von *Beyden* (bezogen auf Frankreich und Deutschland!) zu „allen“ (*svima*) gewechselt wird, damit auf alle Fälle das slavische Volkslied einbezogen ist. Der letzte Teil von Heerens 23. Abschnitt fehlt in der kroatischen Version – wahrscheinlich, weil der Übersetzer ihn ausgelassen hat, vielleicht aber auch, weil er bei der Fortsetzung des Abdrucks in der folgenden „Danica“-Nummer vergessen worden ist:

\*Wenn sich in dem französischen [Lied, H.K.] die Lustigkeit, oft die Frivolität ausspricht, so ist es in dem Deutschen das Gemüth und die Empfindung. Die Nationen müßten erst ihre Gefühle austauschen, wenn sie ihre Lieder austauschen sollten. Sind französische Gedichte mehr diessets des Rheins gelesen worden, so folgt daraus noch nicht, daß sie der Nation mehr zusagten. Man las sie weniger aus Neigung, als zu andern Zwecken; man las sie, um die Sprache zu lernen; man las sie – um sagen zu können, daß man sie gelesen habe.\* (634a).

Wer Heerens Argumentation auf die Stellung des Deutschen bei den Slaven bzw. Kroaten anwenden wollte, hätte dazu allerdings auch hier, etwa mit dem letzten Satz, unschwer Gelegenheit gehabt.

**4.16.5.** Gegen Heerens Forderung nach mehr wechselseitiger Toleranz bei der Beurteilung anderer Literaturen hat im 24. Abschnitt natürlich auch der Zagreber Übersetzer nichts einzuwenden gehabt:

Sollte nicht auf diese Anerkennung der ursprünglichen Verschiedenheit der National-Poesie, in so fern sie aus der Verschiedenheit der National-Anlagen und Charaktere hervor geht, die Billigkeit der Völker in der wechselseitigen Schätzung ihrer Literatur gegründet werden müssen? Nicht darnach wird der Werth einer Literatur gemessen, wenigstens nicht unbedingt gemessen werden können, wie sie der andern Nation gefällt; sondern vielmehr darnach, wie sie für ihre eigene Natur [*sic!*] paßt. (634a-b).

Ne bi li se na ovo priznanje pervobitne raznosti narodnjega pėsnićtva, u koliko iz razlikosti narodnjih umovah i značajah proizhodi, pravićnost narodah u zaměnitom poštivanju literature svoje utemeljiti morala? Ne mēri se vrėdnost literature koje, ili barem ne izključivo, po onom, kako se ona drugomu narodu dopada; nego polag onoga, kako se svojemu vlastitomu puku priljubljuje. (170a).

---

82 Vgl. Drews 2004. S. 81.

Dabei hat er die im Wiederabdruck Hormayrs eingetretene Verwechslung von *Nation* (so im Hamburger Erstdruck) und *Natur* sinngemäß rückgängig gemacht und richtig mit *puk* übersetzt; eine kleine semantische Abweichung besteht allerdings darin, daß nach der Wiedergabe von *gefallen* mit *dopadati* das Verbum *passen* mit *priljubljivati se* übertragen ist, denn das literarische Werk sollte gewiß seinem eigenen Volk weniger „sich anpassen“ als ihm „entsprechen“. Stärkere Eingriffe folgen wiederum bei der Exemplifizierung dieses Grundsatzes:

Als Bürger's Lenore erschien, wußte man sie auch auswendig von der Elbe bis zur Donau. Darum war sie vortrefflich, und hätten alle Kritiker der Welt das Gegentheil demonstrirt. Es mag seyn, daß die französischen Tragiker nie bey uns einheimisch werden können; wir wollen darnach nicht den Werth bestimmen, den sie mit Recht für ihre eigene Nation haben. Aber dieselbe Gerechtigkeit müssen wir auch von der andern Seite fordern. Die Urtheile der Fremden, noch dazu so oft ohne diejenigen Vorkenntnisse gefällt, ohne welche hier gar nicht einmahl geurtheilt werden kann, \*ohne Kenntnis der Sprache,\* können und dürfen uns nicht irre machen. Um desto wichtiger ist es daher, daß eine richtige Schätzung unserer eigenen Literatur durch eine gerechte Kritik unter uns Wurzel fasse. (634b).

Kad su se nove naše, akoprem male pësmice, pojavile, znale su se odmah, i pëvale, i znadu se, i pëvaju se i dan danas u većoj strani domovine naše. I baš zato su dobre bile, ma da su svi kritici svëta nevaljalost njihovu dokazati htëli. Možebiti, da se nëmački tragici nikada kod nas udomiti nećeju; nu mi nemožemo niti smijemo polag toga njihovu vrëdnost cëniti, koju za vlastiti svoj narod imadu. Ali istu tu pravicu moramo i mi druge strane zahtëvati. Sudi tudjinacah, i to izrečeni često bez onih predbëžnih znanostih, bez kojih se ovdì ni nemože suditi, \*\* nemoгу, niti smiju nas buniti. Tim je znamenitie daklem, da se pošteno i iskreno cënjenje naše sobstvene literature putem pravedne kritike medju nami ukoreni. (170a).

Der Erwähnung des sensationellen Erfolgs von Bürgers „Lenore“ (1773) in Deutschland<sup>83</sup> setzt die „Danica“ nicht näher spezifizierte „kleine Liedchen“ (*male pësmice*) auf slavischer Seite entgegen („Als unsere neuen, wenn auch kleinen Liedchen erschienen, kannte und sang man sie sofort, und man kennt und singt sie auch heutzutage im größeren Teil unserer Heimat.“).<sup>84</sup> Ausgewechselt werden auch die „französischen“ Tragiker durch die „deutschen“ (*nëmački*), von ihnen wird nicht gesagt, daß sie heimisch nicht werden

83 Vgl. zur Rezeption der „Lenore“ bei den Slaven Drews 2004 passim; Drews 1990. S. 28 resümiert, daß der Lenoren-Stoff in Bürgers Fassung in der serbischen und kroatischen Literatur wenig verbreitet gewesen sei.

84 Leider wird nicht klar, an welches heimische Liedgut bei diesen „naše male pësmice“ gedacht ist. Aus Gajs Autobiographie („Vjekopisni moj nacrtak“) ist bekannt, daß er in Graz mit M. Baltić Vuks Sammlung serbischer Volkslieder gelesen hat und von ihr sehr beeindruckt war („dokućih i osjetih neprecjenost njihovu“), vgl. Gaj 1875. S. XXIV und Horvat 1975. S. 35–36; er hat danach selbst kroatische Volksdichtung zu sammeln begonnen (Despalatović 1975. S. 42).

„können“, sondern daß sie es künftig niemals „werden“ (*nećeju*), und daß man über sie nicht Urteile fällt, ist anders als bei Heeren keine Sache des Wollens, sondern eine des „Könnens und Dürfens“ (*nemožemo niti smijemo*). Erstaunen muß, daß in der Übersetzung die Forderung nach Kenntnis der Sprache der fremden Literatur unterblieben ist, aber auch, daß die „richtige“ Bewertung der eigenen Literatur durch eine gerechte Kritik mit der Doppelung von *pošten* „ehrlich, redlich“ und *iskren* „aufrichtig, offen, freimütig“ zum Ausdruck gebracht wird und das Richtige auf diese Weise weniger an das Zutreffen des Urteils als an die Redlichkeit des Urteilenden, also dessen Einstellung zu seinem Gegenstand gebunden zu sein scheint. Weitestgehend unverändert bleiben danach Heerens Bemerkungen über den mehr oder weniger großen Einfluß, den literarische Kritik auf die Erhaltung der Nationalität nehmen kann:

Es ist nicht der Ort hier zu zeigen, was eine solche Kritik überhaupt sey; aber das kann nicht laut genug gesagt werden, welchen großen Einfluß sie auf die Erhaltung des Nationalgeistes in der Literatur haben könne und habe. Bey Völkern, die schon seit geraumer Zeit so entschieden ihre Classiker besitzen, wie dieses bey einigen der gebildeten Nationen Europa's der Fall ist. ist dieser Einfluß zwar nicht unbedeutend, aber viel weniger erheblich, viel weniger gefährlich. Die anerkannten Heiligthümer wagt hier die Kritik so leicht nicht anzugreifen; weil sie im voraus weiß, die Angriffe würden vergeblich seyn, und wenn sie es thut, so geschieht es mit Behuthsamkeit wohl selbst unter der Maske des Lobes. Cervantes, Tasso, Racine, vermag keine Kritik mehr in den Augen ihrer Nationen herab zu setzen; selbst nicht eine gerechte Kritik. (634b).

Nije ovdi mēsto za dokazivanje, šta je upravo takova kritika; nu to se dosta precēniti nemože, koi silni upliv ona na sačuvanje duha narodnjega u literaturi imati može, i zaista i imade. Kod narodah, koji već od dugoga vrēmena priznatih svojih klasikah imadu, kao što se to kod nekujih od izobraženih narodah Europe vidi, upliv ovaj nije, istina, malen; nu opet od mnogo manje važnosti i pogibeli. Ovdi kritika neusudjuje se, da u priznate svetinje dira; u naprēd bo znade, da će sva nasertanja njezina zaludu biti, a ako se kad i usudi, tad to biva s najvećom opaznostju, i dapače i pod izlikom hvaljenja. Nikakva kritika nije kadra više poniziti u očuih naroda Cervantesa, Tassa, Racina; baš ni pravedna kritika. (170a).

Unterdrückt ist in der „Danica“ jedoch die bei Heeren unmittelbar folgende Bemerkung zu der besonderen Stellung, die die deutschen Klassiker vorläufig noch einnehmen:

\*Aber wie ganz anders ist der Fall bey der deutschen Nation, die zwar nicht weniger ihre Classiker hat, aber doch, da sie noch nicht die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden, – wie sollen wir sagen, so glücklich oder unglücklich ist, – sie noch nicht in dem eminenten Sinn zu haben als jene Völker?\*(634b).

Es bleibt das Geheimnis des Übersetzers, warum auch dieses Argument nicht slavisiert worden ist, nachdem zuvor die Epen Gundulićs und Palmotićs erwähnt worden sind. Implizit hat aber auch er den Vorzug zu schätzen gewußt,

den ein spätes Eintreten in die Klassizität für eine vergleichsweise junge Literatur wie die seine haben kann:

Denn wie hoch man auch bey diesen (*scil.* den gebildeten Völkern mit bewährten Klassikern, H.K.) die Vortheile davon zur Festigung des Geschmacks anschlagen mag, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß jene Vergötterung ihrer Classiker, die sie für unübertreffbar, ja sogar für unerreichbar erklärt, das stillschweigende Bekenntniß des Stillstandes, oder vielmehr des Sinkens ist. Der Glaube bey einer Nation, das Vortrefflichste sey schon erreicht, es sey so gut als umsonst, es zu übertreffen, es nur erreichen zu wollen, ist ein bleyernes Gewicht, dem Flügel des Genies angelegt. Es muß sich selber im voraus sagen, es habe nicht auf freye Anerkennung des Werths seiner Werke zu hoffen, Stände auch Racine unter einem andern Nahmen aus dem Grabe wieder auf, und dichtete eine Athalie, – umsonst! sie würde nicht den Ruf der alten Athalie erhalten! (634b).

Nu medjutim, akoprem narodi ovi moguća sŕedstva za utemeljenje izobraženosti svoje iz klasikah svojih primaju; znato je ipak i to, da ono obožavanje izverstnih svojih pisaocah, koje za nedostižive očituju, nije drugo, nego mučeće priznanje, da narod više ne napŕeđuje, dapače, da malo po malo propada. Misao u naroda, da je već najizverstnie postignuto, i da je zaludan posao i hotěti samo preuzići ono, ili dostignuti, olovna je teža, koja se umu o krilo oběsi. Mora već u napŕed sam sebi reći, da se odpertomu priznanju vŕednosti od svojih dělah nadati neima. Da se Racin pod drugim kojim imenom iz groba opet ustane, pa da izpěva opet Ataliu – zaludu! nikada ona slavu stare Atalie postigla nebi! (170a-b).

Verbesserungsbedürftig ist diese Übersetzung insofern, als vor *dostignuti* ein abstufendes *barem* „wenigstens“ für *nur* einzufügen wäre (mit *samo* „allein, nur“ nach *hotěti* ist schon das bloße „Wollen“ vergeblich genannt), als nach einleitendem *misao* das Wort *um* für *Genie* wohl nicht ausreicht und anstelle von *eine Athalia* im Kroatischen sicher besser *jednu Ataliu* (statt *opet Ataliu* „wieder die/eine Athalia“) zu lesen wäre.

**4.16.6.** Man könnte sich denken, daß das, was Heeren im 25. Abschnitt über die Fragwürdigkeit des Besitzes von Klassikern sagt, in Zagreb durchaus wohlgefällig aufgenommen worden ist, denn wenn sogar die deutsche Literatur erst dabei war, sich ihre berühmten Dichter als Klassiker anzueignen, wieviel mehr mußten sich dann die Kroaten mit ihrem Schrifttum optimistisch gestimmt erst auf dem Weg zum Gipfel der Klassizität fühlen:

Das oft so laut gepriesene Glück von Nationen, in jenem eminenten Sinn ihre Classiker zu haben, ist daher in Wahrheit ein sehr zweifelhaftes Glück. Ihr sey geworden, kann man zu ihnen sagen, was Ihr werden könnt; denn Ihr gesteht es selbst. Ihr lebt von dem Ruhme Eurer Väter. Wir glauben noch nicht, den Gipfel erstiegen zu haben, aber wir streben, ihn zu ersteigen. Wir suchen uns eigene Lorbeeren zu erringen; und Dem werde der Kranz, dem er gebührt. Aber freylich: Dem werde der Kranz, dem er gebührt – was schließt diese Forderung nicht in sich? Wie viel wichtiger erscheint da die Kritik, wo das Urtheil der Nation durch sie erst bestimmt werden soll? Wie viel mehr kann sie hier schaden, wenn sie ihrem hohen Zweck entgegen handelt? Wenn blindes

Vergöttern des Mittelmäßigen, wenn absichtliches Herunterreißen des Vortrefflichen, wenn kaum noch die Meister die Augen schlossen, ja noch bey ihren Lebzeiten, ihr Geschäft wird? Ist eine solche Kritik unter solchen Verhältnissen nicht wahrer Verrath an der Nation, wahrer Verrath des Edelsten, was sie besitzt? (634b-635a).

Toliko putih proslavljena srčca narodah, koji u uzvišenom smislu klasikah svojih imadu, nije daklem u istinu drugo, nego srčca dvojbenah. Vi ste postali, može im se reći, ono, što ste mogli, da postanete; sami bo to priznajete. Vi živite od slave vaših otacah. Mi još ne vërujemo, da smo se do verha popeli, ali se tersimo, da i do njega dodjemo. Mi sami sebi tražimo lovora; a onomu neka bude vënac, koi ga zasluđuje. Ali da: Onomu neka bude vënac, koi ga zasluđuje – šta zahtëvanje ovo nezaključuje u sebi? Od koliko veće važnosti ukazuje nam se ovdı kritika, gdje ona sud narodnji zaglaviti mora? Koliko ovdı škoditi može, ako proti visokoj svojoj sverhi posluje? Ako se slëpim obožavanjem slabih proizvodah, a zlobnim kudenjem izverstnih, odmah po smerti, ili još za života pisaoca, zabavljala bude? Ne izdaje l' takova kritika pod timi okolnostmi cio narod, ne izdaje l' najveće, najplemenitie blago naroda. (170b).

Dieser Abschnitt ist ein gutes Beispiel dafür, daß sich Heerens Text auch bei recht genauem Übersetzen zur Propagierung kroatischer Interessen einsetzen lassen konnte. Das *Wir* am Beginn zweier Sätze, mit dem Heeren die deutsche Sprachgemeinschaft gemeint hat, bezieht sich als ins Kroatische übersetztes *Mi* auf die Sprecher dieser Sprache und ist überdies durch die Wörtlichkeit der Wiedergabe besonders betont, da es, anders als das deutsche *wir*, nicht notwendig jede Verbform der 1. P. Pl. begleiten muß; dasselbe gilt von *Ihr* bzw. *Vi*, mit dem die Klassiker besitzenden Völker angedredet werden, in diesem Rahmen also wohl vor allem die Deutschen. Besonderen Nachdruck zeigt zudem auch hier die Konstruktion *nije ... drugo nego* „nichts anderes als“, mit der das Problematische am Erreichen der Klassizität in der Übersetzung zusätzlich unterstrichen wird, ebenso die Ergänzung von *cio* „ganz“ statt des einfachen *narod* oder die Doppelübersetzung von *Edelstes* durch *najveće*, *najplemenitie* „Größtes, Edelstes“.

4.17. Mit drei Abschnitten hat Heeren am Ende seines Artikels dargelegt, daß sich wissenschaftliche Werke – anders als literarische – nicht direkt mit der Beförderung der Nationalität in Verbindung bringen lassen. Im 26. Abschnitt veranschaulicht er, warum sie nicht einem einzelnen Volk, sondern zum „Gesammteigenthum der Menschheit“ gehören, und erklärt, daß es deshalb sinnvoll gewesen sei, als Sprache der Wissenschaft nationenübergreifend das Lateinische zu verwenden (635a). Im 27. weist er darauf hin, daß die literarisch-ästhetische Bildung nur im nationalen Rahmen bedeutsam sei, während sich aus der wissenschaftlichen Bildung einer Nation deren universalhistorische Wichtigkeit ergebe (635a). Schließlich gibt er im 28. zu bedenken, daß die Pflege der Wissenschaft, die den Rang einer Nation in der Reihe der

Völker für Gegenwart und Zukunft bestimme, auch ohne politische Selbständigkeit möglich sei (635a-b).

**4.18.** Der kroatische Übersetzer ist, an der Vollständigkeit der Wiedergabe erkennbar, diesen Überlegungen offenbar zustimmend gefolgt, obwohl das Kroatische in der von Heeren gemeinten „höheren wissenschaftlichen Bildung“ damals noch keine ernstzunehmende Rolle gespielt haben kann. Wiederholt zeigt er sich sogar hier bemüht, bestimmten Aussagen einen größeren Nachdruck zu verleihen.

**4.18.1.** Solche Hervorhebungen belegt bereits der Beginn des 26. Abschnitts bei der Unterscheidung von literarischer vs. wissenschaftlicher Bildung eines Volks:

Poesie, Literatur, wesentlich an die Sprache eines Volks geknüpft, sind darum sein Eigenthum. Aber ganz anders ist es mit der höhern wissenschaftlichen Bildung. Diese, an keine bestimmte Sprache gebunden, wenn sie sich gleich irgend einer zu ihrem Vehikel bedienen muß, ist Gesamteigenthum der Menschheit, in sofern sie einen Werth darauf legt. Was Shakespear's Dichtergeist schuf, gehört zunächst den Britten, was Newton's Tiefsinn erfand, gehört allen unterrichteten Völkern. (635a).

Poezia daklem i literatura, uzko skopčana s jezikom narodnim, jedina su i prava dobra narodnja. Nu drugčie stvar stoji s višjom, znanostnom izobrazenošću. Ova se za nijedan izvestni jezik neveže, akoprem se jezikom kao sredstvom služi; ova je obćenito dobro čeloga čovječanstva, to jest, ako ju čēniti i poštivati znade. Što je Shakespearov veliki duh stvorio, to je upravo vlastitost Englezah; što je Newtonov duboki um iznašó, tim se svi izobraženi puci dičiti mogu. (170b).

Interessant ist zunächst die etwas abweichende Wiedergabe von *Eigenthum* und *gehören* (also Ausdrücken, die wie *vlasništvo* oder *prípdati* ein Besitz- oder Zugehörigkeitsverhältnis neutral bezeichnen) mit dem Wort *dobro* „Gut“, das ähnlich wie *blago* am Ende des vorigen Abschnitts zugleich eine positive Konnotation aufweisen kann, bzw. mit *mogu se dičiti* „können sich rühmen“, das zweifellos eine innere Beteiligung signalisiert, die dt. *gehören* fehlt. Das Adverb *daklem* „also“ entspricht zwar seiner Bedeutung nach *darum*, kann sich aber in der neuen Position an der Spitze des Satzes nicht mehr ohne weiteres auf die Aussage der ihm jetzt folgenden Partizipialkonstruktion beziehen und verwischt dadurch die Klarheit des Arguments. Das in der Vorlage nicht vorhandene Attribut *jedina i prava* läßt sich vielleicht mit seinem zweiten Glied als Kompensation des nur mit *uzko* übersetzten *wesentlich* betrachten, doch hat Heeren nicht gesagt, daß diese Güter auch „einzig, alleinig“ (*jedina*) sein sollen. Während *Wert legen auf etw.* im Deutschen eher an eine Willensentscheidung der betreffenden Völker denken läßt (vgl. die Wiedergabe mit bloßem *čēniti* im übernächsten Abschnitt), schränkt die kroatische Übersetzung

die weltweite Rezeption der wissenschaftlichen Leistungen wegen der unterschiedlichen Kompetenz der Rezipienten ein, vgl. *ako ju činiti i poštivati znade* „wenn sie sie zu bewerten und zu würdigen versteht“, und natürlich ist *to jest, ako* „d. h. wenn“ nur bedingt ein Äquivalent für *in sofern*, weil es nicht die Möglichkeit von Graden der Wertschätzung zuläßt (im folgenden Abschnitt wird die deutsche Konjunktion mit *na koliko* übersetzt). Auch im zweiten Teil des Abschnitts, der sich mit der Rolle des Lateinischen als allgemeiner Sprache der Wissenschaft beschäftigt, erhalten manche Sätze Heeren eine bei diesem nicht zu erkennende, neue Nuance:

Nicht ohne Ursache hatte daher Europa für diese wissenschaftliche Cultur eine allgemeine Sprache angenommen, und bey allen Vortheilen, welche die Veredlung der Muttersprachen haben mag, ist die Vernachlässigung der gelehrten Sprache dennoch ein nicht zu berechnender Verlust. Durch ihre Allgemeinheit hörte das Nationelle da auf, wo es aufhören soll, und das wahre Gesammt-eigenthum der gebildeten Nationen sonderte sich davon ab, und ward allgemein. Der Ersatz dafür ist jetzt in der größ[er]en<sup>85</sup> Verbreitung lebender Sprachen zu suchen. Mittel zum Austausch ihrer Kenntnisse werden die Völker unsers Welttheils freylich immer finden; allein dieser Austausch wird weniger schnell, wird weniger allgemein seyn. (635a).

Nije daklem Europa bez razloga dđlovala, kad je za znanostnu izobraženost jedan občinski jezik primila; i zaista, polag svih koristih, koje oplemenjenje materinskih jezika imade, ostaje zanemarenje učenoga jezika svagda šteta nenaknadiva. Radi občinitosti njegove prestajalo je ono, što je narodno, baš ovdı, gdje je trebalo, da prestaje, i pravo ukupno dobro izobraženih narodah razlučivalo se je od onoga, i tako postajalo dobrim občinskim. Naknadu za ovo nalazimo sada u velikom razširenju živućih jezika. Načinah, za izmjenjivati znanosti svoje, naći će, istina, narodi svagda, ali izmjenjivanje to neće tako hitro biti, niti će tako obćenito biti. (170b).

Während Heeren lediglich einräumen wollte, daß die Förderung der Nationalsprachen Vorteile „haben mag“, gibt sich der Übersetzer überzeugt davon, daß sie sie „hat“ (*imade*), und spricht von der Vernachlässigung des Lateinischen auch nicht zurückhaltend als „ein[em] nicht zu berechnende[n] Verlust“, sondern mit dem Zusatz „wirklich“ (*zaista*) davon, daß sie „immer ein unersetzlicher Verlust bleibt“ (*ostaje ... svagda šteta nenaknadiva*). Die so behauptete Unersetzlichkeit des Lateinischen hat ihn allerdings nicht gehindert, seinen Lesern ausdrücklich als Ersatz (*naknadu*) für dieses die „große“ (*velikom*) Verbreitung lebender Sprachen anzubieten! Wo Heeren seinen Lesern diesen Ersatz noch „zu suchen“ aufgegeben hatte, konnte man ihn in Zagreb bereits „finden“ (*nalazimo*). Immerhin hat der Eifer für die Nationalsprachen den Blick des Übersetzers nicht so weit getrübt, daß er die durch deren Vordringen

---

85 Fehlerhaftes „größten“ hier korrigiert nach dem Hamburger Druck.

vermehrten Schwierigkeiten bei der internationalen Kommunikation bestritten hätte.

**4.18.2.** In der Übersetzung kaum verändert ist der 27. Abschnitt, in dem Heeren die von einem Volk geleistete wissenschaftliche Arbeit *sub specie aeternitatis* zu sehen nahelegt:

Ein ganz anderer Gesichtspunkt zeigt sich also, wenn wir den Werth der Nationen in Rücksicht ihrer wissenschaftlichen, und wenn wir ihn in Rücksicht ihrer ästhetischen Bildung schätzen. Aus der ersten geht unmittelbar ihre universalhistorische Wichtigkeit hervor; aus der letztern, in sofern sie sich in den Werken ihrer Sprache ausdrückt, (denn von denen der bildenden Künste reden wir hier nicht,) zunächst ihre nationale. Welteobernden Barbaren bleibt der Fluch der Geschichte; den durch Wissenschaft gebildeten Völkern die Achtung und der Segen auch der spätesten Nachwelt. (635a).

Drugi nam se daklem obzir pokazuje kada vrédnost narodah gledè njihove znanostne, i kada ju gledè njihove estetičke izobraženosti smatramo, i čènimò. Iz pèrve proizlazi neposrédno važnost njihova obće-historička; iz druge, na koliko se u dèlih na materinskom jeziku izražuje, (jer od dèlah tvorećih umètnostih ovdì negovorimò) proizhodi važnost njihova narodna. Barbare, koji su svèt osvojivali i globili, proklinje dogodovština; a narode, koje su u znanostih izobraženi bili, štovat će i blagos[il]ivljat će i najkasnii potomci. (170b-171a).

Daß der Übersetzer hier *ganz anderer* nur mit *drugi* „anderer“ wiedergegeben hat, ist wahrscheinlich kein Versehen, denn bei der inhaltlich identischen Aussage am Anfang des 26. Abschnitts findet sich für *ganz anders* gleichfalls nur *drugìe* „anders“; offenbar war er der Meinung, daß der Unterschied zwischen literarischen und wissenschaftlichen Werken in dem hier behandelten Zusammenhang nicht ganz so groß ist, wie Heeren das darstellt. Eine weitere Abweichung, die sich wiederholt, betrifft die Vernachlässigung von *zunächst*, für das an dieser Stelle im kroatischen Text eine Entsprechung fehlt, während zu Beginn des 26. Abschnitts der Satz, daß Shakespeare „zunächst den Briten“ gehöre, *zunächst* unzutreffend mit dem Adverb *upravo* „eigentlich, in Wirklichkeit, tatsächlich“ übertragen ist, nicht aber mit einem Wort, das die in beiden Fällen die mit *zunächst* sicher gemeinte Bedeutung „vor allem, in erster Linie“ zum Ausdruck bringen könnte (wie z. B. im Text *prie svega* oder heute *u prvom redu*) und dadurch zuläßt, daß Shakespeare und überhaupt Werke der ästhetischen Bildung einer Nation „nachrangig“ auch von anderen Völkern geschätzt werden dürfen.

**4.18.3.** Weitgehend vollständig wird in der kroatischen Version des 28. Abschnitts auch das vermittelt, was Heeren seinen Landsleuten über den Ruhm nahezubringen versucht hat, der einem besiegten Volk ungeachtet des Verlusts der politischen Selbständigkeit aus seiner wissenschaftlicher Arbeit erwachsen könne:

Wissenschaftliche Ausbildung ist also zwar \*für ein Volk\* nicht unmittelbare Stütze der Nationalität; allein indem sie seinen Antheil an dem edelsten Gemeingut der Menschheit bestimmt, bestimmt sie zugleich seinen Rang in der Reihe der Völker für Gegenwart und Zukunft. . Bedarf es eines weitem Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk, seiner politischen Selbständigkeit beraubt, auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? \*Es bleibt durch sie das Salz der Erde;\* es hat in ihr die Garantie seines ewigen Ruhms; also seiner Achtung; und daher seiner Fortdauer. Es vermochte durch sie oft mehr, als irgendeine Berechnung hoffen ließ; es hat durch sie unblutige Siege erfochten, glorreicher und dauernder als die auf dem Schlachtfelde. (635a).

Istina je daklem da znanostno izobraženje nije \*\* neposredni podpor narodnosti; nu budući da opredeljuje, koliki svakomu puku dio od občinskoga ovoga dobra pripada, zato opredeljuje takodjer i mjesto puku u redu narodah za sada i za vremena buduća. Treba li još jačjega dokaza, kako i koliko prosvjetljen koi narod, nezavisnosti svoje političke lišen, znanostno svoje izobraženje mora da čeni? \*\* U izobraženju svom naći će zalag vekovite svoje slave; naći će vrjednost svoju i svoje trajanje. Često su obladani puci tim putem više učinili, nego se je ikada predviditi moglo; često su dobitih bez prolivanja kervi oderžali; dobitih, koje su slavnie, postojanie bile, nego one na bojištu. (171a).

Die zwei Attribute zu *Gemeingut* (d. h. *edelsten* und *der Menschheit*), vor allem aber die beiden mit Sternchen markierten Passagen sind unübersetzt geblieben; an der zweiten Stelle hat vielleicht die allzu offenkundige Anspielung auf das Christus-Wort (Mt. 5,13) in weltlichem Kontext Anstoß erregt und zur Tilgung geführt. Warum das präsentische *hat* in *hat die Garantie* nicht einfach mit *ima* übertragen werden konnte, sondern in dem sogar wiederholten *naći će* „wird finden“ in die Zukunft verschoben worden ist, bleibt eine offene Frage, denn eine erst noch zu erwartende Garantie für das weitere Leben des Volkes paßt nicht zu Heerens sehr gegenwartsbezogener Argumentation und zu den zeitgenössischen Verhältnissen in Kroatien wohl auch nur dann, wenn dem Übersetzer künftige wissenschaftliche Leistungen des kroatischen Volks als Garant seines Fortdauerns vorschwebten. Weitgehend unverändert wird das arabische Exemplum Heerens auf kroatisch vorgeführt:

Gewiß, es gehört zu den erhebenden Anblicken, zu sehen, welche Triumphe so oft die Wissenschaften über Sieger, selbst sogar über rohe Sieger, davon getragen haben! Ist es doch (um nicht von Europa zu sprechen,) das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens, rohe Eroberer zu erblicken, die über gebildete Völker herfallen, welche sie nicht bloß zu unterjochen, sondern vernichten zu wollen scheinen. Aber nicht lange haben sie über sie geherrscht, so erhält das Edlere der Menschheit das Übergewicht; es öffnet sich ihnen eine neue Welt; \*sie fassen Sinn dafür;\* sie achten die Besiegten; sie werden ihre Schüler. Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beyspiel zu erinnern, an das der Araber. Hervorgebrochen aus ihren Wüsten, begeistert durch den Fanatismus einer Religion, die, in dem Coran alle Weisheit finde[nd]<sup>86</sup>, jede andere Wissenschaft verachtete, huldigten sie

86 Fehlerhaftes „findet“ hier korrigiert nach dem Hamburger Druck.

dennoch bald den Kenntnissen der Besiegten, und verschmähten es nicht, ihre Schüler zu werden. So haben sie selber ihr Andenken in der Geschichte geehrt, und noch nennt die Nachwelt mit Ehrfurcht die Nahmen so vieler mächtiger Herrscher, die in den Künsten des Friedens weit mehr als in denen des Kriegs ihren Ruhm suchten und fanden. (635a-b).

Doista, lěpi su i uzbudivi pogledi, kad vidimo, kakovih su velikih triumfah znanosti nad dobitnici, i nad istimi divjimi dobitnici, oderžale! Često su se takova pozorišta (da Europu nespominjemo) u dogodovštini od Azije pojavila, gdje su surovi dobitnici na izobražene narode nasertali, i nastojali, ne samo da ih podjarne, nego da ih sa svime unište i upropaste. Ali nisu dugo nad njimi vladali; svagda su plemenitie čuti predobile; dobitnikom otvori se novi svēt, \*\* počnu obično obladane čeniti, i postanu učenici njihovi. Dosta će biti, ako izmedj mnogih jedan samo priměr napomenemo, priměr od Arapah. Proderli su bili iz svojih pustarah, i zanešeni od fanatizma prama věrozakonu, koji je u jedinom koranu sve istine saderžane smatrao, i zato sve ostale znanosti prezirao, oblubiše ipak na skorom nauke obladanih, i nesramiše se biti učenici njihovi. Tako su oni sami uspomenu svoju u dogodovštini poštili, i još i sada s uzhitjenjem sęća se potomstvo imenah silnih vladaocah, koji su više u umętnostih mira nego li u ratu slavu svoju tražili i našli. (171a).

Auf der einen Seite findet man im kroatischen Text den Kontrast noch einmal gesteigert, wenn die „erhebenden“ Anblicke zu „schönen und erhebenden“ (*lěpi i uzbudivi*) gemacht worden sind und *vernichten* mit der Doppelung von „vernichten und zugrunderichten“ (*unište i upropaste*) ausgedrückt ist; andererseits fehlt der in Sternchen gestellte Satz, und am Ende sind das Adverb *weit* in *weit mehr* und die Mengenangabe *so viele* unberücksichtigt geblieben. Vor allem aber fragt man sich, woher der Übersetzer den Optimismus hat, der ihn ohne die Vorgabe Heerens sagen läßt, daß die edleren Gefühle „immer“ (*svagda*) das Übergewicht erhalten „haben“ (*predobile su*) und die Sieger die Besiegten „gewöhnlich“ (*obično*) binnen kurzem zu achten beginnen! Auch die Wiedergabe von *Ehrfurcht* durch *uzhitjenje* „Begeisterung“ ist gewiß nicht im Sinne des Verfassers gewesen.<sup>87</sup>

4.19. Auch der 29. Abschnitt, mit dem Heerens Aufsatz schließt, ist unter der Feder des Übersetzers inhaltlich nicht völlig derselbe geblieben:

Welche Gründe des Muths für die Besiegten, aber auch welche Verpflichtungen für sie, gehen aus diesen Betrachtungen hervor? Es ist klar, ihr Schicksal ruht meist in ihrer Hand. Nur das kann ihnen genommen werden, was seiner Natur nach vergänglich ist. Aber nicht in diesen [*sic!*]<sup>88</sup> liegt die Nationalität. Nicht äußere Formen, – \*auch ohne äußere Gewalt\* den Veränderungen der Zeit unterworfen, – bilden diese; sie liegt tiefer; in dem innersten Wesen unserer geistigen Anlagen und ihrer Entwicklung. Zu diesem unsichtbaren Tempel bahnt kein Schwert den

87 An früheren Stellen im 10. bzw. 15. Abschnitt steht das Wort für *Enthusiasmus* (163a bzw. 166b).

88 So auch im Hamburger Original, im Göttinger Nachdruck von 1821 „diesem“.

Weg; er wird heilig gehalten, so lange Ihr ihn selbst heilig haltet; Ihr tragt selber die Schuld, wenn er entweiht wird. (635b).

Koliko daklem razlogah imadu obladani, da se boljemu nadaju, i da u sdvojenje nepadaju? ali i kolika dužnost proizlazi za njih iz ovih promišljanjajah? Očevidno je, da udesom svojim ponajviše sami oni upravljati mogu. Ono im se samo oteti može, što je nestalno, što polag naravi minuti može. Nu u ovom ni neleži narodnost. Nečine nju izvanjske sile proměnam vremena izveržene, – ona mnogo dublje leži; u unutarnjem bitju naših duhovnih silah i njihovom razvijanju. Mačem se nekèrçi put k nevidovj toj svetinji: ona će neoskvèrnjena ostati, doklegod ju vi sami cënili budete[;] vi ćete sami krivi biti, ako se ikada potlaçi!

Der Übersetzer hat anstelle des von Heeren erwähnten „Muths“ hinzugefügt, daß die Besiegten Grund haben, „auf Besseres zu hoffen und nicht in Verzweiflung zu verfallen“ (*da se boljemu nadaju, i da u sdvojenje nepadaju*), merkwürdigerweise aber *Verpflichtungen* nur mit dem Singular (*kolika*) *dužnost* übertragen. Mit einer Doppelwiedergabe hat er zu verdeutlichen gesucht, was mit dem seiner Natur nach Vergänglichen gemeint sein könnte, nämlich „was unbeständig ist, was seiner Natur nach vergehen kann“ (*što je nestalno, što polag naravi minuti može*). Die merkwürdige Gleichsetzung von *sile* („Kräfte“) mit *Formen* ist vielleicht auf einen Fehler des Setzers zurückzuführen (richtig *slike?*), zugleich aber auch *auch ohne äußere Gewalt* vernachlässigt worden, während *mnogo dublje* „viel tiefer“ noch einmal von der Tendenz zeugt, die Aussage durch steigernde Zusätze in der Übersetzung eindrucksvoller zu machen. Dadurch daß *Tempel* als *svetinja* „Heiligtum“ erscheint, hat der Bearbeiter wahrscheinlich gezögert, das zweimalige *heilig* noch wörtlich durch *svet* wiederzugeben, und deshalb sofort zu *neoskvèrnjen* „unentweiht, unbefleckt“ gegriffen, was dann dazu geführt haben könnte, daß am Ende *entweihen* nicht als *oskvèriti*, sondern als *potlačiti* „niedertreten, zerstören“ erscheint.

## 5. Weitere Rezeptionsspuren im kroatischen Schrifttum der Zeit

Die vergleichende Lektüre des „Danica“-Texts „O načinu, kojim se narodnost i kod obladanih narodah sačuvati može“ von 1839 und des bei seiner Abfassung offensichtlich verwendeten Heeren-Artikels „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besieger Völker“ im Nachdruck des Hormaryschen „Archivs“ von 1810 erbringt in vielen Abschnitten anschauliche Belege dafür, daß dem Zagreber Anonymus trotz weitgehender Vollständigkeit seiner Übertragung nicht an einer originalgetreuen Wiedergabe der deutschen Vorlage gelegen gewesen sein kann, sondern seine Übersetzungsarbeit inhaltlich von einem unverkennbar kroatisch-illyristischen Interesse gelenkt worden ist. Am auffälligsten ist die Vereinnahmung von Heerens Argumentation für die Ziele des Illyrismus dort, wo bestimmte im Original nicht ohne

bestimmte Absicht exempli gratia genannte Bezeichnungen von Völkern und Sprachen einfach ausgewechselt worden sind und den Slaven bzw. Kroaten 1839 dieselbe Rolle von Besiegten zugeschrieben wird, in der Heeren beim Vormarsch der napoleonischen Heere 1810 die Deutschen gesehen hat, aber sie zeigt sich auch bei der Ersetzung von Autorennamen oder Werktiteln bei dem in Zagreb unternommenen Versuch, die wechselseitige Rezeption der deutschen und der slavischen (kroatischen) Literatur in Anlehnung an das darzustellen, was Heeren über die Asymmetrie der französisch-deutschen und deutsch-französischen Literaturbeziehungen ausgeführt und mit der Forderung nach mehr gegenseitigem Respekt vor der nationalen Eigenart eines jeden Volkes beendet hat. Ganz aktuellen (kultur)politischen Bestrebungen der Illyristen scheint die „Danica“-Version bei der Tilgung von Heerens Rußland-Kritik im 10. Abschnitt nachzugeben, und mehrfach gewinnt man auch den Eindruck, daß gewisse Passagen des Heeren-Texts in der Übersetzung möglicherweise deshalb fehlen, weil sie sich für eine der Förderung des Slavischen bzw. Kroatischen dienende Argumentationslinie nicht ohne weiteres übernehmen oder wenigstens adaptieren ließen. Neben diesen größeren Eingriffen gibt es viele kleinere Veränderungen, die Heerens Aussagen in nicht immer gut zu erkennender Bezugnahme auf die kroatischen Verhältnisse teils verstärken, teils abschwächen – und manchmal auch nur davon zeugen, daß der Bearbeiter seine Vorlage nicht richtig verstanden hat. Alles in allem freilich läßt sich nicht daran zweifeln, daß hier aus einem in Deutschland zur „Franzosenzeit“ mit antifranzösischer Tendenz geschriebenen patriotischen Artikel durch planvoll modifizierendes Übersetzen ein Text gemacht worden ist, der slavische und insbesondere kroatische Leser davon überzeugen sollte, daß es ebenso wichtig wie möglich sei, durch Festhalten an der eigenen Sprache und Literatur die nationale Eigenart gegen die übermächtig erscheinende Stellung des Deutschen zu bewahren. Mit seinen ursprünglich nur dem Erhalt der Muttersprache unter den Deutschen dienenden Ausführungen hat Heeren – wohl ohne es zu wissen – mutatis mutandis zweifellos zur Hebung des Sprach- und Nationalbewußtseins auch bei den Kroaten beitragen können. Ein offenes Problem ist vorläufig noch, ob und inwieweit der in Zagreb transformierte Heeren-Aufsatz nun seinerseits erkennbare Wirkungen unter kroatischen Lesern gezeitigt hat oder ob solche weiteren Wirkungen vielleicht auch noch parallel dazu von dem bei Hormayr gedruckten Text ausgegangen sind. Möglicherweise ist die bekannte illyristische Programmschrift „Mali katekizam za velike ljude“ des Dragutin Rakovac aus dem Jahre 1842 von Heeren beeinflußt, denn in ihr gibt es eine Stelle, die verblüffend an die von diesem propagierte Stützung der Nationalität durch die Sprache und insbesondere durch eine diese Sprache tragende, von großen Schriftstellern geschaffene und von der Sprachgemeinschaft in Ehren gehaltene Literatur denken läßt. Als langjähriger Mitarbeiter Gajs bei den „Ilirske narodne no-

vine“ wird Rakovac die Heeren-Übersetzung von 1839 gekannt haben, und gewiß hätte ihm auch die Lektüre des Originals keine Schwierigkeiten bereitet. Sein „Mali katekizam“ ist 1842 bekanntlich zunächst in den Nummern 72 und 73 der „Ilirske narodne novine“ gedruckt worden, hat dabei aber nur unvollständig erscheinen können:

Das Manuskript hatte Matija Smodek, Professor an der juristischen Fakultät, durchgesehen und einiges davon gestrichen. Die vorerst fehlenden Stellen wurden aber teilweise in einem *Zusatz zum kleinen Katechismus* bereits in der Nummer 76 der *Ilirske narodne novine* wieder aufgeführt. Noch im selben Jahr erschien der *Kleine Katechismus* als Broschüre in der Druckerei Gajs, und darin waren alle von Smodek aus politischer Vorsicht gestrichenen Teile wieder enthalten. Parallel dazu wurde auch eine deutsche Übersetzung des Textes aus der Hand des illyrischen Politikers Robert Zlatarović [...], eine[s] Freund[es] Ljudevit Gajs, herausgegeben. [...] Die erste Auflage der Schrift betrug [...] 1000 Exemplare, die rasch ausverkauft waren. Dies galt als grosser Verkaufserfolg; nur wenige Bücher aus illyrischen Kreisen fanden ähnlich guten Absatz. Eine zweite Auflage, die 1843 ins Auge gefasst wurde, fiel der Zensur zum Opfer.<sup>89</sup>

Unter den in den „Novine“ zunächst beiseitegelassenen Passagen war auch der abschließende Katalog der (kultur)politischen Ziele, die sich die kroatische Nationalbewegung angesichts des wachsenden ungarischen Drucks gesetzt hatte:<sup>90</sup>

*Šta mi hoćemo?*

Mi hoćemo:

1. Da imamo narodni naš jezik, kog nam je ista narav dala. Znamo mi da sa smèrtju narodnog jezika i narod isti umire.
2. Da imamo narodnu našu literaturu; jerbo bez narodne literature i isti jezik propasti mora.
3. Da narod naš prosvètimo, što je jedino u narodnom jeziku moguće. Tudji jezici kadri su samo pismene ljude prosvètiti, ali nikada čitav narod.
4. Da neoskvèrnuta sačuvamo naša municipalna prava; ona bo su temelj našeg političkoga bitja.
5. Da i odsad kao i dosad budemo bratja Magjarah pod konštituciom ugarskom.<sup>91</sup>

89 Maissen 1998. S. 259–268, hier S. 265.

90 Ravlić 1965. S. 78. Vgl. zum politikbezogenen Wortschatz dieser Schrift jetzt Katičić 2007. S. 31–51.

91 Hier zitiert nach Šicel 1997. S. 136–137. In der von Maissen 1998. S. 259–283 mit orthographischer Modernisierung wiederabgedruckten zeitgenössischen Übersetzung von Robert Zlatarović lauten diese Forderungen:

*Was wollen wir?*

Wir wollen erstens: Uns die Nationalsprache, dieses unveräusserliche Geschenk der Gottheit, unversehrt bewahren. Wir wissen, daß der Untergang derselben der Nation selbst den Todesstoss geben würde. [30]

Zweitens: Wir wollen eine Nationalliteratur haben, weil ohne diese unsere Sprache verwahrlosen und dem Untergang entgegenneilen würde.

In diesem Programm könnte man den ersten Punkt mit Heerens 17. Abschnitt und den zweiten mit dem 21. in Verbindung bringen, da sie in der Sache übereinstimmen; und am knappsten kommt alles im 23. Abschnitt mit dem Satz zusammen:

Auf diesem Wege (d. h. durch große Schriftsteller, H.K.) also wird National-Literatur das unfehlbare Mittel zur Erhaltung der Nationalität, weil sie das Mittel zur Erhaltung der Sprache ist. (633b).

Tim dakle putem postaje narodnja literatura nevaravo sredstvo za uzderzanje narodnosti, jerbot je zajedno i sredstvo za uzderzanje jezika. (168a).

Dagegen ist der dritte Punkt bei Rakovac, der die Volksbildung in kroatischer Sprache betrifft, nur bedingt mit dem 28. Abschnitt bei Heeren zu vergleichen. Inwieweit Rakovac mit seinen ersten beiden Punkten tatsächlich von den Darlegungen des Göttinger Historikers abhängt, müßte noch weiter geprüft werden; jedenfalls reicht es als Quellenangabe nicht aus, wenn Miroslav Šicel pauschal angibt, daß Rakovac in seinem „Mali katekizam“ nur die Grundgedanken der „Disertacija“ von Janko Drašković fortsetze.<sup>92</sup> Bei ihren Überlegungen zur literarischen Zensur in der Zeit des Illyrismus hat Gun-Britt Kohler auch beiläufig das Zensurschicksal des „Mali katekizam“ („eine der meistzitierten programmatischen Schriften des Illyrismus“) erwähnt und dabei gerade die hier interessierenden ersten beiden Punkte des Forderungskatalogs zitiert, weil Rakovac ihrer Meinung nach mit ihnen „literarische Betätigung überhaupt im Lichte des Erhalts bzw. der Schaffung der Nationalsprache und über diese der ‚Nation‘“ gerechtfertigt habe:

---

Drittens: Unser Volk ausbilden, wozu allein die Nationalsprache geeignet ist. Denn in einer fremden Sprache könnten sich wohl einzelne unterrichtete Menschen, nie aber eine ganze Nation lebendig ausbilden.

Viertens: Unsere Munizipalrechte aufrecht halten, denn sie sind die Grundfeste unserer politischen Existenz.

Fünftens: Unter der ungarischen Konstitution auch ferner in freundschaftlicher Verbindung mit den Magyaren stehen.

Man beachte, daß der deutsche Text vom kroatischen wiederholt abweicht.

92 Vgl. Šicel 1997. S. 15. Für die ersten drei Punkte sind in der gegen die Einführung des Ungarischen in Kroatien gerichteten „Disertacija“ keine unmittelbaren Entsprechungen zu finden; für den Gebrauch des Kroatischen plädiert Drašković vor allem mit den Sätzen:

*Zeigen wir deshalb, dass auch wir eine nationale Sprache haben, die jeder Kultur fähig und würdig ist. Benutzen wir unsere Sprache für unsere öffentlichen Angelegenheiten, und bemühen wir uns, sie jedem allgemeinen und wissenschaftlichen Bedürfnis anzupassen [...].* (zitiert nach Maissen 1998. S. 197, Kursiv im Original).

Auch in Draškovićs „Wort an Illyriens hochherzige Töchter“, auf das Maissen 1998. S. 283 Anm. 62 als eine Quelle verweist, begegnet die obligatorische Verknüpfung von Nationalsprache und -literatur nicht so, wie Heeren und Rakovac sie propagieren, um die Nation vor dem Untergang zu bewahren.

Hier erweist sich nicht allein die vollständige und entschiedene programmatische Instrumentalisierung der Literatur im Hinblick auf Sprache, Aufklärung und Sicherung der Nationalidee. Vielmehr muss eine solche manifest politische Stellungnahme in einer öffentlichen Zeitung im Kontext der oben skizzierten problematischen Machtverhältnisse als hochgradig brisant erscheinen. Die ‚Notwendigkeit‘ ordnender Kontrolle ‚von oben‘ ist damit aus Sicht der Regierung(en) zweifellos gegeben.<sup>93</sup>

Freilich ist gegen Kohler einzuwenden, daß weder Heeren noch Rakovac einer vollständigen Instrumentalisierung der Literatur das Wort geredet haben, sondern nur die Wichtigkeit einer eigenen Literatur betonen, mit der sich das Sprachvolk identifiziert. Ob die bei Rakovac zutagetretende Argumentation in Kroatien auch noch andere Anreger als Heerens Aufsatz gehabt haben kann, bleibt nicht zuletzt deshalb eine weiterhin zu bedenkende Frage, weil praktisch zur gleichen Zeit, nämlich 1842 in Nr. 77 und 78 der Zagreber „Luna“, Ivan Kukuljević-Sakcinski einen Artikel über „Die Nationalität in Kroatien und Slavonien“ veröffentlicht hat, in dem er erklärte, „dass jede Nation[...], die eine eigene Literatur und Kultur habe, von den anderen Nationen unabhängig werde – wenn nicht politisch, dann zumindest geistig.“<sup>94</sup> In weiterem Zusammenhang lautet diese Stelle:

Unser Jahrhundert nennt man allgemein das Jahrhundert der Nationalitäten, und mit allem Rechte, denn wir sehen bei allen Völkern das eher nie bemerkte Streben nach denselben, und erblicken bald weise und vorsichtige, bald etwas überspannte und minder vorsichtige Mittel zur Verbreitung derselben.

Bei den slavischen, und besonders bei den österreichisch-slavischen Völkern, ist das Hauptmittel die Literatur.

Jedes Volk, welches eine Literatur begründet, macht sich, wenn auch nicht politisch, wenigstens geistig unabhängig von andern Nationen, und bleibt, wenn es auch stirbt, dennoch unsterblich. Griechenland und Rom wären schon lange vergessen, von Polen wäre keine Spur mehr vorhanden, hätten sie nicht eine Literatur gehabt. Italien und Deutschland, obwohl in viele Theile zersplittert, sind dennoch groß durch ihre Literatur. Dasselbe müssen auch alle Slaven werden, wenn sie sich kräftig der vaterländischen Literatur annehmen, ohne daß sie deswegen in Eins verschmelzen und sich politisch verbinden.

Wie bei den andern Slaven, so wurde auch in Kroatien und Slavonien die Nationalität durch die Literatur aufgeregt. Daß man denselben nicht den kroatischen oder slavonischen, sondern den weit ausgebreiteten ilirischen Namen beilegte, liegt in der Natur der Sache; so wurde auch die Nationalität nicht eine kroatische oder slavonische, sondern ilirische genannt, denn Kroatien und Slavonien, ohne diese Nationalität, hätten vielleicht schon aufgehört, das zu sein, was sie sind; die sechs Komitate, oder wie man uns zu nennen beliebte, die *Regna Pigmaea*, wären wohl mit einer provincial-kroatisch-slavonischen Literatur und Nationalität zum Gelächter geworden und bald auch zu Grabe gegangen; nun aber, da sich das kroatische und slavonische Volk als einen Theil des großen

93 Kohler 2008. S. 186.

94 So zitiert bei Maissen 1998. S. 266, die sich hier auf Šurmin 1904. S. 221 beruft.

ilirisch-slavischen Stammes fühlt, mit dem es sich geistig verbinden will, so ist es stark und erregt Aufmerksamkeit, wenn nicht in Europa, wenigstens in der ganzen österreichischen Monarchie.<sup>95</sup>

Auch hier wird also, wenn man so will, die Literatur in den Dienst der Nationalbewegung gestellt, und dieser Aussage hätte Heeren gewiß gleichfalls zustimmen können, denn wenn sie schon nicht der unmittelbaren Lektüre seines Aufsatzes entstammt, ist sie doch ganz in seinem Geiste niedergeschrieben worden. So wird man inskünftig damit zu rechnen haben, daß Heerens Gedanken zur Bewahrung der Nationalität besiegtter Völker wohl auch über die Bearbeitung in der „Danica“-Übersetzung hinaus in Zagreb weitergewirkt und den Programmen der illyrischen Bewegung Anregungen vermittelt haben können.

## 6. Zur Identifikation des kroatischen Übersetzers

Ein ganz ähnliches Ziel patriotisch-nationaler Agitation hat, wie eingangs erwähnt, schon 1835 in der „Danica“ der Beitrag „Nima domorodstva prez lyubavi materinzkog' jezika“ verfolgt, hinter dem ebenso ein deutschsprachiger und das Deutsche in seiner Konkurrenz mit dem Französischen behandelnder Artikel aus dem ersten Band von Hormayrs „Archiv“ steht, nämlich der vermutlich von dessen Herausgeber selbst verfaßte Beitrag mit dem Titel „Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache“.<sup>96</sup> Auch bei diesem Text sind bei der Umsetzung ins Kroatische wiederholt auf das Deutsche bezogene Aussagen durch Substitution des Slaven- bzw. Kroatennamens zu Äußerungen über die Slaven bzw. die Kroaten oder das Slavische bzw. das Kroatische gemacht worden, doch hat der kryptonyme Bearbeiter („G.“) an solchen „mechanisch“ slavisierten Stellen mehrfach eigene Begründungen hinzugefügt, darüber hinaus längere das Slavische bzw. Kroatische betreffende Passagen eingeschoben und beim Übersetzen auch nicht ganz wenig deutschen Text ausgelassen, vermutlich, weil diese Aussagen, allzu sehr auf das spezielle deutsch-französische Verhältnis bezogen, für seine Propagierung eines slavisch-kroatischen Sprachpatriotismus nicht dienlich zu sein schienen. Die Naturalisierung des fremden Stoffs ist „G.“ so täuschend-

---

95 Kukuljević-Sakcinski 1842. S. 330. Im Anschluß daran geht es dem Verfasser vor allem darum, die Verwendung des Adjektivs *ilirisch* (bzw. *ilirski*) zu rechtfertigen.

96 Vgl. oben Anm. 6. Ob dieser anonym gedruckte Artikel tatsächlich von Hormayr stammt, läßt sich heute wohl nicht mehr klären; daß er bei Adel 1969. S. 210–211 unter Hormayrs Beiträgen aus dem Jahr 1810 nicht genannt ist, besagt deshalb wenig, weil eine Vollständigkeit beanspruchende Hormayr-Bibliographie noch immer fehlt (zu den Schwierigkeiten ihrer Zusammenstellung vgl. Adel 1969. S. 201–205).

überzeugend gelungen, daß seine Arbeit noch immer als ein kroatisches Originalwerk gilt und eine bei Hormayr lediglich aus zweiter Hand zitierte Bemerkung über den überflüssigen Gebrauch des Französischen unter Deutschen aufgrund dieser kroatisierenden Einkleidung in der „Danica“ von 1835 sogar noch 1996 in einer modernen Darstellung der Geschichte der Stadt Zagreb als historisches Zeugnis für den übermäßigen Gebrauch des Deutschen unter den Bürgern der Stadt gewertet werden konnte!<sup>97</sup>

**6.1.** Die Parallelität sowohl bei der benutzten Quelle (Hormayrs „Archiv“ von 1810) als auch bei der inhaltlichen Umformung (deutsch–französisch → kroatisch–deutsch) legt die Frage nahe, ob der Bearbeiter von 1839 vielleicht mit demjenigen zu identifizieren ist, der sich in der „Danica“ von 1835 mit „G.“ unterfertigt hat. Wegen der politischen Tragweite seines die Beziehungen zu Rußland betreffenden Eingriffs in den Text (vgl. oben **4.8.**) wird man den Anonymus von 1839 im engeren Umfeld der Redaktion, wahrscheinlich sogar in dieser selbst zu suchen haben. So reizvoll der Gedanke einer Identifizierung mit Gaj selbst (der hinter „G.“ üblicherweise vermutet wird) ist, scheint es doch vorläufig, bei der heutigen Kenntnis der Sprachverhältnisse im damaligen kroatischen Schrifttum, nicht möglich zu sein, eine solche Zuweisung durch individualsprachliche Merkmale oder über den Nachweis bestimmter ausschließlich bei Gaj auftretender Übersetzungsregularitäten plausibel zu substantiieren, und erschwerend kommt bei einem Vergleich mit der Übersetzung von 1835 noch hinzu, daß deren Text kajkavisch verfaßt und orthographisch in der „magyarischen Schreibart“ notiert ist, während 1839 das Štokavische und die sog. Gajica verwendet worden sind, d. h. daß sich sowohl die Dialektgrundlage der Texte als auch die Mittel von deren schriftlicher Fixierung unterscheiden. Daß Ende der dreißiger Jahre die „Danica“-Redaktion russophil orientiert war, ist im übrigen nicht nur an den bekannten politischen Aktivitäten Gajs in dieser Zeit abzulesen, sondern wird auch mit der Person seines Stellvertreters Antun Mažuranić verbunden:

Antun Mažuranić bio je otpočetka najodlučniji zagovornik uvođenja ilirskog imena i štokavštine. Kao Gajev zamjenik u redakciji davao je listovima vidljivu rusofilsku njansu.<sup>98</sup>

Freilich ist im Zusammenhang mit diesen prorussischen Tendenzen bei Gaj und seinen Mitarbeitern auch zu bedenken, daß das berühmt-berüchtigte an Zar Nikolaus I. gerichtete Memorandum vom 1. November 1838 nicht nur die den Südslaven drohende Gefahr des Germanismus, sondern zuerst und

<sup>97</sup> Vgl. Keipert 2009. S. 308.

<sup>98</sup> Horvat 1975. S. 144, vgl. auch Despalatović 1975. S. 120 („Antun Mažuranić [...] did the bulk of the editorial work on *Danica* [...].“).

insbesondere diejenige des Magyarismus beschwört.<sup>99</sup> Abweichend davon läßt der Bearbeiter des Heeren-Textes eine kritische Einstellung gegenüber dem Ungarischen nicht einmal so beiläufig erkennen, wie es z. B. 1835 „G.“ mit seiner kurzen Bemerkung über die Nichtzugehörigkeit dieser Sprache zu Europa tut.<sup>100</sup>

Ob es für diese Divergenzen eine Erklärung gibt, ist einstweilen nicht abzusehen.

**6.2.** Auch wenn der Heeren-Übersetzer in der „Danica“ von 1839 bisher noch keinen Namen hat, kann man versuchen, über die schon mehrfach erwähnte ausgeprägte Vorliebe für Doppelwiedergaben hinaus einige Besonderheiten seiner Sprache und Übersetzungsweise herauszuarbeiten, die neben manchen Gemeinsamkeiten mit früheren Schriften Gajs, aber auch markante Unterschiede erkennen lassen und vielleicht bei einer späteren Attribuierung von Interesse sind.

**6.2.1.** In der Lexik verdienen vor allem die zentralen Begriffe der Abhandlung eine gewisse Beachtung. Der wichtigste von ihnen, bezeichnet durch das bereits in der Überschrift auftretende und dann auf Schritt und Tritt gebrauchte Wort *Nationalität*, wird sehr konsequent mit *narodnost* übertragen;<sup>101</sup> die einzige Ausnahme ist die oben unter **4.6.** behandelte Wiedergabe mit *narod* im 6. Abschnitt. Heeren verwendet in seinem Text *Nation* und *Volk* praktisch synonym, und dementsprechend tritt in der kroatischen Übersetzung für das erste immer und für das zweite meistens *narod* ein. Etwas seltener wird *Volk* mit *puk* übersetzt, das ohne merklichen Unterschied von *narod* gebraucht werden kann (vgl. *izobraženi puci* = *unterrichtete Völker* und *izobraženi narodi* = *gebildete Nationen* [635a/170b]), aber auch das einfache Volk bezeichnet (etwa, mit oder ohne *prosti*, als Äquivalent von *Pöbel* im 19. Abschnitt [632b/167a-b]). Als Transforme dieser beiden Substantiven kommen drei Adjektive vor: immer wieder *narodni* und *narodnji* sowie nur zweimal *pučki*. Das letztgenannte begegnet in *pučki savez* für *Völkerverein* (628a/158a) und, bezogen auf das einfache Volk, in *pučka narčja* für *Volksdialekte* (632b/167b), und daß in diesem Fall das einfachere Volk gemeint ist, zeigt die Übersetzung von *Volksdialekt* (in Opposition zu *Landessprache* = *jezik domaći*) als *jezik prostoga puka* (632b/167a) und von *Dialekte des niedern Volks* als *narčja prostoga puka* (632b/167b). Wie die folgenden Übersetzungsbeispiele belegen, ist eine auffällige Besonderheit

<sup>99</sup> Mosely 1934–1935. S. 709 und 710. Auch für Rakovac und Kukuljević geht die aktuelle Gefahr vom Ungarischen aus.

<sup>100</sup> Vgl. Keipert 2009. Schon in der „Kratka osnova“ hat Gaj die nichteuropäische Herkunft der Magyaren betont (1830. S. 7).

<sup>101</sup> Vgl. zu diesem in der „Danica“ zentralen Wort Keipert 2008a.

dieses Textes, daß er nebeneinander Formen von *narodni* (*narodnoga ...*) und *narodnji* (*narodnjega ...*) aufweist.<sup>102</sup> Diese Adjektive werden einerseits bei der Wiedergabe deutscher Komposita eingesetzt:

Nationalgeist = duh narodni (628b/158b); duh narodnji (634b/170a)  
 Nationalcharakter = narodni značaj (629a/159a); narodni karakter (629b/163a)  
 National-Literatur = narodnja literatura (633b/168a)  
 National-Poesie = narodna poezia (634a/168b); narodnje pësnitvo (634a/170a)  
 Nationalanlagen und Charaktere = narodnji umovi i značaji (634a/170a)  
 Volkspoesie = narodnja poezia (634a/168b)  
 Sprachgenosse (!) = član narodnji (633a/167b);

sie dienen der Übertragung adnominaler Konstruktionen:

Ausdruck der Empfindungen eines Volks und seiner Vorstellungen = izražuje sva ćutenja i predstavljenja narodnja (632b/167a)  
 Abdruck seines ganzen geistigen Seyns = tumač ćeloga duhovnoga bitja narodnjega (632b/167a)  
 Urtheil der Nation = sud narodnji (635a/170b)  
 Sprache eines Volks = jezik narodni (635a/170b);

und können natürlich auch das Adjektiv *national* bzw. *nationell* übersetzen:

nationaler Charakter = značaj narodnji (633b/168b)  
 das Nationelle = narodno što je (629b/163b); ono što je narodno (635a/170b).

Die Bezeichnungen der von Heeren behandelten fünf „Hauptpuncte“ werden unterschiedlich konsequent ins Kroatische übertragen: einheitlich sind *Sitten* mit *obićaji* und *Sprache* mit *jezik* wiedergegeben, nicht nur eine Entsprechung gibt es für *Verfassung* und *Religion*, und daß Sprachen oder Völker *gebildet* sein können, findet schon im deutschen Text mehr als einen einzigen Ausdruck. Das am häufigsten für *Verfassung* eintretende Wort ist *ustav* (passim), einmal auch in der Doppelwiedergabe *ustav i uredba* (628b/158b), sehr viel seltener *uredba* (629a/159a; 629a/163a), das auch für *Einrichtung* steht (629a/159a), sowie *naredba* (629a/159a); das bei Heeren gelegentlich verwendete Fremdwort *Constitution* ergibt *konstitucia* (628b/159a; 629b/163a), das zudem *ständische Verfassung* ausdrücken soll (629a/159a). Das im 6. Abschnitt für *Religion* eingeführte Äquivalent *věra* wird zwar auch in den speziell diesem Punkt

102 In der Übersetzung von 1835 findet man nur Formen von *narodni*, doch enthält Gajs „Vjekopisni moj nacrtak“ von 1851/2 (hier zitiert nach Gaj 1875) die Belege *poglavnicami narodnjimi* (XIX), *na narodnju golotinju* (XXI), *narodnja povjestnica* (XVII) und *kova narodnjega* (XXIII) neben *narodnoga jezika* (XXIV) und *za narodnu prosvjetu* (XXVIII) sowie zahlreichen weiteren Formen von *narodni* in allen drei Genera. Weder KRj (vgl. 3.1995. S. 108–109) noch ARj (vgl. 7.1911–1916. S. 591) führen einen Artikel für *narodnji*. ARj. zitiert s.v. *narodni* Vuk Karadžić mit der Bemerkung, daß *narodnji* bei Bauern (bzw. Dorfbewohnern, *seljaci*) begegne; vgl. aber *narodnji*-Belege bei Benešić 7.1987. S. 1521 und den Hinweis bei Babić 1986. S. 391–392, daß *narodnji* in der heutigen Standardsprache normalerweise nicht mehr verwendet werde.

gewidmeten Abschnitten 15 und 16 gebraucht, doch ist dort mit über einem Dutzend Belegen *věrozakon*,<sup>103</sup> das auch für *Glaube* stehen kann, deutlich häufiger (630a-b/166a-167a); *Religionsdruck* wird mit *tlačenje věre radi* (630b/166b) übertragen, *Religiosität* mit *pobožnost* (630b/166b). Für die namentlich ab dem 20. Abschnitt meist in Bezug auf Menschen und Sprachen gebrauchten Ausdrücke *gebildet*, *Bildung*, *Ausbildung* haben dem Übersetzer vor allem *izobražen*, *izobraženost* und *izobraženje* zur Verfügung gestanden, doch verwendet er *izobraženost* auch allgemein für *Cultur* (629b/158b, vgl. 635a/170b), und *izobraženi puci* vertritt *unterrichtete Völker* (635a/170b), vgl. *prosvetjen narod* für *aufgeklärtes Volk* (635a/171a). *Veredlung der Muttersprachen* ist wörtlich gefaßt als *oplemenjenje materinskih jezika* (635a/170b); *veredeln* in diesem Sinne kann der Übersetzer auch mit *obradjivati* ausdrücken (632b/167b), und von Sprachen gesagtes *Fortbildung* ist in seinem Text *obradjivanje* (633b/168a). Vgl. auch die Doppelübersetzung *bilden* als *obraditi i izobraziti* (632b/167a) im Zitat aus dem 17. Abschnitt (4.14).

**6.2.2.** Über die offenbar gleichberechtigte Verwendung von *narodnji* neben *narodni* hinaus kennzeichnet den Übersetzer ein ausgeprägtes Schwanken bei der Schreibung des *l*-Präteritums in der Form des Maskulinums im Singular: von den Formen, die man heute am Ende mit *-ao* schreiben müßte, wird etwa ein Drittel mit bloßem *-o* geschrieben. In der Folge des Textes handelt es sich um: *presudjivo* (159a), *mogo* (159a), *podvergo* (163a), *pidruživo* (166a), *osetjo* (166b), *dokučivo* (166b) *obradjivo* (167b), *mogo* (167b), *pokazo* (168b), *iznašō* [mit Akzent!]<sup>104</sup> (170b) und *preziro* (171a). Daß solche Formen damals nicht selten waren, wissen wir aus dem wissenschaftlichen Schrifttum;<sup>105</sup> daß sie neben den doppelt so zahlreichen auf *-ao* (und insbesondere das Nebeneinander von *mogo* und *mogao* [168a]) in einem Prosatext toleriert wurden, ist auch deshalb erstaunlich, weil Vjekoslav Babukić in seiner 1836 in der „Danica“ gedruckten „Osнова“ ausdrücklich auf dieses Variantenproblem hingewiesen hatte:

Većja stran Ilirah okretje *al* na *ao* (ili pokratjuje zarad blagoglasja *ao* na *o*); *el* na *eo* (ili *o*); *il* na *io*; n. p. rekao (reko), išal (el) išao (išo); mi se pravila deržimo na *al*, *el*, i *il*.<sup>106</sup>

Freilich begegnet diese doppelte Formenbildung später auch bei Gaj.<sup>107</sup>

103 Vgl. zu diesem Wort Rammelmeyer 1975. S. 304.

104 In der „Danica“ werden gelegentlich über solche kontrahierte Stellen Akzente gesetzt, vgl. z. B. 5.1839. S. 166a in dem Gedicht/Lied „Prijateljju Kolenda“ zweimaliges *posō*, daneben aber *pripěvo* ohne Akzent!

105 Vgl. z. B. Maretić 1963. S. 119.

106 Babukić 1836. S. 52, vgl. Tafra 1993. S. 124–125.

107 Z. B. liest man im „Vjekopisni nacrtak“ (vgl. Gaj 1875) neben den viel häufigeren *-ao*-Formen auch *mogo* (XXI), *postigo* (XXII), *našo* (XXIII), *mogo* (XXIII), *proniko* (XXIV),

**6.2.3.** Erwähnenswert ist in der Heeren-Übersetzung zudem eine gewisse Vorliebe für Konstruktionen mit der Präposition *od*. Auffällig sind vor allem *od*-Verbindungen, die in Konkurrenz zu „einfachen“ Genitiv-Attributen auftreten:

Kod Slavjana [...] nemogoše se slike od konstituciah tako duboko i tvrdo u narodni njegov karakter utisnuti [...]. (163a) = Bey dem Deutschen [...] konnten die Formen der letztern (*scil.* der Staatsverfassung, H.K.) nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen [...]. (629b). Vgl.: die Form seines eigenen Staats (628b) = lice vlastite njegove dëržave (158b).

Sve verste od ustavah imao je on u domovini svojoj [...]. (163a) = Fast alle Arten der Verfassungen waren bey ihm wirklich zu Hause. (629b). Vgl.: in dieser Art der Tyranny (632b) = u toj versti silničtva (167a).

Nu ipak je svagda u razmërju prama narodom od sasvim druge věre [...]. (166b) = Aber sie ist es doch immer in [*sic!*] Verhältniß gegen Völker eines ganz andern Glaubens [...]. (630b). Vgl.: unter den Völkern des westlichen Europa's (629b) = medju puci zapadnje Europe (163b).

a nalazimo li još i danas slabe nêke ostanke od jednoga i drugoga (*scil.* naroda) u Bretanji i kod Pireneah? (167a) = und leben nicht noch selbst jetzt die schwachen Überreste von beyden in [*sic!*] Bretagne und am Fuß der Pyrenäen? (632b).

Divjaku je jezik samo stvar od obiçajaja. (167b) = Dem Barbaren ist seine Sprache bloße Sache der Gewohnheit. (633a).

Daje nam ključ od razliçnostih nutarnjega karaktera raznih poeziah. (168b) = Sie gibt uns den Schlüssel zu der Verschiedenheit des innersten Charakters der deutschen und französischen Poesie. (634a).

Često su se takova pozorišta [...] u dogodovštini od Azie pojavila [...]. (171a) = Ist es doch [...] das häufig wiederkehrende Schauspiel in den Geschichten Asiens [...]. (635a-b). Vgl.: die Geschichte der großen Reiche Asiens (628b) = historiu velikih carstvah u Azii (158b).

Dosta će biti, ako izmedj mnogih jedan samo primër napomenemo, primër od Arapah. (171a) = Es sey genug, statt Vieler nur an Ein Beyspiel zu erinnern, an das der Araber. (635b). Vgl.: das (*scil.* Beispiel, H.K.) des jüdischen Volks (630a) = primër puka žudinskoga (163b).

Die bei *primër*, *dogodovština*, *narod*, *versta* und *slika* hinzugefügten Parallelstellen aus demselben Text belegen hinlänglich, daß der Übersetzer den attributiven Genitiv auch ohne die Präposition *od* mit den betreffenden Substantiv verbinden konnte; hier dürften bei ihm also mehr oder weniger synonyme Ausdrucksvarianten vorliegen. Bei *ostanak*, *stvar* und *ključ* fehlen leider im Text entsprechende Vergleichsbelege. Immerhin läßt sich für *stvar* aus der mit *proizlaziti iz* verbal gefaßten Wiedergabe einer ähnlichen Stelle wahrscheinlich machen, daß bei *od* hier (und ähnlich wohl im Fall von *ostanak*) auch noch die Bedeutung der Herkunft eine Rolle spielt:

---

*mogo* (XXVII und XXIX) sowie dieselbe Kontraktion bei Nomina in *poso* (XXIII) statt *posao*, *miso* (XXIX) statt *misao* und *Pavo* (XXIX) statt *Pavao*.

[...] der Werth [...] ist mehrern Theils weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als der Einsicht und der Überzeugung. (629a) = [...] čena ta [...] više proizlazi iz čutenja i navade nego li iz razloga i presudjenja. (163a).

Dagegen ist *ključ od čega* „Schlüssel von etw.“ eine ganz geläufige Ausdrucksweise, nur geht es hier ja nicht um *von*, sondern um *zu*, und man würde deshalb im Kroatischen eher *za* als *od* erwarten. Variant gebraucht wird im übrigen auch das Verb *govoriti*, nach dem nicht nur die Präposition *o* mit dem Präpositiv, sondern eben auch *od* mit dem Genitiv steht:

Nije to poštivanje jezika, kad se mnogo o preimućstvih njegovih govori [...] (168a) = Nicht das ist Achtung für die Sprache, daß man viel von ihren Vorzügen spricht. (633a).

[...] pisma, o kom se ovdje govori [...]. (168b) = Die [...] Schrift, wovon wir sprechen [...]. (634a).

[...] jer od djela tvorećih umjetnostih ovdje negovorimo. (171a) = [...] denn von denen (*scil. den Werken, H.K.*) der bildenden Künste reden wir hier nicht. (635a).

Inwieweit in allen diesen Fällen mit einer interferierenden Wirkung des dt. *von* (oder vielleicht auch anderer Sprachen) zu rechnen ist, muß hier nicht erörtert werden, weil die Wiedergabe der zitierten Genitivattribute mit *od*-Fügungen bereits als frei zu nutzende Möglichkeit in der Sprachkompetenz des kroatischen Bearbeiters vorausgesetzt werden kann.

**6.2.4.** Zum übersetzerischen Profil des Textes ist nicht zuletzt auch die Wiedergabe deutscher Artikelkonstruktionen mit Wörtern anderer Wortarten in artikelähnlichem Gebrauch zu rechnen, was sich hier vor allem beim unbestimmten Artikel beobachten läßt, für den neben *jedan* auch *koi*, *kakov*, *něki* und *svaki* eintreten kann, wenn er nicht im kroatischen Satz, wie häufig, gänzlich unausgedrückt bleibt. Das Numerale *jedan* begegnet so an zwei Stellen, an denen etwas bis dahin nicht Erwähntes neu eingeführt wird:

[...] daß zwischen Autokratie und Despotismus, sich noch eine Gränzlinie ziehen lasse, begreift er (*scil. der Britte, H.K.*) nicht. (629a) = [...] da se medju autokraciom i despotizmom još jedna linija vući može, toga on (*scil. Englez, H.K.*) nedokučuje. (159a).

Ein Schriftsteller unserer Zeit [...] hat dieses vortrefflich bei derjenigen Empfindung gezeigt, welche vor allen andern der Poesie Nahrung gab [...]. (634a) = Pisac jedan našego vremena [...] pokazo je to prekrasno pri onom čutenju, kojim se pješništvo najviše zabavlja [...]. (168b).

Während im zweiten Fall schon die Postposition gegen eine Deutung als Numerale spricht, ist es im ersten namentlich Heerens Unterstellung, daß ein Engländer zwischen Autokratie und Despotismus überhaupt keinen Unter-

schied mache.<sup>108</sup> Häufiger liest man für *ein* im kroatischen Text in artikelähnlicher Funktion Indefinitpronomen, vorzugsweise postponiert, und dabei erfaßt der Übersetzer in den folgenden Fällen von dt. *ein* dessen Verwendung in sog. existenzieller Bedeutung (d. h. ohne daß unter den Objekten der betreffenden Klasse schon eine Wahl getroffen worden wäre) mit der Wiedergabe durch *koi* nicht zu Unrecht als „irgendein; ein beliebiger; ein (noch) nicht bestimmter“:

Mit dem Aufhören ihrer (*scil.* von Völkern, H.K.) Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. (627b) = Kako se nezavisnost naroda kojega ukine, onda i dogovršina njegova prestaje. (157b).

Wo der Römer ein Land zur Provinz machte, war [...] der erste Schritt. (628b) = Gdë je Rimljanin dëržavu koju u provinciju obratio, pèrva mu je svagda misao bila, da [...]. (158b).

Es ist schwer, in der Geschichte ein Beyspiel aufzufinden, daß eine Secte durch das Schwert wirklich vertilgt worden sey. (630b) = Težka je stvar zaista iz dogovršine dokazati, da je ikada mač vèru koju sasvim utamanio. (166b).

[...] ist auch der Glaube aufgegeben, daß der Staat keiner (= nicht ... einer, H.K.) herrschenden Religion bedarf, so weiß man doch [...]. (630b) = [...] akoprem se više i nemisli, da je za deržavu vladajući koi vèrozakon potreban, znade se ipak [...]. (166b).

Die gänzliche Vertilgung der Sprache eines Volks durch gewaltsame Mittel ist nur möglich mit der Vertilgung des Volks selber. Wo eine Sprache zu Grunde ging, indem das Volk fort dauerte, geschah es durch lange fortgesetzte und planmäßige Politik. (632b) = Podpuno uništenje jezika kojega silovitimi sredstvi moguće je samo, ako se i isti narod uništi. Ako je jezik koi propao, a narod još u životu ostao, to se je samo dugom lukavom i osnovanom politikom učiniti dalo. (167a).

Beschränkt sich gleich die Literatur einer Nation nicht auf ihre Poesie, so ist doch [...]. (633b) = Akoprem se literatura naroda kojeg neograničava jedino na pjesništvo njegovo, ipak je [...]. (168b).

Nicht darnach wird der Werth einer Literatur gemessen [...], wie [...]. (634b) = Ne měri se vrédnost literature koje [...] po onom, kako [...]. (170a).

Stände auch Racine unter einem andern Namen aus dem Grabe wieder auf, [...]. (634b) = Da se Racin pod drugim kojim imenom iz groba opet ustane [...]. (170b).

Bedarf es eines weitem Beweises, welchen Werth ein aufgeklärtes Volk [...] auf seine wissenschaftliche Bildung legen muß? (635a) = Trěba li još jačjeg dokaza, kako i koliko prosvětjen koi narod [...] znanostno svoje izobraženje mora da čeni? (171a).<sup>109</sup>

Im Unterschied zu *koi*, das als potentielles Äquivalent des unbestimmten Artikels heute meist nicht mehr genannt wird,<sup>110</sup> bezeichnet der Übersetzer mit

108 Die Verwendungen von *jedan* für *ein* in den Verbindungen von *ein N/das eine N – das andere (N)* bleiben hier außer Betracht.

109 Vgl. oben unter 4.3. *veliko kakvo dëlo* für *ein Werk*, wo *kakvo* für *ein* qualitative Unbestimmtheit anzeigt.

110 Vgl. Engel/Mrazović 1986. S.316; Kunzmann-Müller 1994. S. 99; anders Hlebec 1986. S. 36 (*koji* mit der Bedeutung ‘non-general indefinite in respect to number/

*něki* (bzw. *někoj*)<sup>111</sup> „ein gewisser“<sup>112</sup> in den folgenden Sätzen schwachbestimmte Objekte: so wie Heeren hier wohl an ein gewisses (wenn auch nicht näher spezifiziertes) Verhältnis denken konnte, wie er vielleicht eine bestimmte (aber nicht präzise umschreibbare) Konvergenzentwicklung in Europa im Auge hatte oder wie er sich einen irgendwie wünschenswerten Mittelweg für ein gedeihliches Zusammenleben von Siegern und Besiegten vorgestellt haben mag, wird das hinter dem *ein* des Autors nur zu Vermutende im kroatischen Text durch die Wahl gerade dieses Pronomens ausdrücklich mitgeteilt:

Kann man [...] bezweifeln, daß ein Verhältnis zwischen Verfassung und Nationalität stattfand? (629a) = Možemo li [...] još malo samo dvojiti, da je medju ustavom i narodnosti svagda razmjernje něko obstajalo? (162b).

Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden [...]. (629b) = Medju puci zapadnje Europe porodila se je, istina, iz jednake izobrazenosti jednakost něka i običajah [...]. (163b).

Es gibt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit [...]. (630a) = Ima posrednje něke staze izmedju studene odurnosti i prijateljske druževnosti [...] (163b-164a).

Aus heutiger Sicht wäre in allen drei Sätzen auch *jedan* möglich, weil die betreffenden Nominalgruppen rhematisch sind.<sup>113</sup> Mit der Folge einer Veränderung der Aussage wird *něki* zudem an Stelle des bestimmten Artikels eingesetzt:

Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden (629b) = Nu ipak nisu samo potanke něke različnosti zaostale, koje ih

---

differentiated/' bzw. 'at least one') und S. 48 mit dem Hinweis „the indefinites *koji* and *kakav* seem to be progressively rarer in present-day SC“.

111 Zur formalen Unterscheidung von *neki*, *nekoga*... und *nekoji*, *nekojega*... vgl. KRj. 2.1988. S. 185–186.

112 Vgl. mit dieser Bedeutung auch in gewissen conventionellen Formen (634a) = u někih izvanjskih pogodbenih slikah (168b). Mit zusätzlich qualitativer Nuance tritt die Bedeutung „ein gewisser“ bei *někakov* in der freien Ergänzung *někakvom nesgodom* im 1. Abschnitt auf (vgl. 3.1.). Beiläufig erwähnt sei auch ein Indefinitum aus der *po*-Reihe: *imadu* [...] poněšto upliva u ... (159a) = wirken [...] mit auf ... *ein* (628b).

113 Vgl. zu diesem Kriterium Ivić 1971. S. 111, auch zum Unterschied zu *jedan*:

*Heku* (-a, -o) се обавезно употребљава онда када треба инсистирати на фактору непознатог, тј. на чињеници да изостаје упућеност у идентитет именованог појма.

Hlebec 1986. S. 41 beschreibt die Bedeutung dieses *neki*<sup>1</sup> als 'unknown to the speaker at the moment of speaking'. Mit der heute bei Pluralformen häufigen Bedeutung „einige“ von *neki*<sup>2</sup> (Hlebec 1986. S. 37: 'specific indefinite') belegt der Text in *bei einigen der gebildeten Nationen* (634b) = *kod někojih od izobrazenih narodah* (170a) bereits die Suppletivbeziehung zwischen dem singularischen *jedan* „ein“ und dem pluralisch gebrauchten *neki* „einige, manche“, das Ivić 1971. S. 118–119 beschrieben hat, vgl. auch Engel/Mrazović 1986. S. 316–317.

medju sobom dĕle i razstavljaju (163b)

die schwachen Überreste von beyden (632b) = slabe nĕke ostanke od jednoga i drugoga (167a)

Mit *svaki* „jeder“ als Äquivalent von *ein* nimmt sich der Übersetzer die Freiheit, zwei generisch gemeinte Aussagen Heerens auch ausdrücklich so zu formulieren:

Allerdings ist zwar politische Selbständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. (627b) = Istina je, politička je nezavisnost pĕrvo i najveće svih dobarah svakoga naroda. (157b).

Der Charakter einer Nation wird zwar immer bald mehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; [...]. (629a) = Istina je, ustav udara biljege na karakter svakoga naroda manje ili više; [...]. (162b-163a).

Dieses stärkere Mittel zur Verdeutlichung der Allgemeingültigkeit des Gesagten setzt er im übrigen mehrmals auch beim bestimmten Artikel ein:

Das Nationale spricht sich darin (*scil.* in den Sitten, H.K.) am deutlichsten aus; und hat als solches in den Augen des Fremden nicht bloß etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebietendes. (629b) = Narodno što je, to se najjače ukazuje, i kao narodno ne samo da svakomu tudjincu u oči udara, nego i čini, da ga tudjinac i nehotice čeni i poštuje. (163b).

[...] der Aufruf, an seine Religion zu halten, könnte überflüssig scheinen. (630b) = [...] svaki poziv, da se njegovoj vĕri priklope, bio bi zaludan. (166b).<sup>114</sup>

Aus heutiger Sicht überrascht an diesem Wiedergabespektrum vor allem der hohe Anteil von *koi*-Fällen, da auch bei der Untersuchung moderner Texte als häufigste Entsprechungen des unbestimmten Artikels vor allem *jedan* und *neki* gefunden werden.<sup>115</sup>

**6.3.** Wenn man nach Parallelen zu diesen sprachlich-übersetzerischen Besonderheiten in Gajs „Kratka osnova horvatsko-slavenskoga pravopisanja“ (1830) und in dem ihm immerhin zugeschriebenen Aufsatz „Nima domorodstva prez lyubavi materinkog’ jezika“ (1835) Ausschau hält, ergibt sich – auch unabhängig vom Wechsel der Dialektgrundlage und des orthographischen Systems – kein einheitliches Bild.

**6.3.1.** Das zu *narod* gebildete Adjektiv kommt in beiden Texten ausschließlich in der Form *narodni* vor.

**6.3.2.** Für die Kontraktionen der nominalen und verbalen Formen auf *-ao* zu *-o* gibt es in beiden Texten keine Belege; das präteritale *l*-Suffix bleibt – wie in

114 Vgl. auch die Kraft des Widerstandes (628b) als svu silu, koja mu se opire (158b).

115 Vgl. etwa die Textanalyse bei Stifanić 1980, insbesondere S. 46–55, wo in Roman-Übersetzungen aus dem Italienischen keine *koj*-Belege nachgewiesen sind.

kajkavischen Texten üblich – stets als solches erhalten, vgl. *rekel, mogel* (1830: 24 bzw. 26) oder *mogal* (1835: 67a, 70a).

**6.3.3.** Gewisse Parallelen gibt es allerdings in der „Kratka osnova“ zu den auffälligen *od*-Konstruktionen, einerseits als eine Art „*od* narrativum“ adnominal in ähnlicher Funktion wie ein einfaches Genitiv-Attribut zu Deverbativa:

Von den Vokalen [...] sind die Regeln [...] so ziemlich richtig abgefasst. = Naredbe od Samoglasnikov [...] jesu [...] dosad kak tak dobro raztolnačene. (1830: 8–9). Vgl.: die Regel der Etymologie = naredba korenoslovja (1830: 14–15)  
in seinen Briefen über Kroazien = vu svojeh poslanicah od Horvatov (1830: 24–25),

andererseits auch nach Sprechakt-Verben:

[ohne deutschen Text] ufajuči se nekda od toga predmeta vu slovnici [...] obširnejše razgovarjati (1830: 6–8)  
Worüber weiter unten. = od česa dalje zdola govorili budemo. (1830: 8–9)  
Von dem *t* ist zu bemerken, daß [...]. = Od slove t opaziti se ima, da [...]. (1830: 10–11). Vgl. auch opaziti se ima ohne *od* (1830: 14).

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang zudem *zpomenuiti iz* in einem Satzstück, in dem man heute vielleicht *zpomenuiti o* erwarten könnte:

[...] so selten, daß es kaum beachtet zu werden verdient. = tak retkoput, da iz njega zpomenuiti se komaj vredno je. (1830: 14–15). Vgl. in transitiver Verwendung das Partizip *zpomenuiti* (1830: 18),

ferner *zverho* „über“ nach *čuditi se* „sich wundern“ in:

Kroaten [...], deren Muth und Stärke von Völkern angestaunet wurde. = Horvat(i) [...], zverho kojeh hrabrosti i jakosti osupnjeni puki čudili se jesu. (1830: 4–7).

Im „Danica“-Aufsatz „Nima domorodztva“ kommt „narratives“ *od* gleichfalls vor:

[...] wovon schon vorher jeden sein eigenes Gefühl lebendig überzeugt [...] = ono, od česa vre vszaki po szvojem laztovitom chutenyu obilno vuputyen jezt [...] (1835: 66b)  
Wahr und nachdrücklich sagt der Verfasser der Schrift über den Wortreichthum der Deutschen und Französischen Sprache von dieser Zeit [...] = Iztinito i vatreno govori od onoga mutnoga vremena zpisatel knyige: Zverhu obilnozti rechih nemachkoga y francuzskoga jezika [...] (1835: 82a)  
in dem Buche „Der Nationen Fall“ = vu knyigi „Od porushenya narodov“ (1835: 77b),

doch ist es wohl schon deshalb nicht sonderlich häufig, weil in diesem Text nur wenige Sprechakt-Verben gebraucht werden, aber auch hier steht es in Konkurrenz zu *zverhu*, vgl. neben dem vorletzten Beispiel auch:

Darum hier der Versuch, zu zeigen, daß [...] = Zato chemo sze ovde zverhu toga dogovoriti, da [...] (1835: 66b).

Verwendungen von *od* bei Nominalgruppen, die deutschen Genitivattributen entsprechen, fehlen dagegen, und das unterscheidet diese beiden Texte von demjenigen des Heeren-Übersetzers.

**6.3.4.** Nur bedingt stimmen schließlich auch die Interpretationslösungen bei der Wiedergabe des deutschen unbestimmten Artikels überein, für den nicht nur deutlich seltener als im Heeren-Text ein formales Äquivalent eintritt, sondern auch die Entsprechungen wiederholt ganz andere sind. So wird in der „Kratka osnova“ *jeden* ausschließlich als Zahlwort gebraucht.<sup>116</sup> Wenn dt. *ein* überhaupt einen eigenen Ausdruck findet, dann ist das entweder *kakov* oder *koji*:

die Schriftzüge zweier Laute, für einen dritten zusammensetzen = obraze dveh slov za kakovu tretju posebnu skupdružiti (1830: 10–11)  
 Werth des x, so wie irgend eines andern Buchstaben = vrednost slove x ali bude koje druge (1830: 20–21).

Dagegen tritt das Indefinitum *nekoji* nur im Plural auf und steht dabei für *einige*:

einiger Patrioten = nekojeh narodoljubcev (1830: 4–5)  
 einige kroatische Schriftsteller = nekoji pisci horvatski (1830: 8–9),

vgl. auch die Verwendung im Neutrum:

jenes [...], was hauptsächlich nothwendig seyn dürfte = nekoja naj potrebnejša (1830: 6–9).

Schließlich hat Gaj für *wenige* das offenbar seltene *malo-kteri* (*wenige Spuren* = *malo-kteri tragi*)<sup>117</sup> und für *etwas* aus der *i*-Reihe *ikaj* (1830: 4–5). Etwas zahlreicher sind verschiedene Äquivalente für den unbestimmten Artikel in „Nima domorodstva“ zu finden, doch fehlt unter ihnen auch hier wohl *jeden/jedan*, denn der einzige in diesem Zusammenhang vielleicht zu erwägende Beleg steht an einer Stelle, die von „G.“ ergänzt worden ist und dementsprechend keine deutsche Vorlage hat:

Nezametavamo mi zato ztranzkye jezike, najmanye pako one, koji z nashim materinzkim jedno zviralsche imaju (1835: 74b).

116 *ni jednomu puku* = *keinem Volke* (1830: 26–27) bleibt außer Betracht.

117 KRj 2.1988. S. 576 hat als einzigen Beleg diesen, schreibt ihn aber ohne Bindestrich.

Gemeint ist zweifellos „eine (gemeinsame) Quelle“, und das macht die Interpretation als Zahlwort wahrscheinlicher. Unabhängig davon hat „G.“ eine auffällige Vorliebe für das Adjektiv *ztanovit* „bestimmt“, das er auch einmal für *ein* verwendet:

Solange eine Nation [...] zur wahren Bildung hinstrebt [...] (572a) = Doklam ztanoviti narod [...] vu pravom zobrasenyu napreduje [...] (70a)

einmal aber auch mit einer gewissen Modifikation der Aussage für den bestimmten Artikel einsetzt:

die Bildung der Nation (572b) = zobrasenozt ztanovitoga naroda (1835: 70a),

sonst aber für *ein bestimmter* heranzieht:

wie ein bestimmter Leib mit einer bestimmten Seele (572a) = kakti ztanovito telo z ztanovitum dushum (1835: 67a)

in einem bestimmten Zeitpunkte (573a) = vu ztanovitih okolnoztih (1835: 70b).

Selten, freilich nur an Stellen ohne deutsche Vorlage, wird das Indefinitpronomen *koj(i)* herangezogen:

ako mu (*scil. drevu*, H.K.) gde koju szlabu granchiczu bura vtergne, ili ako mu koju szvers kukczi oglodyu (1835: 78b)

gde josh koj vredni ztarchek y koja dobra ztaricza [...] mole (1835: 81b).

Häufiger findet man Formen von *nekoji*, auch sie wiederholt ohne deutsches Pendant, einmal im Singular an einer Stelle, wo „G.“ ein in seiner Vorlage anonym zitiertes Werk referiert (und im Deutschen ein „Hören wir einen deutschen Gelehrten...!“ am Platze wäre):

Chujmo nekojega vuchenoga Nemcza [...] (1835: 81b),

meist aber im Plural, teils als Wiedergabe von deutschem Nullartikel oder *manche*:

fremde Töne (573b) = tudje nekoje glase (1835: 74b)

manche deutsche Fürsten (574b) = nekoji nemski vladavczi (1835:82a)

teils ohne Vergleichsmöglichkeit mit dem deutschen Text:

szamo nekoji lizti ovih istih knjig (1835: 71a)

nekoji zmed nyihovih otcevez (1835: 83a)

Darüber hinaus kennt „G.“ auch *nekakov* für *ein* und in freierer Verwendung *kojekakov*:

statt der [...] Muttermilch wird dem Säugling nun ein schwächendes Gemisch von Wasser und Süßigkeiten gegeben (573a-b) = na mezto [...] materinzkoga mleka, daje sze szeszajuchemu detetu nekakovo szlabeche zmeszno napitje iz vode i szlaschicze (1835: 74a)

tudjih pukov shege y kojekakve nishtarje szledechi (1835: 78a)

Viele [...] durch frühe Verbildung und eingesogenes Vorurtheil dem Vaterlande entfremdet [...] (574b) = Vnogi z kojekakvim predsudom omamlyeni, od naroda szvoga odtudyeni [...] (1835: 82b).<sup>118</sup>

Schließlich tritt auch hier mit *itko* „jemand“ die *i*-Reihe in Erscheinung:

y da je bilo ikomu treba dokazivati, da nima na szvetu lyubavi prez szerdca (1835: 83a).

Alles in allem scheinen die beim Verfolgen von potentiellen Artikeläquivalenten in den drei kroatischen Zieltexten zwischen Gaj und „G.“ einerseits und dem Heeren-Bearbeiter andererseits zutage tretenden Unterschiede beim Spektrum der genutzten Indefinitpronomina gleichfalls nicht dafür zu sprechen, daß die Übersetzung von 1839 Gaj zugeschrieben werden kann. Ihr Urheber wäre also noch zu ermitteln.

## 7. Die tschechische Übersetzung von 1824

Wie oben ausgeführt (vgl. 3.3.1.), hat es bereits anderthalb Jahrzehnte vor der kroatischen Übersetzung in Prag einen Versuch gegeben, Heerens Aufsatz ins Tschechische zu übertragen, doch ist diese Übersetzung entweder nicht zu Ende geführt oder aber 1824 in der Zeitschrift „Čechoslav“ nur mit einem ersten Teil abgedruckt worden. Die folgende Analyse der dort veröffentlichten 9 Abschnitte, die den ersten 13 Abschnitten des Originals entsprechen, wird zeigen, daß auch schon dieser Übersetzer bei seiner Arbeit die von Heerens Text gebotene Möglichkeit zur Propagierung von Anliegen seines eigenen, des tschechischen Volkes genutzt hat; so ist zu erklären, weshalb verschiedene Teile dieser Übersetzung 1945/46 in Albert Pražáks sprachpatriotische Anthologie „Národ se bránil“ Aufnahme haben finden können. Der Vergleich des „Čechoslav“-Drucks mit der deutschen Vorlage scheint aber auch Spuren von Zensur (oder Selbstzensur) aufzuweisen. Als deutscher Text liegt dieser Version gleichfalls der in Hormayrs „Archiv“ gedruckte zugrunde; zur Erleichterung des auch hier notwendigerweise auf viele Details eingehenden Vergleichs wird die Vorlage im folgenden noch einmal angeführt. Der tschechische Text ist nach dem Erstdruck zitiert, aber – unter Beibehaltung der von der heutigen Norm z. T. abweichenden Quantitätsangaben des Originals – der heutigen Orthographie angenähert. Berücksichtigt wird bei der Analyse auch der modernisierte Wiederabdruck aus dem Jahr 1945, weil das die einzige neuere Ausgabe des Textes aus dem frühen 19. Jh. ist. Leider hat Pražák die Übersetzung des aus heutiger Sicht mit F. J. Sláma und nicht

118 Zu *kojekakov* hat KRj. 2.1988. S. 314 nur einen einzigen Beleg aus einem Übersetzungsmanuscript („Henr.“)!

mehr mit F. J. Smetana zu identifizierenden F. J. A-s durch z. T. beträchtliche Kürzungen und andere Eingriffe den besonderen Bedürfnissen der damaligen Zeit anzupassen gesucht und bei der Drucklegung manche Abschreibefehler nicht mehr bemerkt.

**7.1.** Der 1. Abschnitt bei Hormayr (vgl. oben **4.1.**) ist im „Čechoslav“ nur wenig verändert wiedergegeben worden, vgl. das Original:

Es ist gleichsam zum Grundsatz in der Geschichte geworden, sie zu beschränken auf die herrschenden Völker. Nur diejenigen, die als solche, die wenigstens im Besitz der politischen Unabhängigkeit erscheinen, behaupten in ihr ihren Platz. Mit dem Aufhören ihrer Unabhängigkeit endet auch ihre Geschichte. Sie scheinen plötzlich verschwunden; kaum hört man noch ihre Namen erwähnen; nicht selten sind die Fälle, daß auch diese endlich verhallen. Allerdings ist zwar politische Selbstständigkeit das Erste aller Güter für eine Nation. Aber gleichwohl ist an sie nicht Alles geknüpft. Das Daseyn eines Volkes dauert fort auch ohne sie, oder kann wenigstens fort dauern; mit ihm behalten auch besiegte Völker ihre Thätigkeit, und greifen durch sie in die Thätigkeit des Ganzen ein; ja ihr Wirkungskreis ist vielleicht nur um desto größer, je weniger er bemerkt wird. (627b).

Gerade wenn man die kroatische Übersetzung dagegenhält, wird man dem tschechischen Bearbeiter bescheinigen können, daß er hier insgesamt recht genau übertragen hat:

Dějina si to teměř za pravidlo uložila, jen o panujících národech vypravovati. Jen lid panující, anebo aspoň v neodvislosti trvající, nalezá v dějopisu místa; skončí-li se kterého národu samostatnost, tuť i dějina se svým vypravováním bývá na konci. Zdáť se, jakoby takoví národové náhle zmizeli; sotva se pojmenují ještě; a neřídko i to jméno se tratí. Národům není ovšem dražšího pokladu nad politickou samostatnost: ale všecko na ní upnuto předce není! Národ trvá a může aspoň bez samostatnosti trvati také. I podmaněný národ podržuje svou úkonnost ještě, a působí, byť i podmaněn, v úkonnost vesmíru; a snad bývá okres jeho činnosti o to znamenitější, oč se méně všímá. (345a).

Während Heeren die auffällige Beschränkung der Geschichtsschreibung (*Geschichte*) auf die siegreichen Völker unzweideutig als Folge einer Entscheidung der Historiographen (die ja ungenannt den Agens der mit *beschränken* bezeichneten Handlung bilden) darstellt, hat Sláma die Geschichtsschreibung personifiziert, denn zu dem singularisch gebrauchten *dějina* als Subjekt bzw. als zu unterstellendem Agens gehören die Verben *uložiti* (*vložiti?*)<sup>119</sup> „auferlegen, anordnen“ und *vypravovati* „erzählen“ sowie *bývati se svým vypravováním na konci* „mit seiner Erzählung am Ende sein“. Während die Vernachlässigung der besiegten Völker zum Grundsatz der Geschichte bei Heeren lediglich „ge-

119 Pražák 1945. S. 279 hat <v> in *vložila* und *vpnuto* als <v>, nicht aber als <u> modernisiert; auch hat er danach *aukonnost* als *oukonnost* und nicht als *úkonnost* geschrieben, andererseits aber *auhony* als *úhony* (S. 280). Statt *se tratí* liest man *ztratí*.

worden“ ist, erscheint sie in der Interpretation des Tschechen mit dem Verbum *uložit si* „sich auferlegen“ eher als eine bewußte Selbstbeschränkung der Geschichtsschreibung. Etwas problematisch ist zudem die Wiedergabe des in diesem Abschnitt wohl nur in einer einzigen Bedeutung gebrauchten Wortes *Geschichte* sowohl mit *dějina* als auch mit *dějepis*, weil ein tschechischer Leser aus diesem Variieren vielleicht einen inhaltlichen Unterschied ableiten konnte. Daß die „Thätigkeit des Ganzen“, an der laut Heeren selbst ein besiehtes Volk noch teilhat, ausdrücklich zu einer des „Universums“ oder „Weltalls“ (*vesmír*) gemacht worden ist, stellt gegenüber dem Deutschen eine absichtsvolle Überhöhung dar, zumal *das Ganze* im folgenden Abschnitt einfach *celina* ergeben hat. Die zutreffende Wiedergabe des letzten Satzes in der tschechischen Fassung kann man wohl als ein erstes Indiz dafür werten, daß der kroatische Übersetzer diesen anderthalb Jahrzehnte älteren Text nicht konsultiert haben wird; Beobachtungen dieser Art sind insofern von Interesse, als die „Danica“-Bände der dreißiger Jahre des 19. Jh. sonst durchaus Übersetzungen auch aus dem tschechischen Schrifttum der Zeit führen.

**7.2.** Um die Wahl seines Themas zu rechtfertigen, hat Heeren den etwas längeren 2. Abschnitt mit zwei rhetorischen Fragen begonnen:

Sollte es ohne Nutzen seyn, diese Betrachtungen etwas weiter zu verfolgen? Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, wenigstens einige Blicke auch auf diese Kehrseite der Geschichte zu werfen? Allerdings ist es nicht ihr glänzender Theil, der uns beschäftigt. Es sind die Jahrbücher der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, ja selbst der Unmenschlichkeit, die wir aufzuschlagen, die wir durchzublättern haben. Aber auch sie sind nicht ohne ihren eigenthümlichen Reitz. (628a).

Der Übersetzer hat diese Fragen nachzubilden versucht und mit einem Gedankenstrich an das zuvor Gesagte angefügt:

# – Není tedy od místa toho uvážení širěji rozjímat? Anebo snad ani za práci to nestojí, na tuto čirou stránku dějiny také oka upřítí? Jasná v tom ohledu dějina není. Jsouť to letopisové nátisku, nespravedlnosti, ba i také ukrutenstva a nečlověctva, jež ted odevřítí a přehlídati míním: ale i do těch nás vnada jakás loudí.# (345a-b).

Inkonsequent scheint hier auf den ersten Blick der Wechsel vom „ich“ (? *míním*) zum „wir“ (*nás*) zu sein, zumal Heeren mit *uns* und *wir* nur den Plural verwendet hat; die Inkonsequenz verschwindet, wenn man unterstellen darf, daß der Übersetzer (oder der Setzer der Zeitschrift) bei der Schreibung der Formen der 1. P.Pl. des Präsens zwischen den Endungen *-me* und *-m* noch schwankt (vgl. auch zu **7.3.** und **7.12.**). Aber auch sonst ist die Wiedergabe etwas freier, z. B. weil das zweimalige *sollte*, ein *etwas*, ein *wenigstens* unausgedrückt bleibt, aber auch insofern, als nicht wie bei Heeren von einem „Theil“ der Geschichte, sondern von einem besonderen Blick auf sie (*ohled*)

die Rede ist oder die dreigliedrige Climax von *Unterdrückung – Ungerechtigkeit – Unmenschlichkeit* zu den vier Gliedern *nátisk – nespravedlnost – ukrutenstvo* „Grausamkeit“ – *neřlověctvo* ausgebaut wird. Im Neudruck von 1945 sind diese drei Sätze ausgelassen (hier und im folgenden werden solche Kürzungen Pražáks durch „#...#“ angezeigt), und es fehlt der Gedankenstrich, der 1824 noch den Abschnittwechsel gekennzeichnet hatte; aber auch die anschließende Argumentation weist bei Pražák wiederholt Lücken auf, die keineswegs immer durch Auslassungspunkte als solche gekennzeichnet sind, obwohl sich der Charakter des Textes durch solche Verkürzungen z. T. empfindlich ändert:<sup>120</sup>

Auch das Unglück hat seine Größe, hat selbst seine Triumphe; so wie auch der Sieg – seine Leiden hat. Ja, sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß es gerade hier ist, wo die Menschheit so oft in ihrer ehrwürdigsten Gestalt erschein[t]? Die Fassung, mit der das Unglück getragen ward, ohne etwas seiner Würde zu vergeben; die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde, nicht selten belohnt durch die politische Wiedergeburt unter glücklichern Zeitumständen, haben auch ihr Interesse. (628a).

Mit der Auslassung von *selbst* und *so oft* sowie mit der Ersetzung von *nicht selten* durch *často* „oft“ hat der Tscheche 1824 die Aussagen Heerens stärker generalisiert:

Neštěstí mívá svou velikost i vítězoslávu, a vítězství také bez úhony nebývá. Či to mnoho, tvrdíme-li, že člověctví právě v neštěstí postavu nejčestnější na sobě jeví? #Odhodlanost, níž neštěstí snášíme, ničehož ze své hodnosti nežadajíce; sotvalost trápením a nátiskem nezložená a často novým politickým zrozením v příznivějších okoličnostech ověčená, mají rovněž své půvaby.# (345b).

Beachtung verdient hier, daß Heeren „die Fassung, mit der das Unglück getragen ward“ und „die leidende Ausdauer, die dem Druck entgegengesetzt wurde“ mit *ward* bzw. *wurde* als Beobachtung an Vergangenen dargestellt hat, während Sláma Heerens *Fassung* als „Entschiedenheit“ (*odhodlanost*) über die präsentische Verbform *snášíme* „wir ertragen“ vergegenwärtigt und mit der 1. Person des Plurals nicht zuletzt dem eigenen Volk zuschreibt. Darüber hinaus sollte man nicht übersehen, daß er für *politische Wiedergeburt* nicht den religiös besetzten Ausdruck *znovuzrození*<sup>121</sup> verwendet, sondern *nové politické zrození* eingesetzt hat. Im Schlußteil dieses Abschnitts meldet sich mit Nachdruck im Übersetzer der tschechische Patriot zu Wort, der eigens zu verstehen gibt, daß diese Entschiedenheit und Ausdauer (s)eines Volkes „Tugenden“ (vgl. *těchto ctností*) seien, und zugleich sagt, daß eine Geschichtsschreibung, die besiegte Völker vernachlässige, nicht etwa nur – wie bei Heeren – beschränkt und

120 Vgl. Pražák 1945. S 280.

121 Vgl. Keipert 1998. S. 136–139.

einseitig sei, sondern zugleich „ein großes Unrecht begehe“ (*křivdy veliké dopouští*):

Wie hoch oder niedrig man aber auch dieses anschlagen mag, so bleibt immer so viel klar, daß es eine viel zu beschränkte, viel zu einseitige Ansicht ist, besiegte Völker als für die Geschichte nicht mehr vorhanden zu betrachten. In dem großen Gemälde des Völkervereins bilden auch sie ihre Gruppen; und das Ganze wird ohne Haltung und innern Zusammenhang, wenn man sie übersieht. (628a).

#Zatím ceni-ž si těchto ctností podle vůle každý – levně anebo drazě:# to předce upříti se nedá, že se dějina, neřku nejasné jednostrannosti, ale křivdy veliké dopouští; an podrobeně národy za vymřelé považuje. Ve velikém zobrazení sjednocených narodů činí podmaněný lid také své zbory, a celina jistě ani spojení, ani držení nemá, jestli tito se pomíjí. (345b).

Größerer Nachdruck ist für die Aussage bei Sláma dadurch entstanden, daß er Heerens *bleibt immer so viel klar* zu „läßt sich doch nicht bestreiten“ (*předce upříti se nedá*) verstärkt hat. Ähnlich wie der Kroat mit *zaisto* hat auch er Anlaß gesehen, im Schlußsatz durch *jistě* „wirklich, gewiß“ seine Überzeugung zu unterstreichen, daß in dem großen Völkergemälde die besiegten Völker unbedingt Beachtung verdienen.

**7.3.** Den 3. Abschnitt hat Pražák 1945 eigenmächtig auf einen einzigen Satz verkürzt:

Tento předmět je důstojen celé knihy, nemůže býti vyčerpán v tomto krátkém článku.<sup>122</sup>

Im deutschen Original liest man dagegen:

Allerdings ist dieser Gegenstand von der Art, daß er eben so gut den Stoff zu einem Werke, als zu einem Aufsätze hergeben könnte. Es kann nicht die Rede davon seyn, ihn hier historisch zu erschöpfen; nur davon, einige allgemeine Betrachtungen, auf die Geschichte gegründet, darüber anzustellen. Aber sollten diese auch selbst nur abgerissene Gedanken seyn, so vermögen sie doch die Aufmerksamkeit zu erregen; mag die vollständigere Ausführung einem künftigen Geschichtschreiber aufbewahrt bleiben! (628a).

Sláma hat das zur Gänze übertragen, dabei aber *eben so gut ... als* mit *víc ... než* zu einem „eher ... als“ werden lassen und so Heerens Untertreibung etwas zurechtgerückt:

– Jeť ovšem předmět tento víc celé knihy než sady dostojen; a proto nikomu nepřípadej, žeby tu mohl úplně vyčerpán býti: #toliko některé povšechné, z dějopisů urostlé rozjemy sem položíme. Možno, že jen sčísle, nsvázané pomysle tu postavím – ať si! pozornost nimi vezdy může rozčílena býti. Úplně jich rozvinouti může budoucí některý dějopisec.# (345b).

122 Pražák 1945. S. 280. Anstelle von *článek* ist 1824 *sada* gebraucht worden!

Anders als im „autorfern“ geschriebenen deutschen Abschnitt referiert Heeren als Verfasser im tschechischen Text auf sich erneut finit sowohl mit „wir“ (*položíme*) als auch – entsprechend heutiger Norm – mit „ich“ (*postavím*), vgl. aber auch oben 7.2. Daß Sláma z. T. etwas umgangssprachlich schreibt, zeigt nicht nur das eingeschobene *ať si!* „sei's drum!“, sondern auch die Umwandlung von *Es kann keine Rede davon sein, daß...* mit *připadati komu* „jdm. einfallen“ in „Es falle niemandem ein, daß...“ (*nikomu nepřipadej, žeby...*) mit der schon unter 7.2 bei *cení* zu beobachtenden und heute veralteten Verwendung der Imperativform der 2. P.Sg. für die 3. P.Sg. (vgl. auch im Deutschen die Homophonie der Formen des Imperativs der 2. P.Sg. [*falle*] und des Konjunktivs der 3. P.Sg. [*falle*]).

7.4. Im 4. Abschnitt ist durch Sperrung hervorgehoben, was Heeren seinen Lesern vor allem vermitteln will:

Die Schicksale besieger Völker hingen allerdings nicht bloß von ihnen, aber auch nicht bloß von den Siegern, sie hingen von beyden ab. Was konnten die Besiegten thun, ihr Schicksal zu mildern; was konnten sie vor allem thun, um ein Volk zu bleiben? (628a).

Ähnlich wie der kroatische Übersetzer bei *Volk* zwischen *narod* und *puk* schwankt, tut das der Tscheche mit *národ* und *lid*, wobei *národ* zugleich für *Nation* steht; ähnlich wie im Kroatischen fehlen auch ihm beim Gegensatz von *Sieger* und *Besiegter* stammverwandte Bezeichnungen, und er verwendet stammverschiedene, also einerseits *vítěz* (einmal auch *vítězitel*), andererseits *podrobený*, *podmaněný* und *přemožený* (substantiviert oder in Verbindung vor allem mit *lid* bzw. *národ*) sowie die Substantive *podrobenec* und *přemoženec*:

Osud podrobených národů nezáležel cele ani na vítězích<sup>123</sup>, ani na podmaněných: ale na obou spolu. – Co mohli podrobení činiti, chtějí osudu svého umírniti, a co zvlášť chtějí zůstati národem? (346a).

Die hier auf engstem Raum erkennbare Variation setzt sich auch im folgenden fort.

7.5. Ohne einen trennenden Gedankenstrich wird in der tschechischen Version mit dem 4. Abschnitt sofort der 5. verbunden, dessen deutscher Ausgangstext vollständig lautet:

Unter Barbaren, wo ewige Feindschaften der Stämme herrschten, \*wo jedes vergossene Blut die Aufforderung zur Rache, zu neuem Blutvergießen wird,\* werden Ausrottungskriege geführt. Die Besiegten sollen von der Erde verschwinden; nur darin sieht man die Sicherheit, und, indem die beleidigte Ehre nur

123 Pražák 1945. S. 280 schreibt hier merkwürdigerweise *vítězství*; die Sperrung wird in seiner sonst vollständigen Wiedergabe des Abschnitts nicht reproduziert.

durch Rache versöhnt werden kann, die Genugthuung. Absichtliche Ausrottung blieb aber immer nur das Ziel roher Barbaren; das noch dazu fast nie erreichte Ziel. Bald geboth selbst der Eigennutz andere Verfahrungsarten, und die Besiegten dauerten neben oder unter den Siegern fort. Aber wie sie als Volk fort dauerten, wie sie ihre Nationalität erhielten, kann nur dann deutlich werden, wenn wir genauer bestimmt haben, was zu dieser gehört. (628a).

Man darf sich fragen, warum bei der Übersetzung auf die ausdrückliche Erwähnung der Blutrache im zweiten *wo*-Satz verzichtet worden ist;<sup>124</sup> sonst aber ist der Abschnitt 1824 vollständig ins Tschechische gelangt:

U barbarů, kdež se mezi kmeny nepřátelstvo zvěčňuje, \*\* válčí se výhubně. Podrobenec má pojíti a ze země být vyhlazen; #tak jen doufá se bezpečnost; a poněvadž čest uražená se toliko mstou míří: tedy se vyhubení přemoženců za jedině dostičinění pokládá.# Zumyslné vyhubení jest surovým barbarům povzdy za jedinký záměr, ač že se teměř nikdy nedosáhne. (346a).

Mit der wiederholten Erwähnung der „Ausrottung der Besiegten“ (*vyhubení přemoženců*) und der Einfügung von *jediný* und gesperrt gedrucktem *jedinký* („einzig, alleinig“) hat Sláma Heerens Charakteristik barbarischen Vorgehens noch verstärkt. In seinem Wiederabdruck des Textes hat Pražák 1945 nur diesen ersten Teil des Abschnitts übernommen<sup>125</sup> und den zweiten Teil nicht mehr berücksichtigt:

#Brzo však velelo soběctví vítězům, aby s podrobenými jinák zacházeli, nač ti-to, vedlé nebo pod onými vždy sražité trvali. Jaké ale jich, jakožto národu, trvání bylo, a jak zvlášť svou národnost zachovali, to si teprv po určení národních osoblivostí ozračiti můžem.# – (346a).

Nicht ohne Absicht hat Sláma *národu* (= *Volk*) gesperrt setzen lassen und danach *národnost* (= *Nationalität*) mit *zvlášť* („besonders“) hervorgehoben, denn auf diesen Begriff kommt es im folgenden an, und deshalb erläutert er seinen Lesern auch gleich, daß es die „nationalen Besonderheiten“ (*národné osoblivostí*) sind, die zur Nationalität gehören und genauer bestimmt werden sollten. Dabei übersetzt er Heeren an dieser Stelle mit *určení* (von *určiti* „bestimmen“) zweifellos genauer als später sein kroatischer Kollege (vgl. 4.5.). Es fällt auf, daß bei Pražák gerade dieser zweite Teil des Abschnitts fehlt, der das mehr oder weniger gedeihliche Zusammenleben mit – neben oder unter – Barbaren behandelt. Geht man zu weit mit der Vermutung, daß der Grund für diese Auslassung das unübersehbare Scheitern des Zusammenlebens von Tschechen und Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik gewesen ist?

124 War die Vorstellung von Blutrache in der Frühzeit des Slaventums mit dem aus Herder gespeisten Selbstbild von Slaven nicht vereinbar? – Ausgelassene Passagen werden wie bei der Übersetzung ins Kroatische im Zitat mit Sternchen markiert.

125 Pražák 1945. S. 280. Dabei schreibt er *Zámyslé* statt *Zumyslné* und *povždy* statt *povzdy*.

7.6. Wegen der unverändert wiedergegebenen Ankündigung Heerens, daß seine Abhandlung insgesamt fünf Punkte betreffen würde, darf man wohl vermuten, daß ursprünglich der gesamte Text übersetzt und gedruckt werden sollte:

Fünf Hauptpunkte sind es, an welche, vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt, die Fortdauer einer Nation als solche geknüpft ist. Ihre Verfassung, ihre Sitten, ihre Religion, ihre Sprache, ihre geistige Bildung. In welchem Verhältniß also stand jeder derselben mit ihrem politischen Schicksal? Wie wirkte der Verlust der Unabhängigkeit auf jeden zurück? Was ging unter, wie viel und wodurch wurde es gerettet? Wodurch wurden der Nationalität nur leichte, wodurch tödtliche Wunden geschlagen? (628a-b).

Wie in der Vorlage sind auch in der tschechischen Version die Bezeichnungen der fünf Punkte gesperrt gesetzt worden, und so scheint der Abschnitt auf den ersten Blick akzeptabel übertragen zu sein:

Pět tu hlavních věcí #ku povázení#, na nichž trvání národu více méně upnuto, totiž: zřízení, mravové, náboženství, jazyk a jeho dušní vzdělanost. W jakém poměru stála každá tato věc k jeho politickému osudu? jak na každou z nich ztráta neodvislosti? co pohynulo? co a čím se zachovalo? Čím se narodnosti nepatrné a čím smrtné rány zasadily? – (346a).

Zweifellos aber ist hier das pauschale *více méně* („mehr oder weniger“) keine ganz adäquate Wiedergabe der vorsichtig eingeschobenen Relativierung Heerens mit *vielleicht an den einen mehr als an den andern, aber doch überhaupt*, und darüber hinaus meint man im ersten Satz eine Entsprechung für (*es*) *sind* und insbesondere später eine für *wirkte* erwarten zu dürfen. Pražák hat sich daran nicht gestoßen und die Stelle, bis auf *ku povázení*, übernommen.<sup>126</sup>

7.7. Der 7. Abschnitt ist wie erwähnt der erste von insgesamt vier, in denen Heeren den Zusammenhang von Nationalität und Verfassung diskutiert. Während Sláma diesen Abschnitt weitgehend vollständig übertragen hat, liest man auch ihn bei Pražák stark verkürzt. Der Anfang bleibt auch 1945 erhalten:

Es liegt in der Natur der Dinge, daß gewöhnlich die erste und stärkste Rückwirkung des Siegs die Verfassung trifft. Gäbe es auch keine politische Ursachen, sie zu verändern, so fühlt der Sieger sehr wohl, daß moralische Gründe es anrathen. Mit ihr hofft er den Nationalgeist zu lähmen, und mit ihm die Kraft des Widerstandes. (628b).

Že se po vítězství zřízení přemoženého národu nejdřív a nejvíc podrtí, toť věc sama sebou nese. Cítit se k tomu vítěz, být také politických příčin nebylo, samými mravnými důvody donucena; doufá rozkotaným zřízením národnost zchromiti, a tak mohutnost odporu zeslabit. (346a).

---

126 Pražák 1945. S. 280. Wie oben in *vložila* hat er bei der orthographischen Modernisierung des Textes *upnuto* statt *upnuto* geschrieben.

Hier ist im tschechischen Text schon 1824 mit dem hinzugefügten *samými* das Gewicht der moralischen Gründe verstärkt worden, und statt *anrathen* liest man das Partizip von *donutiti* „nötigen“! An dieser Stelle hat Pražák nur eine kleine syntaktisch-lexikalische Veränderung vorgenommen,<sup>127</sup> danach aber ist bei ihm ohne entsprechende Kennzeichnung der weitere Text des Abschnitts unterdrückt und damit keine Rede mehr von den Motiven, die den Sieger eine Änderung der Verfassung unterlegener Völker erwägen lassen können:

Aber in den meisten Fällen sind die politischen Beweggründe die stärksten, und werden vielleicht für den Sieger in gleichem Grade stärker, als er selber eine höhere politische Bildung besitzt. Bey erobernden Barbaren ist es keine Seltenheit, zu sehen, daß sie die Verfassungen der Besiegten bestehen lassen; nicht aus Großmuth, sondern weil sie eben keine Ursache haben, sie umzustürzen. Sie wollen nur die Erhebung von Tribut; werden diese ihnen richtig gezahlt, was liegt ihnen daran, ob die Besiegten ihre alten Einrichtungen behalten, oder sie mit neuen vertauschen, die sie vielleicht nicht einmahl ihnen zu geben verständen? (628b).

Im „Čechoslav“ endet der letzte Satz bezeichnenderweise nicht mit Heerens nachdenklichem Fragezeichen, sondern entschieden mit einem Ausrufezeichen, und mit der Wiedergabe von *weil sie eben keine Ursache haben* durch schlichtes *z nevtipu* „aus Dummheit“ (oder „aus Ungeschick“) zeigt der Übersetzer sehr viel deutlicher, was er von bestimmten Siegern hält:

#Víc ale z obecních pohnůtek bývá naveden, a to tím neodolatněji, čím je sám vyššího stupně vzdělanosti došel. – U barbarů vítězících se vídá, že se časem zřízení podrobence ani netknou, – ne tak z velikomysle, jako z nevtipu. Jim běží toliko o vybírání daně a poplatků; ti-li se řádně zapravují, stačí; víceť si hlavy nelámou, zdaž podrobenci při starém zřízení setrvají, anebo nové přijmou, které by jim ani snad neuměli dáti!# (346a-b).<sup>128</sup>

An dieser differenzierenden und auch kritischen Betrachtung des Handelns von Siegern war 1945 in Prag sichtbar kein Interesse mehr, und das gilt natürlich erst recht für Heerens Exemplifizierung des Gesagten durch den Hinweis auf die politischen Verhältnisse in den Großreichen Asiens und auf das Vorgehen der Römer in ihren Provinzen. Aus diesem Schlußteil des Abschnitts sei aber wenigstens noch derjenige Satz zitiert, mit dem Heeren seine historischen Beobachtungen zusammengefaßt hat:

Aber je mehr sich die Politik der Sieger gebildet hat, je mehr Zwecke sie durch den Staat erreichen wollen, je mehr überhaupt der Staat in ihren Augen ist, um desto weniger werden sie geneigt seyn, die alte Ordnung der Dinge bey dem Besiegten fort dauern zu lassen. (628b).

127 Bei Pražák 1945. S. 280 ist statt G./A.Sg. *donucena* N.Sg. *ponucen* eingesetzt.

128 Man beachte auch hier das frei verfügbare heimliche Deutsch in *jim běží toliko o...* „es geht ihnen nur um...“ für *sie wollen nur* oder in *víceť si hlavy nelámou, zdaž* „sie zerbrechen sich nicht mehr den Kopf, ob...“ für *was liegt ihnen daran, ob...!*

Auf tschechisch ist von einem „Geneigtsein“ oder einem „Fortdauernlassen“ nichts mehr zu sehen:

#Než, čím se víc politika vítězů vybroučila, čím více účelů dojíti chtějí a státu šetří: úim dřív také starý řád u podrobeného lidu zrušejí.# (346b).

Für den Übersetzer in Prag lautet die Summe der Erkenntnis über das Verhalten der gebildeteren Sieger unmißverständlich klar, daß diese „um so eher auch die alte Ordnung bei dem besiegten Volk zerstören werden“.

7.8. Auch vom 8. Abschnitt ist in Pražáks Wiederabdruck nur der Beginn aufgenommen worden:

Für nichts können die Besiegten auch weniger thun, als für die Erhaltung ihrer Verfassung. Ihr Schicksal liegt gewöhnlich ganz und allein in den Händen des Siegers. (628b).

A však podrobenci sami ničehož se tak málo ujímati mohou, jako svého zřízení; jeho osud spočívá zcela v rukou vítěze (346b).<sup>129</sup>

Auf diese Weise erfährt der tschechische Leser 1945 nicht mehr, daß nach Meinung des Verfassers für das Handeln des Siegers auch die Form seines eigenen Staats eine Rolle spielen kann:

Sein Vortheil, besonders die Form seines eigenen Staates, entscheidet. Ist dieser schon ein Aggregat verschiedener Länder, so mag es ihn wenig beschweren, wenn noch ein anderer verschiedenartiger Bestandtheil hinzu kommt; herrscht aber in ihm politische Einheit, ist diese vielleicht gar theoretisch zum Princip erhoben, wie läßt es sich erwarten, daß er zu Gunsten der Besiegten sie aufgeben sollte? Allerdings wirken also äußere Umstände mit auf die Erhaltung oder Veränderung der Verfassung ein; allein diese äußern Umstände sind nicht in der Macht der Besiegten. (628b).

#Jak ho vlastní zisk a zvlášť domácí způsob vlády navádí, tak rozhodá. Jestli jeho vlastní stát již z více rozličných zemí složen, tuť mu málo na tom záleží, když se mu zas nová jinorodá část přivtělí. Jestli ale v státu jeho politická jednota panuje, a snad dokonce za pravidlo ředilné slouží, tuť si podrobence neslibuj, že ji tobě k vůli zadá. Ovšem že okoličnosti vněšné ku podržení anebo zjinačení zemského zřízení velmi působí; než, v moci podrobenců ani tyto nestojí.– # (346b).

Ausgelassen ist das immerhin nur die Möglichkeit anzeigende *mag*, und nicht ganz richtig verstanden hat der Übersetzer eventuell die Bedeutung von *ihn wenig beschweren*, *wenn*, denn er spricht davon, daß „ihm wenig daran liegt, wenn...“ (*mu málo na tom záleží, když*); aus der bei Heeren erwogenen Gleichgültigkeit des Siegers gegenüber vermehrter Heterogenität seines Staats ist im Tschechischen also bereits eine gewisse Besorgnis wegen dieses Zu-

---

129 Pražák 1945. S. 280 bietet *ujmouti nemohou* statt *ujímati mohou* und setzt ans Ende des Satzes erstmals drei Punkte, um die Auslassung von etwas Folgendem anzuzeigen.

wachses geworden. Ganz frei formuliert ist die Entsprechung von *wie läßt es sich erwarten?*, denn hier wird der Besiegte erstaunlicherweise mit dem Vokativ (??? *podrobence [sic!]*), mit dem Imperativ (*neslibuj si*) und mit „du“ (*tobě*) angesprochen („dann hoffe nicht darauf, daß er [= der Sieger] dir sie [= die Einheit des Staates] deinem Willen überläßt“). Das im letzten Satz hinzugefügte *velmi* „sehr“ ist nicht ganz im Sinne Heerens, weil dieser nur von einer *Mitwirkung* der äußeren Umstände geredet hat.

**7.9.** Seinen 9. Abschnitt hat Heeren mit der Feststellung begonnen, daß die Art der Beziehungen, die zwischen Verfassung und Nationalität bestehen, schwer zu bestimmen sei:

Die Frage, wie eng der Zusammenhang sey, in dem Verfassung und Nationalität stehen, ist nicht leicht, und wohl unmöglich allgemein zu beantworten. Es wäre eben so verkehrt, diesen Zusammenhang gänzlich läugnen zu wollen, als es einseitig seyn würde, die ganze Nationalität an die Verfassung zu knüpfen. Ein enger Zusammenhang zwischen beyden ergibt sich bey den Völkern Europa's schon von selbst, so bald man nur historisch die Entstehung ihrer bisherigen Verfassungen betrachtet. (628b).

1824 liest man das in Prag so:

#Otázku ale: v blízkém-li příbuzenství národnost s řízením [*sic!*] stojí, jest nelehko a snad nemožno zodpovídati.# Příbuznost národnosti s zřízením naskrz upírat, byloby tak veliké hřešení, jako setrvalost jejího života cele na zřízení upínat. Že aspoň blízko spříbuzněné jsou, plyne již z pozornějšího uvážení dějiny o zniku a zrůstu až potudního zřízení u evropských národu [*sic!*]. (346b).

Mit der Zusammenfassung von *verkehrt* und *einseitig* in *veliké hřešení* („große Sünde“) macht Sláma das wissenschaftlich gemeinte Urteil bei Heeren ähnlich wie oben mit *křivda veliká* (vgl. 7.2.) zu einem moralischen, hier aber zugleich, wegen der Einführung des Sünde-Begriffs, zu einer Frage christlichen Fehlverhaltens. Pražák hat diesen Beginn, der im Original eine längere Diskussion des Problems mit konkreten Beispielen einleitet, auf den zweiten und dritten Satz verkürzt und die in seiner Wiedergabe danach folgende umfangreiche Auslassung nicht angezeigt.<sup>130</sup> Heerens Exemplifizierung, die 1945 vielleicht auch wegen der allzu schlichten Ableitung der unterschiedlichen bisherigen Verfassungen in Europa aus dem Charakter des jeweiligen Volkes beiseitegeblieben ist, hat 1824 Sláma und/oder einen Zensor zu manchen Eingriffen in den Text veranlaßt. Zunächst sind in der Übersetzung zwei bei Heeren durchaus nicht überflüssige Sätze ausgelassen:

130 Pražák 1945. S. 280. Statt richtig *upínat* „anknüpfen“ liest man bei ihm fehlerhaft noch einmal *upírat* „leugnen“; statt *evropských* steht *evropských*; berichtigt ist am Ende des Zitats *narodů* als G.Pl. Der Satz, der hier mit den Worten *Znak národní...* unmittelbar anschließt, folgt 1824 erst im Abstand von 43 Zeilen im nächsten Abschnitt!

\*Sie (= die bisherigen Verfassungen, H.K.) waren keinesweges auf die Art geschaffen, wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden. Sie hatten in dem Laufe der Jahrhunderte sich selber gebildet.\* Sie mochten theoretisch betrachtet sehr fehlerhaft seyn, und waren es wirklich; aber sie waren das Werk der Völker und ihrer Bedürfnisse; und indem die Nationen auf diese Weise sie sich selber allmählich geformt hatten – was war natürlicher, als daß auch ihr Charakter sich darin ausdrückte? Gingen gleich die meisten derselben aus dem Feudalwesen hervor, so spiegeln sich doch die Grundzüge des Nationalcharakters deutlich darin ab. (628b-629a).

Warum hier im Tschechischen die ersten beiden Sätze verschwunden sind, ist schwer zu sagen (es kann sich um einen Zeilensprung zum dritten statt zum ersten *Sie* gehandelt, aber auch mit dem der Zensur vielleicht verdächtigen Ausdruck *neue Constitutionen* zu tun haben, vgl. dazu **7.10**). Nicht übersehen läßt sich freilich, daß der Übersetzer im folgenden unabhängig von der Vorlage einen Satz durch Sperrung hervorgehoben und dabei mit dem eingeschobenen „dafür“ (*za to*) deutlicher als Heeren die durch das Herkommen im Land selbst gewachsene Verfassungen positiv bewertet hat:

#\*\* Skumně považovaná mohla býti skutečně chybná: než, za to byla dílem národů a jich potřeb; a poněvadž si je národové takořka sami sli, což tedy zřejmějšího, než že se v nich znak národní vytisknul? Ačpak větší část z nich z úvěrectva (Feudalsistem) se vyřinula; proto se přede v každém původní tahové národního znaku jinak a zřetelně vyřází.# (346b-347a).

Merkwürdig ist zudem der Eingriff in die Abfolge der anschließenden Aufzählung:

Der Deutsche, der Britte, der Franzose, der Spanier haben ganz verschiedene Hauptgesichtspuncte, nach denen sie den Werth ihrer Verfassungen beurtheilen; und darnach erhielten diese auch bey ihnen ganz andere Formen. (628b-629a).

An dieser Stelle haben im zweiten Satz der tschechischen Übersetzung der Deutsche und der Franzose die Plätze getauscht, aber so plausibel die Zurückstellung des Deutschen in einem antideutschen (oder antideutsch gewordenen) Traktat ist, fragt man sich doch, warum gerade der Franzose die Reihe anführen muß und nicht der Brite, der in der dann folgenden genaueren Beschreibung bei Heeren an der Spitze steht, während der Franzose dort das Ende bildet:

#Francouz, Krytan (statt: Brytan), Němec, Španjel mají vše rozličné obzory, podlé nichž svého zřízení cenu pácejí, a tudy vyplynuli u každého zřízení jiní a jiní vytvorové.# (347a).

In der dann doch wie bei Heeren an der Spitze stehenden Charakteristik des Engländers fällt auf, daß die Unterscheidung (bzw. die von Heeren postulierte englische Gleichsetzung!) von *Autokratie* und *Despotismus* in der tschechischen

Wiedergabe allein durch *samovláda* „Autokratie“ nicht mehr zum Ausdruck kommt:

[...] daß zwischen Autokratie und Despotismus, sich noch eine Gränzlinie ziehen lasse, begreift er nicht. (629a).

#jemuž to ani do hlavy nechce, žeby se samovláda jakous mezerou děliti mohla.# (347a).

Offenbar war in Prag das Wort *Despotismus* anstößig, denn im folgenden Abschnitt wird es gleichfalls nur mit *samovláda* wiedergegeben (vgl. **7.10.**). Auch in der Charakteristik des Deutschen gibt es eine bemerkenswerte Lücke:

Ganz anders der Deutsche. Ist gleich auch er an ständische Verfassung gewöhnt, \*so ist sie ihm doch nicht das Idol, das sie dem Britten ist; da sie nie bei ihm gleiche Ausbildung erhielt.\* Auch auf das Recht der Selbstbesteuerung legt er daher nicht einen gleich hohen Werth. (629a).

#Jinák to s Němcem. I on stavovskému zřízení navyknul. \*\* Proto si toho prava: sobě samému daně ukládati, nehrubě všímá.# (347a).

An dieser Stelle kann man wohl einen mechanischen Zensureingriff vermuten, bei dem der oben in Sternchen gesetzte Passus entfernt worden ist: *proto* „deshalb“ entspricht zwar dem *daher* der Vorlage, bezieht sich aber jetzt sinnwidrig auf die Gewöhnung des Deutschen an ständische Verfassung und hätte deshalb nach der Streichung durch einen Ausdruck für „trotzdem“ ersetzt werden müssen. Anders als Ende der dreißiger Jahre in Zagreb konnte dagegen an den notorischen Fall von Kabinettsjustiz unter Friedrich dem Großen (vgl. **4.8.**) in Prag offen erinnert werden. Praktisch unverändert geblieben sind in der Übersetzung zudem die abschließenden Bemerkungen zum Spanier und zum Franzosen (bei letzterem wird allerdings mit einem eingeschobenen (*ondy*) „einst“ klar markiert, daß seine Freude über die prächtigen Erscheinungsformen des Königtums jetzt der Vergangenheit angehört).

**7.10.** Heerens 10. Abschnitt soll zeigen, daß nicht jeder Verfassungswechsel oder -verlust zu Einbußen bei der Nationalität des besiegten Volks führen muß:

Kann man es bei diesen auffallenden Verschiedenheiten (im Verfassungsverständnis, H.K.) bezweifeln, daß ein Verhältnis zwischen Verfassung und Nationalität statt fand? Aber wenn dieses auf der einen Seite klar ist, so ist es doch auf der anderen Seite es nicht weniger, daß nicht jede Umwandlung der Verfassung, und nicht bey allen Völkern in gleichem Grade, die Nationalität \*sofort\* zugrunde richtet. Der Charakter einer Nation wird zwar immer bald mehr bald weniger durch die Verfassung bestimmt; \*allein nie ausschließlich durch sie\*. Der Verlust der Verfassung ist freylich in den Augen der Besiegten häufig eins der schmerzlichsten Opfer; aber der Werth, den sie darauf setzen, ist \*mehrern Theils\* weit mehr Sache des Gefühls und der Gewohnheit, als der Einsicht und der Überzeugung. (629a).

Bei seiner Wiedergabe scheint der Übersetzer nicht bemerkt zu haben, daß mit dem Präteritum *statt fand* an die im vorigen Abschnitt betonte Unterscheidung zwischen den „bisherigen Verfassungen“ und der Art, „wie jetzt neue Constitutionen gemacht und eingeführt werden“ (628b) erinnert wird; es könnte aber auch sein, und vielleicht ist das sogar wahrscheinlicher, daß hier wie schon unter 7.9. – von wem auch immer – dieser Unterschied absichtsvoll eliminiert worden ist. Mit dem Übergang ins Präsens unterliegt hier für den tschechischen Leser jedenfalls keinem Zweifel, daß die Verfassung mit der Nationalität in einem Verhältnis „steht“ (*stojí*), also die Beziehung unverändert auch in der Gegenwart gilt:

#Může-liž se při tak zřejmých rozličnostech pochybovati ještě, že zřízení s národností stojí v poměru? Jestli pak to z jedné strany světlé: tak z druhé neméně jasná pravda, že všelikou změnou zřízení ne hned, aniž u každého lidu stejně národnost \*\* hyne.# Znak národní se zřízením ovšem více méně určuje. \*\* Ztráta zřízení jest arci v očích podrobenců vezdy obětí nejsmutnější: cena však tato páčí se \*\* víc podlé citu a náchylnosti, než z nahlédnutí a přesvědčenosti. (347a).

Die im deutschen Text mit Sternchen gekennzeichneten Auslassungen in der Übersetzung führen dazu, daß auf tschechisch Heerens Aussagen stärker verallgemeinert werden, und noch deutlicher wird die Tendenz, aus patriotischen Gründen zu generalisieren, in der Wiedergabe von *häufig eins der schmerzlichsten Opfer* mit *vezdy obětí nejsmutnější*, also doch wohl „immer das traurigste Opfer“! Pražák hat diese Passage nur mit dem dritten und vierten Satz (also ab *Znak národní...*) übernommen.<sup>131</sup> Danach hat er auf Heerens wesentliche Erläuterung verzichtet, daß es in diesem Zusammenhang nicht so sehr auf die Qualität einer Verfassung wie auf die Einstellung der Bevölkerung zu ihr ankomme:

Nicht der wahre Wert der Verfassungen gibt den Maßstab der Anhänglichkeit an dieselben; es gab nicht selten Nationen, die an den Schlechtesten und Unbrauchbarsten mit Enthusiasmus hingen; sondern die Meinung, die eine Nation einmal von ihrer Verfassung hegt. Die Rückwirkung des Untergangs der Verfassung auf die Nationalität wird daher auch mit dieser größer oder geringer sein. (629a).

#Národové se stranu své náklonosti k řízení [*sic!*] podlé jeho pravé ceny spravují; když jsou příkladově u ruky, že mnozí špatného zpotřebovaného zřízení, co klišťe a jaksi výtržně se drželi. Jen zdání, jež národ jednou o svém zřízení pojal, slouží za pravidlo jeho lásky k tomuž zřízení.# Pádem tedy zřízení přichází vždy více méně u národnosti samo v soustrastí. (347a-b).

131 Pražák 1945. S. 280. Dabei ist *vezdy* durch *vždy* ersetzt und *citu a náchylnosti* durch *citu náchylnosti* wiedergegeben (was die Fehlübersetzung von *Gewohnheit* durch *nachylnost* „Neigung“ – statt *navyklost* o.ä.? – produktiv weiterentwickelt). Nach *přesvědčenosti* findet man zum zweiten Mal als Auslassungszeichen < ... >.

Sláma hat das Wort *Enthusiasmus* bei solcher Anhänglichkeit offenbar nicht recht eingeleuchtet, denn er übersetzt es zwar auch mit *jaksi výtržně* „gewissermaßen enthusiastisch“, zuvor aber anschaulicher mit *co klíště* „wie Zecken“ (vgl. dt. *wie Kletten*). Etwas fragwürdig ist von ihm der letzte, mit *Pádem tedy...* beginnende Satz übertragen worden, denn er bringt nicht zum Ausdruck, daß beim Untergang der Verfassung die Nationalitätseinbußen mehr oder weniger groß in Abhängigkeit von der Einstellung (*zdání*) des Volkes sind, sondern nur, daß letztere dabei „immer“ (*vždy*) in „Mitleidenschaft“ (*soustrastí*) gezogen wird; ein Leser des fragmentierten Textes von 1945 kann zudem infolge der vorgenommenen Kürzung überhaupt nicht erkennen, auf welches Subjekt (nämlich *zdání*) sich *přichází* und *samo* beziehen und weshalb (nämlich in bezug auf *národnost* und *zdání*) hier die Verwendung des Wortes *soustrastí* vielleicht berechtigt ist.<sup>132</sup> Überhaupt nicht richtig erfaßt hat A-s die Fortführung dieses Gedankens:

Allerdings lassen zwar die Formen sich ändern, ohne daß deshalb die Nation aufhört, Nation zu seyn; aber offenbar sind diese Formen bey der einen weit tiefer dem Charakter eingedrückt, wie bey der andern. Es ist eben so unmöglich, daß die Autokratie plötzlich in England gegründet werde, als daß Rußland sich zu einer Demokratie umwandle. Geschähe es, so hätten die Völker sich selber umwandeln müssen. (629a).

Obwohl sich im Deutschen der Gegensatz von *die eine* und *die andere* zweifellos auf *Nation* bezieht, hat der Übersetzer ihn auf *Formen* bezogen und mit einem weiteren, hier mit +...+ markierten Satz zu verdeutlichen gesucht, wie er sich den Sinn dieser Wiedergabe gedacht hat:

Dajíť se tvormy arci zjinačiti, aniž proto národ přestane národem býti: než, to předc jisto, že se jednou tvormou znak národní zřetelněji vyrazí než druhou. +S kterou tvormou národ rostl, v tu se znak jeho čistěji vtiskne, než do které se již vyrostlý cpe!+ Aby se v Anglii samovláda náhle zarazila, toť tak nemožno, jako aby se Rusie náhle v lidovládu změnila. #Dřív nežby se to stalo, musiliby se národové sami přeměnit. (347b).<sup>133</sup>

Im tschechischen Text liest man, daß der Nationalcharakter sich durch die eine Form (der Verfassung) deutlicher als durch die andere ausdrücke, und begründet wird das mit der zusätzlichen Erläuterung, daß sich in derjenigen Form, in der ein Volk herangewachsen sei, sein Charakter reiner ausprägen als in derjenigen, in die es sich, schon herangewachsen, hineinzwingen! Während sich hier bei Heeren die Verfassungsformen dem Volkscharakter – mehr oder weniger tief – einprägen, wollte man das in Prag 1824 anscheinend genau

132 Pražák 1945. S. 280 schreibt *v* (statt *u*) *narodnosti* und *v soustrast* (statt *soustrastí*).

133 Pražák 1945. S. 280 schreibt zunächst *formy* statt *tvormy*, dann aber *tvormy*.

umgekehrt sehen.<sup>134</sup> In der weiteren Exemplifizierung dieses Gedankens ist wohl durch einen Zensureingriff im tschechischen Text das Beispiel der Franzosen verschwunden:

★Der große Versuch, Frankreich zu einer Republik umzuformen, mußte bald mißlingen, weil der Charakter der Nation sich dagegen sträubt.★ Bey dem Deutschen, der weit mehr auf Einrichtung der Justiz als der Staatsverfassung sieht, konnten die Formen der letztern nicht so tief und bestimmt sich dem Nationalcharakter einprägen, als bey jenen. Fast alle Arten der Verfassungen waren bey ihm wirklich zu Hause; er paßte für alle, nur den Despotismus ausgenommen, weil er sich an alle gewöhnt hatte. Werden daher nur die Forderungen erfüllt, die er an den Staat macht, (und was stünde diesen im Wege?) so ist es kaum zu fürchten, daß der Charakter der Nation durch Formen entarten werde. (629a-b).

Im tschechischen Text fehlt der Satz, mit dem Heeren an die Revolution von 1789 erinnert, doch könnte er in der Übersetzung ursprünglich enthalten gewesen sein, weil der Ausdruck *bey jenen*, mit dem Heeren auf Frankreich, vielleicht auch auf Rußland und England zurückverweist, möglicherweise eine Entsprechung findet, nämlich das rätselhafte *v onu*, das sich jetzt freilich kaum auf etwas anderes als auf *tvorma* „Form“ beziehen kann:

★★ Němec podhlídavější na rozdělování spravedlnosti, než na zřízení státu, nemohl svůj národní znak do tvorny této vtěsnati tak, jako v onu. A proto u něho všeho druhu zřízení zdomacnělo, on se ku každému – vyjma neobmezené – hodil, a všechny si navyknul. Vyplnějí-li se mu tedy jenom žádosti, v státu hledané (a co tu můž brániti?), tak se není čeho báti, žeby se znak národní převrhl. (347b).

Rätselhaft ist allerdings zugleich, warum auch die Konstruktion und die Aussage des ersten Satzes verändert worden ist, denn als Subjekt tritt nicht mehr *die Formen* auf (von den Verfassungsformen wird gesagt, daß sie sich bei den Deutschen nicht so tief wie anderswo dem Nationalcharakter einprägen konnten), sondern *Němec* „der Deutsche“ (vom Deutschen wird gesagt, daß er seinen Nationalcharakter in „diese“ [*této*] Verfassungsform nicht so einzwängen konnte wie in jene [*onu*]). Ohne den Frankreich und seine angeblich am Volkscharakter gescheiterte Republik betreffenden Satz könnte mit *tvorma tato* „diese Form“ die bei Heerens Gedankenexperiment mit Rußland in Verbindung gebrachte Demokratie (*lidovláda*) gemeint sein, mit *ona* (scil. *tvorma*) „jene (Form)“ die in Zusammenhang mit England genannte Autokratie (*samovláda*). Non liquet. In jedem Fall weicht das, was man auf tschechisch liest, von dem, was Heeren in seinem Text gesagt hat, empfindlich ab.

134 Pražák 1945. S. 280 schreibt *přece* (statt *předc*) und setzt auch nach *změnila* ein Ausrufungszeichen.

7.11. Der 11. Abschnitt ist der erste von vier, die Heeren der Beziehung zwischen der Nationalität und den Sitten eines Volks gewidmet hat und von denen wir im „Čechoslav“ nur drei lesen können.

In einer nahen Verbindung mit der Verfassung stehen unstreitig die Sitten einer Nation; aber wie ganz anders ist hier das Verhältnis zwischen dem Sieger und den Besiegten! Wenn eine Veränderung der Verfassung gewöhnlich in der Macht des Siegers lag, so geht eine \*plötzliche\* Umwandlung der Sitten \*weit\* über sie hinaus. Sie steht nicht zu erzwingen mit dem Schwert in der Hand; und selbst die Eroberer, welche sie wollten, fühlten bald, daß sie andere Wege einschlagen mußten. (629b).

Das Wort *Sitte(n)* übersetzt Sláma in der Regel mit *mrav* und ergänzt dieses gelegentlich durch *obyčej(i)*:

V blízkém spolku s zřízením stojí národní mravy. Ale jaktě tu vítězitel s podrobencem v poměru naskrz jinakém se jeví! Zřízení zrušiti máva vítězitel obyčejně na své vůli: mravů ale a obyčejů \*\* změna jeho mocnou vládou převyšuje, aniž se mečem nebo ohněm dá vynutit. Že k tomu čest [sic!] jiných potřebí, cítili brzo ti dobyvové, jenž mravy podrobenců proměnití žádali. (347b).

Die Nichtübersetzung von *plötzlich* verstößt auch hier (vgl. oben 4.10.) gegen die ausdrückliche Aussage des Verfassers im 13. Abschnitt, daß durch langsamere Beeinflussung Veränderungen der Sitten möglich seien (und Sláma verwendet dort dafür sogar das Adjektiv *nenáhlý* „langsam“ [eig. „unplötzlich“]! Auf der anderen Seite wird durch *mocná vláda* „mächtige Herrschaft“ für tschechische Leser der Eindruck verstärkt, daß die Sitten den Bestrebungen sogar eines mächtigen Siegers widerstehen könnten.<sup>135</sup> Erstaunlicherweise hat Pražák in diesem Fall auch Heerens aus der Geschichte des Altertums stammendes Exempel mit aufgenommen, dabei aber den Wortlaut von 1824 noch stärker als sonst verändert:

Als Cyrus die Lyder besiegt hatte, verboth er, um sie für die Zukunft wehrlos zu machen, alle kriegerischen Übungen, und ließ ihre Jugend weiblich erziehen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen; und das Volk der Lyder, einst berühmt durch seinen kriegerischen Muth, ward zum Sprichwort durch seine Weichlichkeit. Aber wenn man sich über diese frühe Erfindung \*des Despotismus\* wundert, so war doch die Schuld der Lyder noch weit größer als die des Cyrus. Warum ließen sie sich weichlich machen? (629b).

Tak Cyrus, podrobiv si Lídy, zapověděl jim všeliké válečné cvičení, a mlád jich dal rozmařile pěstovati, chtě se všeho jejich odporu na budoucnost zhostiti. A stalo se, jak chtěl. Lídové, jindy pro zmužilost na slovo vzati, vešli v přísloví zženkylosti.

135 Statt des 1824 fehlerhaft gedruckten *čest* hat man sicher *cest* („Wege“, G.Pl.) zu lesen. Pražák 1945. S.280 hat bei der Übernahme des Textes diesen Fehler nicht berichtigt und zudem *spolku zřízením* statt *spolku s zřízením*, *v jiném poměru* statt *v poměru naskrz jinakém* geschrieben und *se jeví* weggelassen. Ferner liest man *vidi-li* statt *cítili* und *dobyvatelé* statt *dobyvové*.

Divíce se ale oné tak ranné chytrosti \*\*\*, poznáváme spolu, že vina Lídů větší byla, než Cyrová. – Proč se porozmařiti dali? (347b).<sup>136</sup>

Wie schon im 10. Abschnitt, wo das Wort *Despotismus* in der Umschreibung *neobmezené (zřízení)* „unbeschränkte Verfassung(sform)“ verschwunden ist, hat man es hier in der Übersetzung durch Auslassen vermieden. Noch erstaunlicher an der für Pražáks Anthologie getroffenen Auswahl aus diesem Heeren-Text ist sicher, daß nach der Cyrus-Anekdote nicht auch der vom Übersetzer gesperrt wiedergegebene, also doch wohl von ihm für besonders wichtig gehaltene Kernsatz am Schluß des Abschnitts Aufnahme gefunden hat:

Hier ist es also, wo ein weites und ruhmvolles Feld für den Vortheil der Besiegten sich öffnet. Die Erhaltung ihrer Sitten steht in ihrer Macht. Wenn dieß aber nicht zu bezweifeln steht, wovon hängt sie denn ab? Wir glauben von drey Stücken: Von dem Werth, welchen die Besiegten selbst auf ihre Sitten legen; von der Art des gesellschaftlichen Verkehrs mit den Siegern; und ganz vorzüglich von dem Benehmen des andern Geschlechts. (629b).

Sláma hat die zu vermittelnde Einsicht noch um ein Zweifel abwehrendes *naskrz* („durchaus“) und um ein der Hervorhebung dienendes *zvláště* („insbesondere“) erweitert:

Z té strany odvírá se ku prospěchu podrobenců širé a slávy plné pole; udržení jejich mravů spočívá naskrz v jich rukou. #Není-li tu pochybovati, na čem tedy zachování mravů záleží? Totiž na třech zvláště věcech, – a to: na ceně, již podrobenci sami svým mravům připisují; na společném obchodu s vítězem, a zvlášt na chování druhého pohlaví.# (347b-348a).

Von diesen drei Stücken werden wie erwähnt in der tschechischen Übersetzung nur noch zwei berücksichtigt, vgl. **7.12.** und **7.13.**

**7.12.** Bei der im 12. Abschnitt gebotenen Betrachtung des eventuell unterschiedlichen Werts, den die eigenen Sitten bei den Völkern Europas haben, hat bereits 1824 der tschechische Übersetzer nicht wie Heeren deren Kulturen nur „ähnlich“, sondern „gleichsam identisch“ (vgl. *teměř stejná vzdělanost*) genannt (sein in Zagreb wirkender Kollege sah hier eine einheitliche Kultur [vgl. oben **4.10.** zu *jednaka izobraženost*]):

Zuerst der Werth, den eine Nation selbst auf ihre Sitten legt. Unter den Völkern des westlichen Europa's ist allerdings durch eine ähnliche Cultur eine Gleichförmigkeit der Sitten entstanden, welche sie beynahe zu Einer Nation zu machen schien. Aber es sind doch nicht bloß die sehr feinen Nüancen, wodurch sie sich unterscheiden; auch der auffallenden Verschiedenheiten ist noch genug übrig

136 Vgl. Pražák 1945. S. 280 mit stärker geändertem Text:

Cyrus podrobil si Lidy a zapověděl jim všeliké válečné cvičení. Mládež jejich poručil vychovávat v rozmařilosti, přepychu, a vésti k zženštilosti. Lidové byli však na vině. Proč se dali vésti k rozmařilosti?

geblieben. Das Nationale spricht sich darin am deutlichsten aus; und hat als solches in den Augen des Fremden nicht bloß etwas auffallendes, sondern auch Achtung gebiethendes. (629b).

#Předně uvážíme cenu, mnoho-li který národ na svých mravech dá zaležeti. Mezi národy západní Evropy uvedli se stejnou vzdělaností, také téměř stejní mravové, tak že se skoro jedním národem býti zdají. Nicméně různí se př[e]dc nejen onou něžnou odlišností (*nuance*) mezi sebou: ale i zřetelných rozdílností dost se u každého udrželo, a z těch národnost nejjasněji svítá, cizinec pak jich ani pomíjeti, ani si vážiti nemůže.# (348a).

Bei Pražák wird diese Einleitung ausgelassen – der von Heeren bewußt gewählte größere Rahmen der kulturellen Konvergenz Europas ist 1945 von vornherein verengt auf den bilateralen Konfliktfall:

Durch freywillige Verläugnung seiner Sitten beraubt sich daher der Besiegte selber derjenigen Waffen, welche ihm vor allen die Achtung der Sieger erhalten können. Er setzt sich aber in dessen Augen desto mehr dadurch herab, weil dieser selber sie nicht forderte, nicht einmahl erwartete. Sie erscheint ihm nothwendig als Wegwerfung; und wer sich selber wegwirft, muß sich nicht beklagen, wenn er verachtet wird. So ist also Verläugnung der väterlichen Sitte wahrer Verrat an der Nationalität; und das Nachäffen des Fremden erscheint nicht bloß in einem lächerlichen, sondern auch in einem schändlichen Lichte. (629b).

Zvolným zadáním svých mravů zamítá tedy podobenec tu jedinkou zbraň, kterou si u vítěze nejlevněji vážnost vynutit může: uvádí se ale také v lehkost u něho; jelikož on podobného zavržení ani nežadá, aniž čeká. Takové zadání osoblivých mravů jest právě opovržení sebou samým; kdo pak sám sebe zavrhuje, ten se nežaluj, bude-li ním zas pohrdáno! Zapření tedy mravů otcovských jest skutečná zrada národnosti a opičí dělání po cizincích, netoliko směšné, noprž i ohavné jest. (348a).

Die ein besonderes Interesse des Übersetzers signalisierende Sperrung eines Satzes ist später bei Pražák nicht beibehalten worden.<sup>137</sup> Daß freilich in den Nachdruck auch die Exemplifizierungen am Schluß dieses Abschnitts übernommen worden sind, zeugt wohl von einem besonderen tschechischen Interesse an derartigen Fragen in der Zeit der Zusammenstellung von „Národ se bránil“:

Mit den Sitten steht, mit den Sitten fällt der Charakter einer Nation; wird doch die Verfassung selber eine leere Form, wenn sie nicht durch die Sitten gestützt wird; aber mit der Verfassung gehen nicht sofort nothwendig die Sitten unter. Wiederholt wurden Hindus, wurden Chinesen unterjocht; und doch blieben sie und sind sie Nationen; warum? – weil sie ihre Sitten nicht fahren ließen; und welches auffallendere Beispiel könnten wir anführen, als das, welches wir in unserer Mitte sehen, das des jüdischen Volks? Zerstreut über die Länder der Erde,

137 Vgl. Pražák 1945. S. 281. Er schreibt zudem *ani nečeká* statt *aniž čeká*; *ten nežaluj* statt *ten se nežaluj*; läßt *zas* aus; und ersetzt *netoliko ... noprž* durch einfaches *a*.

ohne Verfassung und gemeinschaftliches Vaterland, sind sie nach fast zwey Jahrtausenden eine Nation, weil sie ihren Sitten getreu geblieben. (629b–630a).

S mravy stojí i klesá znak národní, a samo to zřízení jalovou bude tvormou, není-li na mravech založeno. Než, padne-li zřízení, mravy proto ještě neutonuly. Kolikrát byli Hindové, a kolikrát Čini podmanění, a předc zůstali národem. Proč? – že se mravů svých nespustili; a kdež najdem důraznější příklad onoho, jež každodenně vidíme, totiž u Židů? Rozptýlení po všech končinách země, bez zřízení a obecné vlasti, ještě po dvou tisících let nepřestávají býti národem, #že se mravů svých nespouštějí#. (348a).

Die Form *najdem* belegt unzweideutig, daß der Übersetzer in der 1. P.Pl. des Präsens tatsächlich neben *-me* auch die Endung *-m* gebrauchen kann (vgl. *vidíme* unmittelbar danach und oben zu 7.2. und 7.3.). Im Nachdruck von 1945 ist der letzte Teilsatz weggelassen; gewichtiger als das sind allerdings die syntaktisch-inhaltlichen Verschiebungen im verbliebenen Text. So wird statt Punkt nach *neutonuly* ein Ausrufezeichen gesetzt, nach *podmanění* statt Komma ein Fragezeichen verwendet und danach mit *Přece* ein neuer Satz begonnen; statt ...*vidíme, totiž u Židů?* liest man dort ...*vidíme? U Židů!*, also statt einer erläuterten Frage eine Frage mit bekräftigter Antwort.<sup>138</sup> Die nachdrücklichere Hervorhebung der Sonderstellung des Judentums ist in diesen Jahren auch in Prag von beklemmender Aktualität gewesen, und mit diesem Hinweis endet bei Pražák der Auszug insgesamt.

**7.13.** Im 13. Abschnitt, der die Folgen des gesellschaftlichen Umgangs zwischen Siegern und Besiegten erörtert, fällt in der tschechischen Fassung zunächst auf, daß für den im 11. Abschnitt mit *společný obchod* wiedergegebenen Ausdruck *gesellschaftlicher Verkehr* hier in *Art des gesellschaftlichen Verkehrs* mit *způsob pospolitého obchodu* či *obcování* eine andere Formulierung eingesetzt worden ist, auf die später *pospolité obcování* allein folgt:

Die Bewahrung der väterlichen Sitten bestimmt schon größten Theils von selbst die Art des gesellschaftlichen Verkehrs zwischen dem Sieger und dem Besiegten; die weit mehr, wie man vielleicht glaubt, über das Schicksal der letztern entscheidet. Von ihr hängt es ab, ob Völker sich gänzlich ineinander verlieren sollen \*oder nicht\*. Sie ist es, welche jene wohlthätige Scheidewand zieht, welche Nationen \*von Nationen\* sondert. Es ist nicht bloß auf dem Schlachtfelde, wo Nationen sich kennen lernen; es ist weit mehr durch den fortgesetzten friedlichen Verkehr. Ist hier der Einfluß langsamer, so ist die Wirkung desto gewisser. (630a).

Držení se mravů otcovských stanoví nazvíce (richtig sicher: *najvíce*) samo způsob pospolitého obchodu či obcování podrobenců s vítězem; a tím se víc, než k víře podobno, osud podobenců rozhodá. Na něm záleží, mají-li národové takořka jeden v druhem zmizeti; ten staví onu blahočinnou mezeru, níž se národové liší.

138 Pražák 1945. S. 281 schreibt darüber hinaus *Přece* statt *a předc*, *najdeme* statt *najdem*, *létech* statt *let*.

Ne tak na bojišti jako setrvalým a klidným obcováním seznamují se národové. Jest-li tu náčinek nenáhlý: budeť účinek o to jistější. – (348b).

Anstelle der Gleichrangigkeit von *zwischen dem Sieger und dem Besiegten* hat der Übersetzer von „(Verkehr) der Besiegten mit dem Sieger“ (*podrobenců s vítězem*) gesprochen und dadurch deutlicher und ganz im Sinne Heerens zum Ausdruck gebracht, daß es insbesondere darauf ankomme, wie sich gegenüber dem Sieger die Besiegten verhalten. Zumindest aus heutiger Sicht wirkt die Wiedergabe von *mehr, als man vielleicht glaubt* durch *víc, než k více podobno* fragwürdig, weil man dieses eher als „mehr, als es glaubhaft ist“ verstehen möchte.<sup>139</sup> Das Ineinanderaufgehen der Völker geschieht im Tschechischen nicht „gänzlich“, sondern mit „sozusagen“ (*takořka*) nur gleichsam. Es verdient Beachtung, daß der letzte Satz im Deutschen nicht eigens hervorgehoben ist, sondern die Sperrung allein auf den tschechischen Bearbeiter zurückgeht. Auch beim zweiten Teil dieses Abschnitts gibt es in der tschechischen Version (die ihn mit einem Gedankenstrich absetzt und auch beendet) mindestens eine interessante Abweichung vom deutschen Text:

Auch hier ist aber der Vortheil auf der Seite der Besiegten. Es gibt eine Mittelstraße zwischen kaltem Zurückstoßen und zuvorkommender Vertraulichkeit, die man am wenigsten verfehlen wird, so lange man die Form beobachtet, welche in dem Vaterlande das Herkommen in dem gesellschaftlichen Verkehr bildete. Wenn es eiter Trotz wäre, jedem Umgange mit dem Sieger zu entsagen, folgt daraus, daß er ohne Rückhalt in jeden Kreis, auch in den traulichen Kreis des Familienlebens, eingeführt werde? Folgt daraus, daß der bisher herrschende Ton sofort aufgegeben und umgestimmt werde, bloß um, \*wie man glaubt,\* dem Fremden zu Gefallen zu sein? (630a).

Však i v tom pádu mají podobenci na své straně prospěch; ležíť jakás střední cesta zdůtka studeného pohrdání a utulné sstoupenosti, tu nechybíš, pokud se tvormy nespustíš, kterou se ve vlasti pospolitě obcování od dávna uzpůsobilo. Půjčíme-li, že to marné vzdorování všeho se obcování s vítězem odříkat, zdaž proto smíme ho již do každé besedy, ba i od (richtig: do [?]) okresu života čeledního bez rozpaku uvádět? Proto-li má se až potud panující mrav a obyčej hned měnit a zadati, že s ním cizincům nelíbíme? –

Anders als der deutsche Text mit seinem wiederholten *man* beziehen im tschechischen Verbformen der 2. P.Sg. (*nechybíš, nespustíš*) und der 1.P.Pl. (*půjčíme, smíme, nelíbíme*) erneut ausdrücklich die Leserschaft in die beschriebenen Handlungen und Einstellungen mit ein, aber es fällt auch auf, daß an die Stelle des zweimaligen *folgt daraus, daß...* mit Passivkonstruktionen in der Übersetzung Modalverben (*smíme* „wir dürfen“, *má* „es muß“) getreten sind, die gleichfalls den Leser deutlicher in die Pflicht nehmen. Eine reizvolle Nuancierung liegt schließlich darin, daß der Einschub *wie man glaubt* im

139 D. h. hier dürfte eine Interferenz der zwei Bedeutungen von *glauben* 1. „Glauben schenken“ und 2. „meinen, denken“ vorliegen.

Zieltext weggefallen ist und die Besiegten in Prag ihr Verhalten nicht etwa nur in dem Wunsch, „dem Fremden zu Gefallen zu seyn“ ändern, sondern der bisher herrschende Ton aufgegeben und umgestimmt wird in der Furcht, „daß wir mit ihm den Fremden nicht gefallen“. Daß dieser 13. Abschnitt bei Pražák fehlt, muß nicht verwundern: in der Zeit der Okkupation, in der seine Anthologie vorbereitet wurde, konnte von einem gesellschaftlichen Verkehr, wie ihn Heeren verstanden hat, zwischen deutschem Sieger und tschechischen Besiegten keine Rede mehr sein.

**7.14.** Im Vergleich mit der kroatischen Version des Heeren-Aufsatzes von 1839 zeigt die Analyse der tschechischen Fassung, daß der heute als Übersetzer anzusehende František Josef Sláma 1824 deutlich weniger in den Text der deutschen Vorlage eingegriffen hat, denn es fehlen in seiner Bearbeitung gänzlich sowohl das manipulierende Auswechseln von Bezeichnungen für Sprachen bzw. Völker als auch die Substitution geeigneter Belegbeispiele, wie man sie in der „Danica“ vor allem in den weiteren Abschnitten beobachten kann, die auf tschechisch nicht übersetzt (oder nicht mehr abgedruckt) worden sind. Dennoch ist nicht daran zu zweifeln, daß auch diese tschechische Übersetzung einen Versuch darstellt, Heerens Überlegungen, die in der Franzosenzeit das Nationalbewußtsein unter den Deutschen fördern sollten, auf die Situation des tschechischen Volkes zu übertragen. Das beginnt bereits damit, daß jedes *wir*, das sich bei Heeren natürlich auf die Deutschen bezieht, als tschechisches *my* vom Leser auf die eigene Sprachgemeinschaft bezogen wird, und diese gewissermaßen automatische Nostrifizierung verstärkt sich auch hier durch die Nutzung von Verbformen der 1. P.Pl. zur Wiedergabe von Passivkonstruktionen oder von Verbformen der 2. P.Sg. , d.h. eines *du*, als Äquivalent von *man*-Sätzen (7.13.). Darüber hinaus hat der Übersetzer mit kleinen Zusätzen mehrfach zu erkennen gegeben, wie er zu den von Heeren beschriebenen Situationen steht, etwa wenn er die Vernachlässigung der besiegten Völker in der Geschichtsschreibung ein großes Unrecht nennt (7.2.), die falsche Beurteilung des Zusammenhangs von Verfassung und Nationalität als eine große Sünde bewertet (7.9.) und anders als das Original den Verlust der eigenen Verfassung als das schlimmste Opfer für ein besiegtes Volk bezeichnet (7.10.) – ganz abgesehen davon, daß durch Streichung von relativierend-differenzierend wirkenden Ausdrücken die Argumentation einfacher als bei Heeren und damit vielleicht eingängiger für die intendierten Leser gemacht worden ist und der wiederholte Wechsel vom Präteritum des Vergangenen beschreibenden Historikers zum Präsens im Tschechischen den beschriebenen Sachverhalten auch Geltung in der Gegenwart zuweist. Den besten Beweis dafür, daß auch hier schon 1824 in Prag aus Heerens gegen die Übermacht des Französischen gerichteter Apologie des Deutschen mit Erfolg eine gegen das Deutsche gerichtete Verteidigung des tschechischen Volkes

und seiner Sprache gemacht worden ist, liefert freilich die Tatsache, daß diese Übersetzung in die vor allem in der Okkupationszeit entstandene und 1945/46 gedruckte Anthologie „Národ se bránil“ aufgenommen werden konnte, deren Ziel es war, den Sinn des Abwehrkampfes der Tschechen mit dem Deutschtum zu erläutern („vysvětlit smysl obranného zápasu Čechů s němečtívím“).<sup>140</sup> Wie aus der durchgeführten Analyse gleichfalls hervorgeht, hat Pražák den bis zum 13. Abschnitt weitgehend vollständigen „Čechoslav“-Text nur mit erheblichen Verkürzungen übernommen und auf diese Weise erreicht, daß die vielgestaltigen Möglichkeiten, die Heerens universalhistorischer Rahmen auch in der tschechischen Übersetzung geboten hatte, zurücktreten und die Aufmerksamkeit des Lesers sich eher auf eine konkrete Bilateralität, eben den viele Jahrhunderte währenden tschechisch-deutschen Konflikt konzentriert. Wahrscheinlich ist bei dieser unter schwierigsten äußeren Umständen zu leistenden Sammel- und Editionsarbeit nicht einmal bewußt geworden, wer tatsächlich der Verfasser des von F. J. A-s ins Tschechische übertragenen deutschen Originals gewesen ist, denn sein Name wird als *von Herén* angegeben (1824 las man *z Héren*), und in Pražáks Namenindex ist weder diese falsche Form noch die richtige *Heeren* zu finden.<sup>141</sup> Aus den mißlichen Entstehungsbedingungen sind gewiß auch die zahlreichen Ungenauigkeiten und Inkonsistenzen bei der Auswahl und (ortho)graphischen Modernisierung des Textes zu erklären.<sup>142</sup>

**7.15.** In seinem bekannten Buch „Na prahu národní existence“ hat Miroslav Hroch auch die in der ersten Hälfte des 19. Jh. geführten Auseinandersetzungen um die Rolle des Tschechischunterrichts im Schulwesen Böhmens beschrieben und dabei František Josef Sláma als den wohl aktivsten Kämpfer für die Gleichberechtigung des Tschechischen gegenüber dem damals als Unterrichtssprache noch immer dominierenden Deutschen bezeichnet. Selbst Tschechen, die wie Jan Nejedlý oder Aleš Pařízek im Bildungswesen tätig waren, hielten auch weiterhin für ausreichend, wenn tschechische Kinder die Grundzüge ihrer Muttersprache nur in demjenigen Umfang erlernten, der sie befähigte, mit Erfolg auf deutsch unterrichtet zu werden:

V tom se v dvacátých letech již rozcházeli s argumentací jiných vlastenců, kteří naopak zdůrazňovali potřebu češtiny jako podmínky pro rovnocennost českého etnika. Mezi nimi byl asi nejaktivnější František Josef Sláma, autor řady publikovaných článků a memorand zasílaných církevní i světské vrchnosti. Poukazoval na to, že žák, jehož mateřtinou je čeština, si na české triviální škole ještě ne osvojí

140 Kudělka in Kudělka/Šimeček 1977. S. 227; vgl. auch die zeitgenössischen Rezensionen von Haller 1946 und Polák 1946.

141 Pražák 1945. S. 279 und 401.

142 Auf die Verbesserungsbedürftigkeit mancher abgedruckter Texte machen schon die genannten Rezensenten aufmerksam, vgl. Polák 1946. S. 211; Haller 1946. S. 139.

české pojmosloví a na německé hlavní škole je pak rovnou seznámenován s novými německými pojmy, jejichž české ekvivalenty jsou mu neznámé. Žák si v důsledku toho, zejména nepokračuje-li ve školní docházce na vyšších školách, neosvojí cizí jazyk, němčinu, ale nezná ani svoji mateřštinu. Na to pak navazují známé nám již poukazy na neblahé důsledky v náboženské a mravní výchově.<sup>143</sup>

Man geht wahrscheinlich nicht fehl mit der Vermutung, daß der auch als Publizist so rührige Kirchenmann Sláma seine bei Hroch beiläufig erwähnten Memoranden und Artikel zugunsten einer tschechischsprachigen Ausbildung der tschechischen Jugend auch mit Argumenten gestützt haben kann, die er bei der Lektüre des Heeren-Textes kennengelernt hatte. Aus einer deutsch abgefaßten Eingabe von 1835 hat Pražák in seine Anthologie einen Auszug in tschechischer Übersetzung aufgenommen, in dem zwei Sätze stehen, die von Heeren zumindest angeregt sein könnten:

Každý národ žije totiž potud, pokud kvete jazyk jeho, kterýž když hasne, i národ umírá. Odtud onen pud téměř bezděčný u každého národa, aby jazyk svůj zachoval, oživoval a vším možným rozšiřoval.<sup>144</sup>

Da Sláma mit seinen Vorstellungen von einem gleichberechtigten Unterricht in tschechischer Sprache damals nicht allein stand, lohnt es vielleicht, sich auch

---

143 Hroch 1999. S. 203 („In diesem Punkt unterschieden sie sich in den zwanziger Jahren schon von der Argumentation anderer Patrioten, die umgekehrt die Notwendigkeit des Tschechischen als einer Bedingung für die Gleichwertigkeit des tschechischen Ethnos betonten. Unter ihnen war der wohl aktivste František Josef Sláma, der Autor einer Reihe publizierter Artikel und von Memoranden, die er an die kirchliche und weltliche Obrigkeit schickte. Er wies darauf hin, daß ein Schüler, dessen Muttersprache das Tschechische ist, sich in der tschechischen Normalschule noch nicht die tschechische Terminologie aneignet und in der deutschen Hauptschule dann gerade mit deutschen Begriffen bekanntgemacht wird, deren tschechische Äquivalente er nicht kennt. Insbesondere wenn der Schüler den Schulbesuch nicht auf höheren Schulen fortsetzt, wird er sich die fremde Sprache, das Deutsche, nicht aneignen, aber er kennt auch seine Muttersprache nicht. Daran schließen sich die uns schon bekannten Hinweise auf die mißlichen Folgen in der religiösen und moralischen Erziehung an.“).

144 Pražák 1945. S. 284–285. Zitiert wird möglicherweise nach Tonner 1877. S. 90, doch lautet die Stelle dort etwas anders:

[...] každý národ toliko potud žije co národ, pokud kvete jazyk jeho, kterýž když hasne, i národ domírá. Odtud onen pud téměř be[z]děčný u každého národa, aby jazyk svůj zachoval, oživoval a vším možným způsobem rozšiřoval [...].

Wie sich die hier durch Unterstreichung markierten Unterschiede erklären, ist ohne das vorläufig unzugängliche deutsche Original nicht zu entscheiden. Eine Rückübersetzung des bei Tonner abgedruckten Textes könnte lauten:

[...] jedes Volk lebt nur so lange als Volk, wie seine Sprache blüht; wenn sie erlischt, stirbt auch das Volk aus. Daher jener gleichsam spontane Trieb eines Volks, seine Sprache zu bewahren, zu beleben und mit allen ihm möglichen Mitteln zu erweitern [...].

im tschechischen Schrifttum des 19. Jh. noch nach weiteren Heeren-Spuren umzusehen.

## Epilog

Wie recht hatte doch Heeren, als er 1821 bei der Zusammenstellung seiner „Vermischten historischen Schriften“ auch den kleinen Aufsatz „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegtter Völker“ aus dem Jahre 1810 berücksichtigen wollte, weil der Text seiner Meinung nach trotz der Entstehung in der Franzosenzeit weiterhin von Interesse sein konnte:

Möge das, was damals nöthig, oder doch nützlich scheinen konnte, [...] für alle Folgezeit überflüssig bleiben; aber auch warnend und ermunternd, wenn ähnliche Zeitläufe wiederkehren sollten!<sup>145</sup>

Wie aktuell und ermunternd seine Überlegungen damals tatsächlich noch waren, belegen in besonderer Weise die kurz danach erfolgten Übertragungen ins Tschechische und ins Kroatische, deren Bearbeiter in der Zeit der „nationalen Wiedergeburt“ ihren Lesern Heerens Argumente für die bewußte Förderung der Muttersprache nahezubringen versucht haben, weil sie davon überzeugt waren, daß das meiste, was der Göttinger Verfasser über die Situation des Deutschen ausgeführt hatte, mutatis mutandis auch von ihrer eigenen Sprachgemeinschaft gesagt werden konnte. Beide haben – der eine „aggressiver“ als der andere – so übersetzt, daß ihre Landsleute sich angesprochen fühlen konnten und das mahnende „tua res agitur“ nicht zu überhören war. Angesichts dieser nachweislich fortdauernden Aktualität stellt sich um so mehr die Frage, ob es nicht doch noch weitere slavische Übersetzungen dieser Heeren-Abhandlung oder wenigstens Spuren von deren Kenntnis gibt. Als ein sehr ungewöhnlicher Rezeptionserfolg ist in jedem Fall zu verbuchen, daß die tschechische Übersetzung, wenn auch zur Unkenntlichkeit verkürzt und faktisch anonymisiert, sogar 1945 noch einmal gedruckt und kulturpolitisch instrumentalisiert werden konnte.

## Literatur

- Adel 1969 – K. Adel (Hrsg.): Joseph Freiherr von Hormayr und die vaterländische Romantik in Österreich. Auswahl aus dem Werk. Wien 1969.  
 ARj. – Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika. 1–23. Zagreb 1880–1976.  
 Babić 1986 – Stj. Babić: Tvorba riječi u hrvatskom književnom jeziku. Zagreb 1986.  
 Babukić 1836 – Vj. Babukić: „Osnova slovnice slavjanske narječja ilirskoga“, Danica ilirska 2.1836. S. 37–40, 41–44, 45–48, 49–52, 53–56, 57–60.

---

145 Heeren 1821. S. 3.

- Barsukov 1910 – N. Barsukov: *Žizn' i trudy M. P Pogodina*. 1–22. S.-Peterburg 1888–1910.
- Becker-Schaum 1993 – Chr. Becker-Schaum: Arnold Herrmann Ludwig Heeren. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft zwischen Aufklärung und Historismus. Frankfurt am Main [u.a.] 1993.
- Becker-Schaum 2007 – Chr. Becker-Schaum: „Arnold Herrmann Ludwig Heeren (1760–1842)“, *Europa-Historiker*. Ein biographisches Handbuch. Band 3. Göttingen 2007. S. 63–88.
- Benešić – J. Benešić: *Rječnik hrvatskoga književnoga jezika od Preporoda do I. G. Kovačića*. 1–12. Zagreb 1985–1990.
- Boldt 1996 – Fr. Boldt: Kultur versus Staatlichkeit. Zur Genesis der modernen politischen Kultur in den böhmischen Ländern im Widerspiel von kulturellem und politischem Bewußtsein bei den böhmischen Tschechen und Deutschen bis zum Jahre 1898. Praha 1996.
- Chrzanowski 1914/1971: „Mowa Brodzińskiego *O narodowości Polaków* na tle współczesnej ideologii patriotycznej“ [1914], I. Chrzanowski: *Optymizm i pesymizm polski*. *Studia z historii kultury*. Warszawa 1971. S. 153–197.
- Crusius 1969 – I. Crusius: „Heeren, Arnold Hermann Ludwig“, *Neue deutsche Biographie*. 8.1969. S. 195–196.
- Despalatović – E. M. Despalatović: *Ljudevit Gaj and the Illyrian Movement*. New York, London 1975.
- Djamić 1972 – A. Djamić: „Kazalo po autorima. Kazalo imena“, *Danica Ilirska*. XIII–XIV–XV. Reprint izdanje. Zagreb 1972. [Anhang] S. 47–134.
- Drews 1990 – P. Drews: „G. A. Bürgers *Lenore* in der slavischen (Vor-)Romantik“, *arcadia* 25.1990. S. 10–28.
- Drews 2004 – P. Drews: *Deutsch-südslavische Literaturbeziehungen. 1750–1850*. München 2004.
- Engel/Mrazović 1986 – *Kontrastive Grammatik Deutsch-Serbokroatisch*. Bd. 1. München 1986.
- Estreicher 1972 – K. Estreicher: *Bibliografia polska XIX stulecia*, Wydanie drugie. Tom X: *Litera H*. Kraków 1972.
- Gaj 1875 – V. Gaj: *Knjižnica Gajeva. Ogljed bibliografskih studija*. Zagreb 1875.
- Gardt 2000 – Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von A. Gardt. Berlin, New York 2000.
- Gogol' 1940 – N. V. Gogol': *Polnoe sobranie sočinenij*. Tom desjatyj. *Pis'ma, 1820–1835*. [Leningrad] 1940.
- Haller 1946 – J. Haller [Rez. zu Pražák 1945], *Naše řeč* 30.1946. S. 134–139.
- Heeren 1810 – A. H. L. Heeren: „Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besieger Völker“, *Vaterländisches Museum*. Zweytes Stück. Hamburg 1810. S. 129–153.
- Heeren 1821 – A. H. L. Heeren: *Vermischte historische Schriften*. Göttingen 1821. (Historische Werke. Zweiter Theil).
- Heeren/Hormayr 1810 – A. H. L. Heeren: „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besieger Völker“, *Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst*. 1.1810. S. 627–630, 632–635.
- Herder 1909 – J. G. Herder: *Sämmtliche Werke*. Bd. 14. Berlin 1909.
- Hildermeier 1987 – M. Hildermeier: „Von der Nordischen Geschichte zur Ostgeschichte. Osteuropa im Göttinger Horizont“, *Geschichtswissenschaft in Göttingen*. Eine Vorlesungsreihe. Göttingen 1987. S. 102–121.

- Hlebec 1986 – B. Hlebec: „Serbo-Coatian Correspondents of the Articles in English“, *Folia Slavica* 8,1.1986. S. 29–50.
- Hobsbawm 1983/1993 – E. Hobsbawm: „Inventing Traditions“, *The Inventing of Tradition*. Ed. by E. Hobsbawm and T. Ranger. Cambridge 1983. Nachdruck 1993. S. 1–14.
- Horvat 1975 – J. Horvat: *Ljudevit Gaj. Njegov život, njegovo doba*. Zagreb 1975.
- Hroch 1999 – M. Hroch: *Na prahu národní existence. Touha a skutečnost*. Praha 1999.
- Hroch 2005 – M. Hroch: *Das Europa der Nationen. Die moderne Nationsbildung im europäischen Vergleich*. Göttingen 2005.
- Ivić 1971 – M. Ivić: „Leksema *jedan* i problem neodređenog člana“, *Zbornik za filologiju i lingvistiku* 14,1.1971. S. 103–120.
- Jungmann 1849 – J. Jungmann: *Historie literatury české. Aneb: Soustavný přehled spisů českých s krátkou historií národu, osvícení a jazyka*. Druhé vydání. V Praze 1849.
- Jungmann 1948 – J. Jungmann: *Boj o obrození národa. Výbor z díla Josefa Jungmanna*. Uspořádal F. Vodička. Praha 1947.
- Kahn 1939 – I. Kahn: *Der Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren. Ein Beitrag zur Geschichte der Göttinger Schule*. Basel 1939.
- Katičić 2007 – R. Katičić: „Der auf Politisches bezogene Wortschatz der kroatischen Illyristen in den frühen vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts“, *Herrschaft, Staat und Gesellschaft in Südosteuropa aus sprach- und kulturwissenschaftlicher Sicht. Erneuerung des Zivilisationswortschatzes im 19. Jahrhundert*. Wien 2007. S. 29–72.
- Keipert 1998 – H. Keipert: „Überlegungen zur Terminologie der sog. nationalen Wiedergeburt der Slaven“, *A Centenary of Slavic Studies in Norway. The Olaf Broch Symposium. Papers*. Oslo, 12–14 September 1996. Oslo 1998. S. 121–141.
- Keipert 2000 – H. Keipert: „Herders *Slaven-Kapitel* in der *Danica Horvatska, Slavenska i Dalmatinska* (1835)“, *Slavische Literaturen im Dialog. Festschrift für R. Lauer zum 65. Geburtstag*. Wiesbaden 2000. S. 129–140.
- Keipert 2006 – H. Keipert: „Über das Vergessen von Wissensbeständen in der Slavischen Philologie oder Jan Kollárs Abhandlung *Über die literarische Wechselseitigkeit* in der *Danica Ilirska* von 1836“, *International Journal of Slavic Linguistics and Poetics* 44–45.2002–2003[2006]. S. 261–278.
- Keipert 2007 – H. Keipert: „Übersetzen aus zweiter Hand in Ljudevit Gajs *Danica Ilirska*“, *Slovo* 56–57.2006–2007. S. 229–240.
- Keipert 2008a – H. Keipert: „Ljudevit Gajs ‚Zauberwörtchen‘ *narodnost*“, *Nel mondo degli Slavi. Incontri e dialoghi tra culture. Studi in onore di G. Brogi Bercoff*. I. Firenze 2008. S. 313–326.
- Keipert 2008b – H. Keipert: „Ljudevit Gajs Artikel *Nima domorodztva prez ljubavi materinzkog' jezika* und die *Sbirka nekojih řečih* von 1835“, *Die slavischen Grenzen Mitteleuropas. Festschrift für S. Bonazza*. München 2008. S. 87–95.
- Keipert 2009 – H. Keipert: „Lj. Gajs Artikel *Kein Patriotismus ohne Liebe der Muttersprache*“, *Von grammatischen Kategorien und sprachlichen Weltbildern – Die Slavia von der Sprachgeschichte bis zur Politsprache. Festschrift für D. Weiss zum 60. Geburtstag*. München, Wien 2009, S. 303–314.
- Kohler 2008 – G.-B. Kohler: „Zur Wirkung der Habsburger Zensur auf die Entwicklung der kroatischen Literatur im Kontext des Illyrismus“, *Habsburg und die Slavia*. Frankfurt am Main, Berlin [u.a.] 2008. S. 177–207.

- Kořalka 2007 – J. Kořalka: František Palacký (1798–1876). Der Historiker der Tschechen im österreichischen Vielvölkerstaat. Wien 2007.
- Kraushar 1900–1906 – A. Kraushar: Towarzystwo Warszawskie (Królewskie) Przyjaciół Nauk. 1800–1832. 1–4. Kraków, Warszawa 1900–1906.
- KRj. – Rječnik hrvatskoga kajkavskoga književnog jezika. 1(1)–4(10). Zagreb 1984–2005.
- Kudělka/Šimeček 1977 – M. Kudělka/Zd. Šimeček/Vl. Štastný/R. Večerka: Československá slavistika v letech 1918–1939. Praha 1977.
- Kukuljević-Sakcinski 1842 – I. Kukuljević v. Sacci: „Die Nationalität in Kroatien und Slavonien“, Luna. Beiblatt zur Agramer politischen Zeitung, verschiedenen Inhalts. Nr. 77. S. 329–333, Nr. 78. S. 338–340.
- Kunzmann-Müller 1994 – B. Kunzmann-Müller: Grammatikhandbuch des Kroatischen unter Einschluß des Serbischen. Neubearbeitete, zweite Auflage. Frankfurt am Main, Berlin [u.a.] 1994.
- Kusáková 2008 – *lk* [=L. Kusáková]: „František Josef Smetana“, Lexikon české literatury 4,1. Praha 2008. S. 228–230.
- Kutnar 2003 – Fr. Kutnar: Obrozenské vlastenectví a nacionalismus. Příspěvek k národnímu a společenskému obsahu češství doby obrozenské. Praha 2003.
- Lauer 1987 – R. Lauer: „Grundzüge der Geschichte der Slavistik in Göttingen“, Materialien zur Geschichte der Slavistik in Deutschland. Teil 2. Wiesbaden 1987. S. 37–96.
- Leščilovskaja 1968 – I. I. Leščilovskaja: Illirizm. K istorii chorvatskogo nacional'nogo Vozroždenija. Moskva 1968.
- Loužil 1976 – J. Loužil: „Josef Jungmanns Begriff der Sprachnation“, Ost-West-Begegnung in Österreich. Wien 1976. S. 167–174.
- Macura 1977 – Vl. Macura: „Die Beziehung zur deutschen Kultur als kulturbildender Faktor auf dem Höhepunkt der tschechischen nationalen Wiedergeburt“, Beiträge zur Literatur der tschechischen und slowakischen Wiedergeburt. Leipzig 1977. S. 70–80.
- Macura 1995 – Vl. Macura: Znamení z rodu. České národní obrození jako kulturní typ. Praha 1995.
- Maissen 1998 – A. P. Maissen: Wie ein Blitz schlägt es aus meinem Mund. Der Illyrismus: Die Hauptschriften der kroatischen Nationalbewegung 1830–1844. Bern 1998.
- Maretić 1963 – T. Maretić: Gramatika hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika. Treće, nepromijenjeno izdanje. Zagreb 1963.
- Moldenhauer 2008 – D. Moldenhauer: Geschichte als Ware. Der Verleger Friedrich Christoph Perthes (1772–1843) als Wegbereiter der modernen Geschichtsschreibung. Köln, Weimar, Wien 2008.
- Mosely 1934–1935 – Ph. E. Mosely: „A Pan-Slavist Memorandum of Liudevit Gaj in 1838“, The American Historical Review 40.1934–1935. S. 704–716.
- Murko 1897 – M. Murko: Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Mit einem Anhang: Kollár in Jena und beim Wartburgfest. Graz 1897.
- Novák 1910 – A. Novák: „Jungmannův článek o klasičnosti v literatuře“, Listy filologické 37.1910. S. 110–123.
- Otruba 2008 – *mo* [=M. Otruba]: „František Josef Sláma“, Lexikon české literatury 4,1. Praha 2008. S. 199–201.
- Patočka 1972 – J. Patočka: „Das Dilemma in unserem nationalen Programm. Jungmann und Bolzano“, Postylla Bohemica. 1. Prager Geschichtsphilosophie. Bremen 1972. S. 19–29.

- Pölitz 1825 – K. H. L. Pölitz: Das Gesamtgebiet der deutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und practisch dargestellt. Erster Band. Philosophie der Sprache. Leipzig 1825.
- Porák 1946 – K. Porák [Rez. zu Pražák], *Listy filologické* 70.1946. S. 210–212.
- Pražák 1945 – A. Pražák: *Národ se bránil: obrany národa a jazyka českého od nejstarších dob po přítomnost*. Praha 1945.
- Ravlić 1965 – J. Ravlić (Hrsg.): *Hrvatski narodni preporod. II. Ilirska knjiga*. Zagreb 1965.
- Rybička 1874–1875 – A. Rybička: „František Josef Sláma (Bojenický). Obraz životopisný“, *Časopis Musea Království Českého* 48.1874. S. 361–371, 493–500; 49.1875. S. 82–94, 198–211, 331–344, 427–436.
- Seier 1981 – H. Seier: „Heeren und England“, *Studien zur Geschichte Englands und der deutsch-britischen Beziehungen*. Festschrift für P. Kluge. München 1981. S. 48–78.
- Seier 1982 – H. Seier: „Arnold Herrmann Ludwig Heeren“, *Deutsche Historiker*. Bd. IX. Göttingen 1982. S. 61–80.
- Šibanov 1899 – P. Šibanov: *Katalog ruskich knig, starych i novych zamečatel'nych i redkich*. Moskva 1899 (Nachdruck Köln 1981).
- Šicel 1997 – M. Šicel (Hrsg.): *Programski spisi hrvatskog narodnog preporoda*. Zagreb 1997.
- Siegel 2001 – H. Siegel: *Aleksandr Ivanovič Turgenjev. Ein russischer Aufklärer*. Köln, Weimar, Wien 2001.
- Stifanić 1980 – M. Stifanić: „Mogućnosti iskazivanja vrednosti italijanskog člana u srpskohrvatskom jeziku“, *Studije iz kontrastivne analize italijanskog i srpskohrvatskog jezika*. 1. Beograd 1980. S. 37–60.
- Stukenbrock 2005 – A. Stukenbrock: *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945)*. Berlin, New York 2005.
- Šurmin 1903–1904 – Dj. Šurmin: *Hrvatski preporod*. 1–2. Zagreb 1903–1904.
- Tafra 1993 – Br. Tafra: *Gramatika u Hrvata i Vjekoslav Babukić*. Zagreb 1993.
- Tonner 1877 – E. Tonner: „Františka Slámy Obrana jazyka českého na školách obecných“, *Časopis Českého Muzeum* 88.1877. S. 88–102.
- Turgenjev 1911 – *Archiv brat'ev Turgenjevych*. Vyp. 2. Pis'ma i Dnevnik Aleksandra Ivanoviča Turgenjeva Gettingenskogo perioda (1802–1804 gg.) i pis'ma ego k A. S. Kajsarovu i brat'jam v Gettingen 1805–1811 gg. S vvedeniem i primečanjami V. M. Istrina. S.–Peterburg 1911.
- Wegele 1880 – F. Wegele: „Heeren, Arnold (Hermann Ludwig)“, *Allgemeine deutsche Biographie* 11.1880. S. 244–246.
- Zelený 1873 – V. Zelený: *Život Josefa Jungmanna*. Praha 1873.
- Živančević 1973 – M. Živančević: „Danica Ilirska i njeni anonimni suradnici (Bilješke in tergo u povodu reprint izdanja)“, *Croatica* 5.1973. S. 67–105.
- Zorić 2005 – A. Zorić: *Nationsbildung als „kulturelle Lüge“*. Eine vergleichende Untersuchung zur kroatischen und tschechischen „Wiedergeburtbewegung“ des 19. Jahrhunderts. München 2005.

# Arabische Proportionalgefüge★

MANFRED ULLMANN

## Einleitung

Die arabischen Philologen des Mittelalters haben die Grammatik ihrer Sprache in umfassender Weise zu kodifizieren versucht. Sie haben sich dabei von bestimmten Prämissen leiten lassen und ein hochgradig theoretisches System entworfen. Die Regeln dieser sog. Nationalgrammatik sind aus koranischen Sätzen und vor allem aus Versen abgeleitet, in denen eine ungewöhnliche Diktion herrscht, eine Diktion, die oft durch den Reim oder das Metrum bedingt ist. Die Prosabeispiele, die diese Sprachgelehrten anführen, um ihr Regelwerk zu untermauern, sind erklügelt und konstruiert. Das hatte zur Folge, daß die Syntax – anders als die Morphologie – in vielerlei Hinsicht unzureichend dargestellt ist. Eine angemessene Beschreibung der Satzbaupläne und eine zutreffende Funktionsbestimmung der Satzglieder, insbesondere der Konjunktionen, fehlen fast überall. Hinzu kommt, daß die arabischen Gelehrten ihren Blick nur auf die Sprache der Beduinen und die alte, bis zum Ende der Umayyadenzeit verwendete Dichtersprache gerichtet haben. Es war nicht ihr Ziel, ein Bild der durchschnittlichen, gewöhnlichen Schriftsprache ihrer Zeit zu entwerfen. So, wie die Lexikographen die Wörter nicht mehr verzeichnet haben, die seit dem Ende des 8. Jahrhunderts aus dem Griechischen, Aramäischen und Mittelpersischen ins Arabische eingedrungen sind, so haben auch die Grammatiker die Satztypen ignoriert, die sich erst um diese Zeit herausgebildet haben. Dazu gehören, um nur einige zu nennen, das Koordinationsschema *laisa ... faqat, lākin ... aiḍan*<sup>1</sup>, die Phrasen *laisa wa-lā wāḥidun minhum* „auch nicht ein einziger von ihnen“<sup>2</sup>, *kam bi-l-ḥarīyi* „um wieviel mehr“<sup>3</sup>, *sabīlūhū an yaʿfala šaiʿan* „er muß etwas tun“, das die Aussage abschwächende Modell *launuhū ilā l-ḥumrati mā huwa* „seine Farbe geht ein

---

★ Die Quellen und die Literatur sind mit den Abkürzungen und nach den Ausgaben zitiert, die im Wörterbuch der Klassischen Arabischen Sprache verwendet werden (s. dort Band II, Teil 4, p. 2265–2328).

1 Manfred Ullmann, Nicht nur ..., sondern auch..., in: Der Islam 60, 1983, 3–36; WKAS II 1977 a 33 ff.

2 WKAS II 31 b 13 ff.; 1983 b 3 ff.

3 WKAS I 341 b 29 ff.; 576 a 9 ff.

wenig ins Rote“<sup>4</sup>, der Verzicht auf das Pronomen des Sachverhaltes nach *inna*<sup>5</sup>, das postpositionale *kāna* nach determinierten Verbalnomina wie z. B. *ar-raġulu l-muwakkalu kāna bi-l-ḥabsi* „der Mann, der damals die Leitung des Gefängnisses hatte“<sup>6</sup> und die Konstruktion *kaunuhū lā yaʿrifu l-kalāma* „die Tatsache, daß er die Sprache nicht beherrschte“<sup>7</sup>. All dies fehlt in den mittelalterlichen Grammatiken der Araber, und da die europäischen Gelehrten die Werke der Araber materiell und konzeptionell imitiert, ja kopiert haben, sucht man diese Konstruktionen auch in unseren Grammatikbüchern vergebens.

Im folgenden soll nun ein Satztypus behandelt werden, der ebenfalls in den Grammatiken fehlt oder dort nur ganz unzureichend dargestellt ist. Es sind die Proportionalgefüge.

Im Deutschen bestehen Proportionalgefüge aus einem Modalsatz und einem Hauptsatz. Der Modalsatz wird durch die Konjunktion „je“ eingeleitet; im Hauptsatz ist ein Korrelat obligatorisch, das „desto“, „um so“, „um desto“, „immer“ oder „je“ (veraltet) lautet<sup>8</sup>. Beide Gliedsätze sind durch eine Klimax charakterisiert, die durch Adjektive im Komparativ dargestellt wird. Durch diese Mittel wird zum Ausdruck gebracht, daß sich der Grad oder die Intensität des Geschehens im Hauptsatz gleichmäßig mit dem Grad oder der Intensität des Geschehens im Nebensatz ändert.<sup>9</sup> Es heißt also: „*Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur...; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor*“<sup>10</sup>. „*Aber je eifriger sich Berthold und Grünwald zur Förderung der Rüstung anstellten, desto weniger vollbrachten sie*“<sup>11</sup>. „*Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe...; wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegenteil tut von dem, was er will*“<sup>12</sup>. „*Was könne thörigter sein als, je weniger des Weges übrig stehe, um desto größere Wege-*

4 Manfred Ullmann, *Launuhū ilā l-ḥumrati mā huwa*, Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl., Sitzungsberichte 1994, Heft 4.

5 Vgl. unten Anm. 58.

6 Ṭab. Taʿrīḥ I 2, 887, 2 f.; WKAS I 462 a 44 ff.; Werner Diem, *al-ġisru kāna* „die frühere Brücke“, in: *Der Islam* 63, 1986, 248–283; Manfred Ullmann, Anmerkungen zu *kāna*, ib. 66, 1989, 344–350.

7 WKAS I 465 b 23 ff.

8 Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, IV. Band, 2. Abtheilung, bearbeitet von Moriz Heyne, Leipzig 1877, Sp. 2281–2284.

9 Vgl. Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*, bearbeitet von Paul Grebe, 2. Aufl., Mannheim 1966, §6300; Rudi Conrad, *Lexikon sprachwissenschaftlicher Termini*, Leipzig 1985, p. 190; Metzler *Lexikon Sprache*. Dritte, neubearbeitete Auflage, hsgb. von Helmut Glück, Stuttgart-Weimar 2005, p. 516 b.

10 Goethe, *Maximen u. Reflexionen* IX 609.

11 Achim von Arnim, *Die Kronenwächter*, Drittes Buch, Sechste Geschichte: Das Todaustreiben.

12 Goethe, *Maximen u. Reflexionen* II 32.

zehrung zu sorgen<sup>13</sup>. „Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse“<sup>14</sup>. „Allein je mehr die Seele wert, je mehr der Teufel ihr begehrt“<sup>15</sup>.

Bei I n v e r s i o n steht im Hauptsatz „desto“ bzw. „um so“ mit Komparativ, „immer“ mit Komparativ oder der unmarkierte Komparativ, z.B.: „(Der Bediente) bringt desto mehr Französisch an, je weniger er weiß“<sup>16</sup>. „Er empfand die Wirkungen um so schmerzlicher, je tiefer, je zarter besaitet sein sonst so starkes Gemüt war“<sup>17</sup>. „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht“<sup>18</sup>. „Es war, als sei nun doch der Name des Toten, der ja immer häufiger genannt wurde, je näher man dem Orte der Schaustellung kam, an ihr Gehör gelangt“<sup>19</sup>. „... wobei manche miteinander raunten und schließlich vom Raunen zu lebhafteren, zu eindeutigeren Äußerungen übergangen, je weiter sie sich vom Platz vor der Kirche entfernten“<sup>20</sup>. Der Nebensatz kann auch mit „als“ eingeleitet werden: „Der Meister eines Baues gräbt den Grund / Nur desto tiefer, als er hoch und höher / Die Mauern führen will“<sup>21</sup>. Enthält der Nebensatz keinen Komparativ, so ist das Proportionalgefüge nur unvollständig gestaltet, wie in zwei Sätzen von Jacob Grimm: „Und desto schärfer ausfallen muß der Eindruck hier gesprochener Lehren und Mahnungen, als sie in eines der größten Römer Mund gelegt werden“<sup>22</sup>. „Seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht“<sup>23</sup>.

Ein ganz anderes Verhältnis liegt vor, wenn zwei Hauptsätze aufeinanderfolgen, deren zweiter durch die Bindewörter „desto“, „um so“ oder „um desto“ eingeleitet wird. Diese fungieren dann nicht als Korrelate, sondern es sind a d v e r s a t i v e Partikeln, durch die der im ersten Satz gemachten Aussage eine emphatische, überhöhte Aussage entgegengesetzt wird. Das proportionale Verhältnis ist in solchen Fällen nur unvollständig durchge-

13 Jacob Grimm, Rede über das Alter (Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen, hsgb. von Ulrich Wyss, München 1984, p. 228).

14 Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts, 7. Kapitel.

15 Ludwig Uhland, Graf Richard Ohnefurcht.

16 Georg Christoph Lichtenberg, Orbis pictus, Die Bedienten, a) männliche. Probe von Bemerkungen für den Dichter.

17 Paul Güßfeldt, bei Theodor Fontane, Des Prinzen Friedrich Karl letzte Tage, in: Sämtliche Werke Bd. XIII, Nymphenburger Verlagshandlung München, 2. Aufl. 1963, p. 382.

18 Goethe, Maximen u. Reflexionen III 132.

19 Werner Bergengruen, Das Karnevalsbild (Ullstein Buch Nr. 63, Frankfurt a. M. 1963, p. 25).

20 ib. p. 24.

21 J.W. von Goethe, Theaterreden, Prolog vom 7. Mai 1791, Vss. 5–7.

22 Jacob Grimm, Rede über das Alter (wie Anm. 13) p. 216.

23 ib. p. 226.

führt<sup>24</sup>: „Gar selten tun wir uns selbst genug, desto tröstender ist es, anderen genuggetan zu haben“<sup>25</sup>. „Wer hat eine Uhr ? Niemand ? Desto besser, der Magen ist unsere Uhr“<sup>26</sup>. „Berthold sagte, daß ein bedeutendes Geheimnis verraten sei ... Aber um so ärger verhöhnte ihn Konrad“<sup>27</sup>. „Er fand bei den Hauptleuten geringe Lust, den Strolchen zur Strafe zu verhelfen. Um so mehr flogen seine Gedanken immer wieder nach dem einsamen Hause“<sup>28</sup>. „Es mochte nicht viel helfen, daß mein Vater den miserablen Kerl zur Tür hinauswarf; es wurde vielleicht nur um desto mehr geglaubt“<sup>29</sup>.

Proportionalgefüge sind von Sprache zu Sprache syntaktisch verschieden realisiert worden. Das komparativische Element scheint durchgängig verwendet worden zu sein, so auch im Lateinischen bei den Partikeln „quo... eo...“ bzw. „quanto... tanto...“, z. B.: „*homines quo plura habent, eo ampliora cupiunt*“ und „*quanto superiores sumus, tanto nos geramus submissius*“<sup>30</sup>. Jedoch kommt in dieser Sprache auch der Superlativ vor, wenn die Konstruktion „*ut quisque ... ita...*“ vorgegeben ist: „*ut quisque est vir optimus, ita difficillime alios improbos suspicatur*“ „Je besser ein Mann ist, desto schwerer fällt es ihm, andere für schlecht zu halten“. Im Griechischen sind Proportionsätze durch die Partikeln ὅσῳ ... τοσοῦτῳ ... (bzw. ὅσον ... τοσοῦτον u. ähnl.) mit Komparativen strukturiert<sup>31</sup>. Beispiele sind hier unter den Nummern 5, 10, 11, 12, 16, 35, 39, 44, 45, 46, 49, 51, 52, 82, 84, 109, 110, 111, 113, 114, 117, 118, 119, 128, 130, 132, 133, 134, 155, 156 und 157 zu finden. Zu dem englischen Syntagma „the more..., the less“ ist das unten in Kapitel XII Gesagte zu vergleichen.

Im Arabischen sind mehrere Modelle entwickelt worden, die sich auf zwölf Haupttypen verteilen. Sie seien in folgender Übersicht vorgestellt:

- |    |  |           |
|----|--|-----------|
| I. | Durch <i>kulla-mā</i> eingeleitete Nebensätze. |           |
|    | Nebensatz <i>kāna</i> mit Elat.:               | nr. 4–14  |
|    | Hauptsatz <i>kāna</i> mit Elat.                |           |
|    | Nebensatz Verbum intrans.:                     | nr. 15–21 |
|    | Hauptsatz <i>kāna</i> mit Elat.                |           |

24 Vgl. Duden Grammatik (wie Anm. 9) §3585.

25 Goethe, Maximen u. Reflexionen I 16.

26 Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse, Am 12. Januar.

27 Achim von Arnim, Die Kronenwächter, Drittes Buch, Vierte Geschichte: Schloß Hohenstock.

28 Theodor Storm, Zur Chronik von Grieshuus (Sämtliche Werke, Zweiter Band, p. 344).

29 Theodor Storm, Im Brauerhause (ib. p. 79).

30 Vgl. auch unten die Anmerkungen 47 und 93.

31 Vgl. Raphael Kühner, Bernhard Gerth, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, Zweiter Teil, 4. Aufl., Hannover 1955, p. 497 f. (§582, 2).

|       |   |             |
|-------|---|-------------|
|       | Nebensatz Verbum intrans.:  | nr. 22–32   |
|       | Hauptsatz Vb. intrans.  |             |
|       | Transitive Verben im Neben- oder Hauptsatz  | nr. 33–43   |
|       | Hauptsatz durch <i>bi-ḥasabiḥ</i>   | nr. 44–45   |
|       | bzw. <i>bi-qadriḥ</i> erweitert   |             |
|       | Nebensatz <i>kāna</i> mit Adjektiv<br>im Positiv                                  | nr. 46–47   |
|       | Nebensatz Verbum intrans.:  | nr. 48      |
|       | Hauptsatz <i>lā siyyamā</i>   |             |
|       | Imperfektische Verben<br>im Hauptsatz   | nr. 49–55   |
|       | Konjunktion <i>‘alā kulli-mā</i><br>und imperf. Verben<br>im Neben- und Hauptsatz | nr. 56      |
|       | <i>kulla-mā</i> : <i>kulla-mā</i>   | nr. 57–58   |
| I a.  | Durch <i>kullu mā</i> (und<br>ähnliche Wendungen)<br>eingeleitete Nebensätze      |             |
|       | Relativsätze  | nr. 59–63   |
|       | Konditionalsätze  | nr. 64–68   |
| II.   | Durch <i>kaifa-mā</i> eingeleitete<br>Nebensätze                                  | nr. 69–73   |
| III.  | Durch <i>mahmā</i> eingeleitete<br>Nebensätze                                     | nr. 74–76   |
| IV.   | Durch <i>mā</i> eingeleitete<br>Nebensätze  | nr. 77–79   |
| V.    | Durch <i>matā</i> eingeleitete<br>Nebensätze                                      | nr. 80–81   |
| VI.   | Durch <i>idā</i> eingeleitete<br>Nebensätze                                       | nr. 82–83   |
| VII.  | Durch <i>in</i> (bzw. <i>man, mā</i> )<br>eingeleitete Nebensätze                 | nr. 84–92   |
| VIII. | Durch <i>ka-mā</i> eingeleitete<br>Nebensätze                                     |             |
|       | Analogiegefüge  | nr. 93–105  |
|       | Proportionalgefüge  | nr. 106–107 |
|       | Alternativgefüge  | nr. 108     |
| IX.   | Durch <i>bi-qadriḥ</i><br>strukturierte Sätze                                     |             |
|       | Analogiegefüge  | nr. 109–116 |
|       | Proportionalgefüge  | nr. 117–127 |

|       |  |             |
|-------|--|-------------|
| X.    | Durch <i>bi-ḥasabihī</i><br>strukturierte Sätze                          |             |
|       | Analogiegefüge   | nr. 128–131 |
|       | Proportionalgefüge   | nr. 132–134 |
| XI.   | Durch <i>lā</i> ( <i>mā</i> usw.)<br>... <i>illā</i> strukturierte Sätze | nr. 135–137 |
| XII.  | Durch <i>afalu mā yakūnu</i><br>gebildete Sätze                          |             |
|       | Typus: <i>aʿazzu mā yakūnu</i> :   | nr. 138–146 |
|       | <i>aḥwaḡū mā yakūnu</i>  |             |
|       | Hauptsatz durch <i>fa-</i><br>(bzw. <i>la-</i> ) markiert                | nr. 147     |
|       | Von <i>inna</i> abhängiger Satz  | nr. 148     |
|       | Von <i>kāna</i> abhängige Sätze  | nr. 149–152 |
|       | Konzessivsätze   | nr. 153–154 |
| XIII. | Sonderbildungen  | nr. 155–157 |

### I. Durch *kulla-mā* eingeleitete Nebensätze.

Obwohl dieser Typus eines Proportionalgefüges in der arabischen Literatur seit dem 9. Jahrhundert häufig vorkommt, ist er in den maßgeblichen europäischen Grammatiken nicht behandelt. Er findet sich weder bei Wright, noch bei Reckendorf (Syntaktische Verhältnisse und Syntax), noch bei Laura Veccia Vaglieri, noch bei Henri Fleisch (Esquisse und Traité), noch bei Joshua Blau (in seiner Grammar of Christian Arabic). Eine Ausnahme bildet Carl Brockelmann. Im Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen, Band II, Berlin 1913<sup>32</sup>, spricht er im Kapitel „Konjunktionalsätze als Genetiv“ über *kulla-mā* in der Bedeutung „sooft als“, um dann fortzufahren: „*Kulla* braucht aber nicht notwendig auf die Zeit bezogen zu werden, sondern kann auch eine graduelle Steigerung ausdrücken“. Die Beispiele, die Brockelmann anführt, stammen aus al-Mubarrad, ibn Qutaiba und einigen Dialekten.

Von anderen Arabisten ist die Erscheinung nur in verstreuten Notizen festgehalten worden. Paul Schwarz<sup>33</sup> bringt zur Erklärung einer Stelle in dem von E. Graefe edierten Pyramidenkapitel des Maqrīzī einige Beispiele aus ibn

32 GvG II 618 Mitte (§409 by).

33 Zum Verständnis des Maqrīzī, Leipzig und Berlin 1913, 5–7.

Hauqal, Yāqūt, al-Muqaddasī<sup>34</sup> und al-Ya‘qūbī. Dazu hat August Fischer in einer Miszelle Stellung genommen<sup>35</sup> und weitere Beispiele aus Yāqūt, al-Ḥarīrī, Šaiḥzāde, Kalīla wa-Dimna, ‘Abd al-Laṭīf und ibn abī Ušaybī‘a angeführt. Sodann hat Charles Ambrose Storey in seinen „Lexicographical Jottings“<sup>36</sup> zwei Dutzend Belege aus verschiedenen Schriften des Gāḥiḏ, aus al-Waššā‘ und anderen Schriftstellern veröffentlicht. In einer Anmerkung zu Storey’s Aufsatz bemerkt Oskar Rescher<sup>37</sup>, daß die Konstruktion mit *kulla-mā* „überaus häufig“ sei. Er verweist auf Freytags Arabum Proverbia Bd. III, auf al-Ġaubarī, ibn Taġrībī, al-Baihaqī und seine eigene Übersetzung der Stelle Mubarrad Kāmil 680,11, die H.L. Fleischer anders interpretiert hatte<sup>38</sup>. Auf all diese Vorarbeiten hat der Verfasser im ersten Band des WKAS s.v. *kulla-mā* Bezug genommen<sup>39</sup>, um dieses Syntagma dann auf Grund von 37 Beispielsätzen darzustellen. Für das moderne Hocharabisch hat Vicente Cantarino neun Beispiele zusammengetragen, bei denen der Nebensatz durch *kulla-mā* eingeleitet ist<sup>40</sup>, jedoch fehlt bei ihm der Satztypus, bei dem sowohl der Nebensatz als auch der Hauptsatz mit *kulla-mā* beginnt (s. unten die Beispiele nr. 57 und 58).

Historisch und typologisch ist der Ausgangspunkt ein iterativ definiertes Temporalgefüge. Dieses zeigt an, daß ein im Hauptsatz geschilderter Vorgang sich in der gleichen Weise wiederholt, wenn im Nebensatz die gleichen Voraussetzungen gegeben sind. Der Nebensatz wird durch die Konjunktion *kulla-mā* „jedesmal wenn“, „immer wenn“, „sooft als“ eingeleitet. Im Nebensatz und Hauptsatz steht normalerweise das Perfekt<sup>41</sup>.

1. *kulla-mā auqadū nāran li-l-ḥarbi afā‘ahā llāhu* „Sooft sie ein Feuer zum Krieg anzünden, löscht Gott es aus“ (Paret): Qur‘ān 5,64/69.

Steht in solchen Satzgefügen statt eines transitiven Verbuns ein Intransitivum, so kann es schwierig werden, ein Temporalgefüge gegen ein Proportionalgefüge abzugrenzen. Der Satz

2. *kulla-mā kaṭura d-dubābu*<sup>42</sup> *hāna qatluhū* Maidānī Amṭāl II 101,4 = Freytag Prov. 22,257 (II p. 391) „Immer wenn es viele Fliegen gibt, ist es leicht, welche zu töten“ könnte somit die Bedeutung bekommen: „Je mehr Fliegen es gibt, desto leichter ist es, welche zu töten“. Dieses Beispiel ist im

34 Das Beispiel aus Muqḏ. Taqāsīm 414, 13 ist allerdings nicht eindeutig.

35 August Fischer, Eine Maqrīzī-Stelle, in: WZKM 29, 1915, 204–207.

36 A Volume of Oriental Studies presented to E.G. Browne, Cambridge 1922, p. 453.

37 Zeitschrift für Semitistik und verwandte Gebiete 3, 1924, 142, 2 ff.

38 Oskar Rescher, Die Kharidshitenkapitel aus dem Kāmil, Stuttgart 1922, 211.

39 WKAS I 295 a 37 ff. Der Faszikel ist 1964 erschienen.

40 Vicente Cantarino, Syntax of Modern Arabic Prose. Vol. III: The Compound Sentence, Bloomington-London 1975, p. 220 f. (§243 C).

41 Vgl. Fleischer Kl. Schr. I 469 f.; Nebes Kāna ya‘falu 121.

42 Var. *ad-dabā* „die Heuschrecken“.

WKAS I 295 b 6 f. unter die Proportionalgefüge eingereiht, eine Klassifizierung, die mir heute problematisch erscheint.

Den Vers des Ḥarīrī (Maq. 270,7):

3. *wa-astaḏibu t-taḏība minhu wa-kulla-mā aḡadda ‘aḏābī ḡadda bī ḥubbu birrihī* hat August Fischer<sup>43</sup> übersetzt: „Und ich finde die Qualen, die sie mir bereitet, süß, und je öfter sie mich quält, um so stärker wird in mir die Lust sie liebevoll zu behandeln“. Da in *aḡadda* aber ein transitives Verbum in der Bedeutung „etwas erneuern“<sup>44</sup> vorliegt, ist doch eher an ein iteratives Temporalgefüge zu denken, so daß zu übersetzen ist: „Und ich genieße die Qualen, die der geliebte Knabe mir bereitet, und immer, wenn er mich von neuem quält, erneuert sich in mir die hingebungsvolle Liebe zu ihm“. Die Beispiele 2 und 3 werfen also die Frage auf, ob es Kriterien gibt, die es erlauben, einen bestimmten Satz eindeutig als Proportionalgefüge zu klassifizieren.

Zunächst ist festzuhalten, daß Satzgefüge, die in beiden Gliedsätzen mit *E l a t i v e n* besetzt sind, als Proportionalsätze zu interpretieren sind (nr. 4–14). Das entspricht den Verhältnissen im Deutschen, wo beide Gliedsätze Adjektive im *K o m p a r a t i v* aufweisen (s. oben p. 210).

4. *li-anna l-qai’a kulla-mā kāna aqraba ilā an yakūna šifan mahḏan kāna arda’a* (für οἱ γὰρ ἀκρητέστεροι [sc. ἔμετοι] κακίους εἰσίν)<sup>45</sup>): Buqrāt Taqdimā 217,10 f.

5. *wa-kulla-mā kānat hāḏīhi r-ruṭūbatu aḡtara wa-aḡlaza kāna l-laḥmu llaḏī hiya fihi idā mulliḥa aḡwada wa-aḡḏala* (für καὶ ὅσῳ γ’ ἂν ἦδε [sc. ἡ ὑγρότης] πλείων ἦ καὶ παχύτερα, τοσῶδε μᾶλλον ἀμείνων ἢ σὰρξ γίγνεται ταριχευθεῖσα): Ḡālīnūs Aḡḏīya III 40,2 (Ms. Kairo, Dār al-kutub al-miṣriya 1727 ṭibb).<sup>46</sup>

6. *wa-ḏālika anna l-ḥarārata wa-l-waḡā’a kulla-mā kānā ašadda wa-aqwā kāna mā yaḡtaḏībānīhī mina l-faḏli aḡtara wa-kulla-mā kānā aḡḏafa kāna ḏālika l-faḏlu aqalla* (für αἰ μὲν γὰρ ἰσχυραὶ θερμοασαίαι τε καὶ ὀδύνηαι πλέον ἔλκουσιν [sc. τὰ περιττώματα], αἰ δ’ ὀσθενέστεραι μεῖον): Ḡālīnūs Ḥummayāt 254 paen. f.

7. *inna l-ḥubza kulla-mā kāna anqā kāna l-ḥiltu l-mutawallidu minhu aḡwada lākinnahū abta’u nḥidāran* „Je reiner das Brot ist, desto besser ist der Saft, der aus ihm entsteht; allerdings gleitet es langsamer herab“: Rufus von Ephesos, bei Rāzī Ḥāwī 20,289,11 f.<sup>47</sup>

8. *wa-waḡādnā l-išqa kulla-mā kāna arsaḥa fa-šāḥibuhū<sup>48</sup> bihī aklafu fa-inna mauqi’a laddati z-zafari minhu arsaḥu wa-surūrahū bi-ḏālika abḥaḡu* „Wir haben festgestellt, daß der Liebhaber sich um so leidenschaftlicher gebärdet, je tiefer sich die Liebe festgesetzt hat, denn auch die Wonne seiner Eroberung sitzt

43 WZKM 29, 1915, 205 unten.

44 Šarīšī ŠMaq. I 407, 19 erkl. *aḡadda* durch *ḡaddada*.

45 Littré: „Moins le vomissement est mélangé, plus il est mauvais“.

46 Vgl. WGAÜ 476, 2 ff.

47 Übs. Faragut: „*Et panis quanto mundior, tanto magis generat humorem meliorem*“, s. Darremberg-Ruelle Fragm. nr. 451. Vgl. die Varr. in nr. 47 und 92.

48 Beide Editionen: *wa-šāḥibuhū*.

desto tiefer, und seine Freude darüber ist um so schöner“: Ġāḥiẓ Ras. 162, –3 f./ (Hārūn) III 141,7 f.

9. *wa-kulla-mā kānati l-qausu ašadda n'itāfan kāna sahmuhā amdā* „Je mehr der Bogen gekrümmt ist, desto weiter fliegt der Pfeil“: Mubarrad Kāmil 43,1 f.<sup>49</sup>

10. *kulla-mā kāna l-mizāǧu aibasa kānati n-nafsu alabba* (für ὅσῳ περ ἂν ἡ κρᾶσις γίγνηται ξηροτέρα, τοσοῦτω καὶ τὴν ψυχὴν ἀποτελεῖσθαι συνετωτέρα): Ġālīnūs Quwā n-nafs 20,23 f.

11. *fa-ammā man kāna šān'an bi-yadihī wa-ra'ā ka-annahū lābisu tīyābin bīdīn fa-inna dālīka yadullu fīhī 'alā biṭālatihī wa-kulla-mā kānati t-tīyābu arfā'a qīmatan kāna adalla 'alā kaṭrati l-biṭālati* (für λευκὰ ἰμάτια ... χειροτέχναις δὲ ἀργίαν καὶ σχολὴν [σημαίνει], καὶ ὅσῳ ἂν πολυτελέστερα ἦ τὰ ἰμάτια, τοσοῦτω πλείονα): Arṭāmīd. Ru'yā 189,9 ff.

12. *wa-ammā l-hakīmu fa-innahū yaqwā 'alā stī'mālī r-ra'ī idā kāna wahdahū wa-aiḍan kulla-mā kāna aḥkama kāna aḥrā an yaḥfala dālīka*<sup>50</sup> (für ὁ δὲ σοφὸς καὶ καθ' αὐτὸν ὢν δύνεται θεωρεῖν, καὶ ὅσῳ ἂν σοφώτερος ἦ, μᾶλλον): Arist. Aḥlāq 350,10 f./ (Akasoy) 559,7 f.

13. *wa-kulla-mā kāna [sc. al-laḥmu] aǧdā wa-arṭaba fa-huwa ašarru* [Var. šarrun] „Je nahrhafter und feuchter das Fleisch ist, desto schlechter ist es“: Rāzī Ḥāwī 11,217,7.

14. *ru'yā s-safarǧali ta'ūlu bi-l-marāḍi... fa-kulla-mā kāna launuhū ašfara fa-maraḍuhū aš'abu wa-in kāna aḥḍara yakūnu maraḍuhū ashala* „Im Traum eine Quitte zu erblicken hat eine Krankheit zur Folge... Je gelber sie gefärbt ist, desto schwerer ist die Krankheit. Ist sie jedoch grün, so ist die Krankheit leichter“: Ibrāhīm al-Kirmānī, bei Ḥalīl ibn Šāhīn az-Zāhīrī, K. al-Išārāt fī 'ilm al-ibārāt, Rand Nābulusī Manām II 193,8 f.

Zu den Proportionalgefügen gehören auch Sätze, in denen nur der Hauptsatz mit einem Elativ besetzt ist, während der Nebensatz ein eine Eigenschaft ausdrückendes Verbum (z.B. 'atuqa, natina) oder ein anderes Intransitivum enthält (nr. 15–21).

15. *al-iqrāru ... bi-anna ḡamī'a l-ḥumūri kulla-mā 'atuqat kānat ašhana* (für ὥστ' εἴπερ ὠμολόγηται μὲν ἅπαντας τοὺς οἴνους χρονίζοντας γίγνεσθαι θερμοτέρους): Ġālīnūs Mufr. IV 11, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 86 a 11 f.)<sup>51</sup>.

16. *wa-kulla-mā 'atuqa hādā d-dawā'u kāna ablaǧa fī l-'ilāǧi* (für ὅσῳ δὲ χρόνιον γίνεται [sc. τὸ φάρμακον], μᾶλλον ἰσχύει): Tā'umnīstīs Baiṭara 48,42<sup>52</sup>.

49 Vgl. nr. 42 und 141.

50 Vgl. WGAÜ S I 802. Douglas M. Dunlop übersetzt: „And also the wiser he is, the more adequately he does that“.

51 Vgl. WGAÜ S II 707.

52 Vgl. WGAÜ S II 708.

17. *al-misku ... wa-kulla-mā ḥaffā waznuhū wa-fāḥa fa-huwa aḡwadu* „Je leichter der Moschus an Gewicht ist und je köstlicher er duftet, desto besser ist er“: Ġāḥiḡ Tabāṣṣur 13,1 f.

18. *fa-kulla-mā natina rīḥuhū* [sc. *rīḥu l-insāni l-maqtūli*] *kāna ašḥā li-l-ḡūli wa-atyaba ʿindahū* „Je widerlicher der Ermordete stinkt, desto begehrenswerter und köstlicher ist er für den Wüstendämon“: b. Waḥšīya Filāḥa 1272,18.

19. *wa-suʿila: li-ma kulla-mā ʿalimum kānat ʿināyatukum bi-t-taʿallumi ašadda* „Platon wurde gefragt: Warum ist euer Eifer, [etwas] zu lernen, desto glühender, je mehr ihr wißt?“: Misk. Ḥikma 345,8.

20. *mā samītu mutakalliman qaṭṭu takallama fa-aḥsana illā aḥbabbu an yaskuta ḥaufan an yuṣīʾa illā Ziyādun fa-innahū kāna kulla-mā aḡtara kāna aḡwada kalāman*<sup>53</sup> „Ich habe noch nie einen Redner gehört, der sich trefflich auszudrücken wußte, bei dem ich nicht gewünscht hätte, er möge aufhören, denn ich fürchtete, er könne schließlich etwas verpatzen, mit Ausnahme von Ziyād. Denn der redete nur desto besser, je länger er redete“: Ṭab. Taʿrīḥ II 1,76,11 ff.<sup>54</sup>

21. *wa-lā taku ... ka-šānīʿati l-qazzi llatī kulla-mā rtadat bi-šanʿatihā kānat ilā l-lubṭi aqrabū* „Sei nicht wie eine Seide fabrizierende [Raupe], die um so mehr steckenbleibt, je mehr sie sich mit ihrem Produkt bekleidet“: Yamanī Muḏāḥāt 11,10 f. = (Ps.)ʿAdī b. Zaid 26,2<sup>55</sup>.

Eine dritte Gruppe wird durch Sätze gebildet, bei denen in beiden Gliedsätzen *i n t r a n s i t i v e* Verben stehen (nr. 22–32). Diese Verben können eine Gradation beinhalten (z. B. *zāda, izdāda, naqaṣa, māla*) oder eine Eigenschaft oder Qualität ausdrücken (z. B. *raqqa, daqqa, ṣafā, ḥasuna, kabura*).

22. *fa-idā kānati l-ḥumratu qāniyatan mālat ilā s-sawādi wa-kulla-mā raqqati l-ḥumratu wa-ṣafat mālat ilā l-bayādi* „Wenn die rote Farbe tiefdunkel ist, wirkt sie geradezu schwarz, aber je mehr das Rot zart und rein wird, desto mehr hellt es sich auf“: ʿAlī b. Rabban Firdaus 363, –3 f.<sup>56</sup>

23. *kulla-mā zdadnā maʿrifatan zdadnā maʿrifatan bi-manfaʿati l-ʿilmi* „Je mehr Kenntnisse wir besitzen, desto mehr erkennen wir den Nutzen des Wissens“: Platon, bei Misk. Ḥikma 345,9.

24. *au ka-dūdati l-ibrīsami llatī kulla-mā zdādat ʿalā naṣihā laffani zdādat mina l-ḥurūḡi buʿdan* „Oder wie die Seidenraupe, die sich desto weiter von der

53 Var.: *fa-innahū kulla-mā zāda zāda ḥusnan* b. Qut. ʿUyūn II 171, 9. Zu der Var. mit *illā* s. nr. 137.

54 H. Reckendorf (Synt. Verh. p. 700 sowie Synt. p. 490, 2 f.) übersetzt: „So oft er eine lange Rede hielt, hielt er sie vorzüglich“.

55 Das Verspaar ist gefälscht. Die Vokalisation *aqrabu* ist durch den Reim bedingt.

56 Vgl. unten nr. 128.

Möglichkeit, herauszukommen, entfernt, je mehr sie sich einwickelt“: Yamanī Muḍāhāt 11,5 f.<sup>57</sup>

25. *wa-ḍālika li-anna kulla-mā naqaṣati r-ruṭūbatu mina l-badani naqaṣati l-ḥarāratu ṭ-ṭabīʿiyatu* „Und dies ist deshalb so, weil die natürliche Wärme um so mehr abnimmt, je mehr sich die Feuchtigkeit des Körpers vermindert“: Ps. Arist. Masāʿil V 12,23 f.<sup>58</sup>

26. *fa-ahluhū bīḍun wa-kulla-mā tabāʿadū fī š-šamāli zādādū bayāḍan* „Die Bewohner der nördlichen Region sind hellhäutig, und je weiter sie im Norden siedeln, desto heller sind sie“: b. Ḥauqal Masālik 10,14 f./10,17 f.

27. *kulla-mā aqbaltum ilā l-maḡribi zādattum mina l-mašriqi buʿdan* „Je mehr ihr euch dem Westen nähert, desto weiter entfernt ihr euch vom Osten“: der Messias, in Iḥwān -ṣafāʾ I 386,1 f.

28. *kulla-mā ḥasunāt naʿmatu l-ḡāhili zādā fihā qubḥan* „Je prächtiger ein Dummkopf im Wohlstand lebt, desto mehr kommt seine Gemeinheit dabei zum Ausdruck“: Balīnās, bei Mubaššir Muḥtār 296 paen.<sup>59</sup>

29. *ar-raḡbatu tušbihu fī mabdaʾi nabtiḥā li-l-ḥandaqūqā l-marḡīyi wa-kulla-mā kaburat daqqat aurāquḥā* (für μηδική εοικε μὲν ἄρτι φουμένη τριφύλλω τῆ ἐν χορτοκοπίοις, προάγουσα δὲ στενοφυλλότερα γίνεται): Diosc. Mat. med. II 147, übs. abū Sālim al-Malaṭī nach dem Syrischen, Ms. Paris, Bibl. Nat. 4947, fol. 38 a<sup>60</sup>.

30. *sunnatu l-laiṭi kulla-mā hamma an yubʿida waṭban zāda nḥiṭāṭan wa-rabḍā*<sup>61</sup> „Es ist die Art des Löwen, sich um so flacher hinzukauern, je weiter er springen will“: Murtaḍā II 163,2.

57 Var.: *wa-ka-dūdati l-qazzi llatī kulla-mā zādat ʿalā naṣsiḥā naṣḡan zādat mina l-halāki qurban* Murādī Išāra 65, 6 ff. Zu einer weiteren Var. s. nr. 136.

58 L.S. Filius übersetzt: „That is because everything which decreases the moistness of the body decreases the natural heat“. *Li-anna* steht für *li-annahū*. Der Akkusativ nach *inna* und *anna* wird nicht nur in Prosatexten dieser Zeit oft vernachlässigt, vgl. z. B.: WKAS II 10 b 34; 2141 a 38 ff.; *iḍā ltaffat nawāšī l-ḥaili zannū bi-anna bi-šaʿdati yuṣṣā l-ḡalīlū* ʿUtaiba b. al-Ḥārīṭ, bei Aḥfās Iḥt. II 48, 3; *fa-uqsimu barran anna lau lā ḥayāluḥū la-mā kuntu illā miṭla man huwa wāḥidū* Ḥālid. Ašbāh II 362, 2 = a. Ḥayya 27, 4; *aṭūfu bi-qaṣrikum fī kulli yaumin ka-anna li-qaṣrikum ḥuliqa ṭ-tawāfū* a. Nuwās (W.) IV 80, 11 (nr. 109); *mā lī qaniʿtu ka-anna laisa muḥannaḍī bi-yadī wa-lā ḡaddī n-nabiyyu l-mursalū* Raḍī II 156, 5; *wa-aḡḡabu min ḍā anna min riqqatin biḥi yuʿattiru fihī wahmu ṭaifi ḥayālī* Gars ad-Dīn al-Irbilī, bei Šafādī Wāfi 10, 250, 2; *qaḍā llāhu anna l-baḡya yaṣraʿu ahlāḥū wa-anna ʿalā l-bāḡī tadūru d-dawāʾirū* Baibars Zubda 325, 13.

59 Franz Rosenthal, Das Fortleben der Antike im Islam, Zürich und Stuttgart 1965, 173 nr. 2 übersetzt: „Wenn es einem Toren besser geht, wird er dadurch nur immer häßlicher“.

60 Altera versio Stephani: *fa-iḍā tammat šārat adaqqa waraqan minhu*, s. WGAÜ S II 332.

61 Metri causa steht *an* hier für *bi-an*.

31. *kulla-mā zidtumū ḡafā zāda qalbī talahhufā* „Je hartherziger ihr seid, desto mehr seufzt mein Herz“: al-Malik al-Muzaffar ‘Umar ibn Šāhanšāh ibn Ayyūb<sup>62</sup>, bei Šafadī Wāfi 22,486,10.

32. *kulla-mā zidta fī malāmī wa-‘adlī zidtu fī lau‘atī wa-fī balbālī* „Je mehr du mich zurechtweist und tadelst, desto größer werden mein Herzeleid und meine Verstörung“: Tāḡ al-Mulūk, bei Nuwairī Nihāya 2,241,11.

Gelegentlich werden in diesen Proportionalgefügen auch t r a n s i t i v e Verben verwendet, sei es im Nebensatz (nr. 33–36), im Hauptsatz (nr. 37–38) oder in beiden Gliedsätzen (nr. 39–42). Die Angabe WKAS I 295 a 37, daß dieses Syntagma nur bei intransitiven Verben vorkomme, muß also berichtigt werden. Allerdings sind transitive Verben in Proportionalgefügen seltener als intransitive. Entscheidend ist aber auch hier, daß wenigstens einer der Gliedsätze durch einen Elativ oder ein Verbum, das eine Gradation beinhaltet (*zāda* usw.), besetzt ist.

33. *wa-kulla-mā da‘autuhum akṭara kuntu mina l-faqrī aqraba wa-mina l-ḡinā ab‘ada* „Je öfter ich die Leute (zu einem Essen) einlade, desto mehr gerate ich in Armut und desto mehr schwindet mir die Aussicht auf Reichtum“: Aḥmad ibn Ḥalaf al-Yazīdī, bei Ḡāḥiḡ Buḥalā’ 44,11/42,14.

34. *kulla-mā qārabta aḡālan fa-zdad li-llāhi ‘amalan*<sup>63</sup> „Je mehr du dich dem Zeitpunkt des Todes näherst, desto mehr richte dein Bemühen auf Gott aus!“: Ptolemaios, bei Mubaššir Muḥtār 252,13 = Šahraz. Raḡda (Aḥmad) I 313 ult.

35. *fa-amarahū qā’ilan an lā yaqūla li-aḥadin wa-kulla-mā kāna ya’muruhum kānū yazīdū fī l-karzi* (für καὶ διεστείλατο αὐτοῖς ἵνα μηδενὶ λέγωσιν ὅσον δὲ αὐτοῖς διεστέλλετο, αὐτοὶ μᾶλλον περισσότερον ἐκήρυσσον): Ev. Marc. 7,36 (Lev. p. 71,11 f.)<sup>64</sup>.

36. *li-annaka kulla-mā laṭtafta l-ḡasada wa-‘aqadta r-rūḥa bi-l-ḡasadi ... kāna l-‘amalu akṭara wa-ṣ-ṣibḡu aḡzara wa-l-ḡauṣu alma‘a* „Denn je feiner du den Körper raffinierst und je fester du den Geist mit dem Körper verbindest ..., desto umfangreicher wird das Werk, desto gesättigter die Färbung und desto glänzender das Eintauchen“: K. at-Taḡrīd, bei Ḡābir b. Ḥ. (Holmyard) 136,12 ff.

37. *wa-dālika annahā* [sc. *al-ḥumūra*] *kulla-mā ‘atuqati ktasabat šai’an mina l-ḥiddati wa-l-ḥarāfati wa-l-ḥalāwati* (für αἰ γὰρ παλαιούμενοι [sc. οἶνοι] δριμύτητα μὲν τινα καὶ γλυκύτητα ἐπικτώονται): Ḡālīnūs Mufr. IV 11, übers. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 86 a 6 f.).

38. *mā ziltu abḏulu nafsī fī mawaddatihī wa-kulla-mā zdadtu ḥubban zādānī ḡaḡarā* „Ich ließ nicht ab, mich in der Liebe zu ihm zu verausgaben, aber je mehr Liebe ich bewies, um so spröder verhielt er sich gegen mich“: abū l-

62 Gest. 587/1191.

63 Var. in drei Mss.: *fa-zdāda llāhu ta‘ālā ‘amalan*.

64 Vgl. WGAÜ S I 802.

Qāsim ʿUбайд Allāh ibn Muḥammad al-Muḍahhib, bei Šafadī Wāfi 19,406,6 (nr. 391).

39. *al-badanu llaḍī laisa bi-n-naqīyi kulla-mā ḡaḍautahū zidtahū šarran*<sup>65</sup> (für τὰ μὴ καθαρὰ τῶν σωμάτων, ὁκόσω ἂν θρέψης μάλλον, βλάψει): Buqrāt Fuṣūl II 10 (p. 11,8).

40. *wa-kulla-mā aḥbaptumūhum* [sc. *talāmīdatakum*] *wa-zdadtum ʿināyatan <bihim> fa-aqīmūhum maqāma l-aʿdāʾi* „Je mehr ihr eure Schüler liebt und um sie besorgt seid, desto mehr müßt ihr sie als Feinde betrachten“: Waṣīyat Aflāṭūn, bei Misk. Ḥikma 272,13 f.

41. *kulla-mā zādānī dalālan wa-ʾizzan zidtuḥū fī l-hawā ḥuḍūʿan wa-ḡullā* „Je mehr er mir mit Koketterie und Arroganz begegnete, desto mehr unterwarf ich mich ihm in demutvoller Liebe“: Yāqūt ar-Rūmī, bei Šafadī Wāfi 18,169,12 (nr. 214).

42. *fa-hwa ka-s-sahmi kulla-mā zidtahū minka dunūwan bi-n-nazʿi zādaka buʿdā* „Er gleicht einem Pfeil: Je näher du ihn beim Spannen des Bogens an dich heranziehst, desto weiter fliegt er“: ibn Qayyim al-Ḥamawī, bei Šafadī Ġait II 276,8<sup>66</sup>.

Als Sonderfall soll hier noch ein Vers des abū Kabīr al-Huḍalī erwähnt werden, der in der zweiten Hälfte des 6. und zu Beginn des 7. Jhdts. nach Chr. gelebt hat<sup>67</sup>. Er lautet:

43. *a-Zuhaira/u waiḥaki mā li-raʿsiya kulla-mā faqada š-šabāba atā bi-launin munkarī*<sup>68</sup>. Einen guten Sinn gäbe die Übersetzung: „He du, Zuhaira, wie kommt es, daß mein Haupthaar desto mehr eine widerliche Farbe zeigt, je mehr es seine Jugend verliert?“ Indes sind die Kriterien, die ein Proportionalgefüge begründen, hier nicht erfüllt, und außerdem ist es ganz unwahrscheinlich, daß ein im 3./9. Jhd. aufkommender Satztypus zweihundert Jahre zuvor gebildet worden sei. Daher hat Fehim Bajraktarević sicher das Richtige getroffen, wenn er übersetzt: „Dès qu'elle perd la jeunesse, elle prend une couleur désagréable“<sup>69</sup>.

Neben diesen vier Konfigurationen sind S o n d e r b i l d u n g e n anzutreffen, deren Elemente ganz verschieden bedingt sein können.

In zwei Belegen aus der Übersetzungsliteratur ist der Hauptsatz durch den Ausdruck *bi-ḥasabihī* bzw. *bi-qadrihī* „nach seiner Maßgabe“ erweitert. Dadurch soll der proportionale Charakter der Aussage unterstrichen werden. Diese Formulierung ist aber wohl auch durch die in Kapitel IX und X behandelten Satztypen beeinflusst worden.

65 Varr. Ms. B: *ḡaḍauta zādathu šarran*; b. -Nafīs: *ḡaḍautahū inna-mā tazīduḥū šarran*.

66 Vgl. nr. 9 und 141.

67 GAS II 251.

68 a. Kabīr 2, 3/ Huḍ. (Farrāġ) III 1081 v. 3.

69 Journal Asiatique, Juillet-Septembre 1927, 2, 36.

44. *al-lūfu... wa-kulla-mā kāna waraquhū aqalla ġūfūfan kāna idmāluhū li-l-ġirāhāti aktara bi-ḥasabi dālika* (für τά τε φύλλα [sc. τοῦ δρακοντίου] ... καὶ ὅσῳ ἄν ἦττον ἢ ξηρά, τοσοῦτῳ μᾶλλον κολλᾷ): Ġālīnūs Mufr. VI 4,9, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Esc. 794, fol. 81 b 3) = b. -Baiṭār Ġāmi‘ IV 114,21 f.<sup>70</sup>

45. *wa-kulla-mā rtafa’a* [sc. *al-insānu llaḏī ra’ā ka-annahū yaṭīru*] *mina al-arḏi kāna arfa’a bi-qadrihī*<sup>71</sup> *baina aṣḥābihi llaḏīna ya’lū bainahum* (für ὅσον γὰρ ἄν τις [sc. ἰπτάμενος] ἀπέχη τῆς γῆς, τοσοῦτον ὑψηλότερός ἐστι τῶν κάτωθεν περιπατούντων): Arṭāmīd. Ru’yā 347,7 f.

Anstelle von *kāna* mit Elativ kann (selten) im Nebensatz *kāna* mit dem Positiv eines Adjektivs stehen (nr. 46–47):<sup>72</sup>

46. *darāquntīyūn ... wa-kulla-mā kāna waraquhū yābisan kāna aḡḏā an yulṣiqa* (für τά τε φύλλα [sc. τοῦ δρακοντίου] ... καὶ ὅσῳ ἄν ἦττον ἢ ξηρά, τοσοῦτῳ μᾶλλον κολλᾷ): Ġālīnūs Mufr. VI 4,9, übs. al-Biṭrīq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 146 a 1 f.)<sup>73</sup>.

47. *inna l-ḥubza kulla-mā kāna naqīyan kāna ġidā’uhū aktara wa-nḥidāruhū a’sara wa-nḥidāmuhū ab’ada wa-kulla-mā kāna nuḥālīyan kāna ġidā’uhū aqalla wa-nḥidāruhū asra’a wa-nḥidāmuhū ashala* „Je reiner das Brot ist, desto größer ist sein Nährwert, desto schwerer gleitet es herab und desto länger dauert seine Verdauung. Je mehr Kleie es aber enthält, desto geringer ist sein Nährwert, desto schneller gleitet es herab und desto leichter läßt es sich verdauen“: Rufus von Ephesos, bei Ishāq b. S. Aġḏīya 190, –8 f.<sup>74</sup>

Eine ähnlich unvollkommene Konstruktion liegt vor, wenn im Hauptsatz statt eines Elativs ein analoger Begriff (z. B. „insbesondere“) steht:

48. *wa-hāḏīhi š-šaukatu ta’āmun yuwallidu ḥiltan radī’an ġiddan wa-lā siyyamā kulla-mā zādāt ṣalābatuhā fa-innahā fī dālika l-waḡti takūnu ašadda taulīdan li-l-marāri* (für ἡ κινάρα ... κακόχυμον δ’ ἐστὶν ἔδεσμα, καὶ μάλισθ’ ὅταν ἦδη σκληροτέρα γένηται · καὶ γὰρ τὸν χολώδη χυμὸν ἐν ἑαυτῇ πλείονα τηνικαῦτ’ ἴσχει): Ġālīnūs Aġḏīya II 50,2 (Ms. Kairo, Dār al-kutub 1727 ṭibb).

Statt des Perfektes kommt gelegentlich im Hauptsatz das I m p e r f e k t vor (nr. 49–55):

49. *wa-l-maswatu takūnu kulla-mā ‘atuqat aḡwada wa-ablaḡa* (für βελτίων δ’ ἐστὶν ἢ πνευτῖα ὅσῳ ἄν ἢ παλαιότερα): Arist. Ṭībā‘ -ḥayaw. 143 ult.<sup>75</sup>

70 Vgl. WGAÜ 475. Var. s. unten nr. 46.

71 So zu lesen statt *li-qadrihī* in der Edition.

72 Dieselbe Erscheinung findet sich auch im Griechischen, vgl.: ὅσῳ μέγας εἶ, τοσοῦτῳ ταπεινὸν σεαυτὸν Septuag. Sir. 3, 18 (vgl. WGAÜ S I 802 paen.); ὅσῳ δὲ χρόνιον γίνεται τὸ φάρμακον, μᾶλλον ἰσχύει Theomnest von Nikopolis 48, 42 (s. oben nr. 16).

73 Vgl. WGAÜ 475. Var. s. oben nr. 44.

74 Vgl. die Varr. in nr. 7 und nr. 92.

75 Vgl. WGAÜ S I 802.

50. *al-labanu ... wa-kulla-mā maḍā ‘alaihi mina z-zamāni aktaru lā yazālu yaḡluzu awwalan fa-awwalan* (für τὸ γάλα ... αἰεὶ δὲ καὶ μᾶλλον ἐν τῷ προΐεναι παχύνεται): Ġālīnūs Aḡḍiya III 14,2.

51. *wa-kānat* [sc. *aḡzā’u l-fulfuli*] *kulla-mā ṣaḡurat fa-ktisābuhā li-dālika yakūnu asra’a wa-ashala* (für τὰ τοῦ πεπερέως μόρια δεῖται ... λαμβάνειν δὲ ῥᾶον ὅσωπερ ἂν ἦ σμικρότερα): Ġālīnūs Mufr. I 12, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 8 a ult.).

52. *wa-rubba-mā yuwalladu minhu* [sc. *min baiḍi t-timsāhi*] *ḥarādīnu ṣiḡārun tumma takburu ḥattā yabluḡa tūluḥū ‘ašra adru’in wa-yazdādu tūlan kulla-mā zdādat sinū ḥayātihī*<sup>76</sup> (für καὶ τίκτεται ἅπ’ αὐτοῦ [sc. τοῦ ῥοῦ] κροκόδειλος μικρὸς ... καὶ τῷ χρόνῳ γίνεται δεκάπηχus καὶ πλέον · ὅσον γὰρ ζῆ αὐξάνει): Timotheos von Gaza, bei Tauḥīdī Imtā’ I 174,8 ff. (nr. 98).

53. *yaẓīdu ḥmirāran kulla-mā zidtu ṣufratan ka-anna bihī mā kāna fīya mina d-damī* „(Der geliebte Knabe) errötet desto mehr, je mehr ich erblasse, so als sei das Blut in meinem Inneren an ihm (sichtbar geworden)“: b. Sanā’ -Mulk 281,6 = Yāqūt Iršād VII 237,5/19,266,3 f.

54. *yaḍī’u ‘arfu ṣtibārī id yuḍayyi’unī wa-l-‘ūdu yazdādu tīban kulla-mā ḥtaraqā* „Der Wohlgeruch meiner Standhaftigkeit wird sich verbreiten, wenn das Schicksal mich zugrunderichtet, duftet doch das Aloeholz desto köstlicher, je mehr es verbrennt“: Ḥalīl ibn Aibak aṣ-Ṣafadī, bei Ṣafadī Gaiṭ II 310,5.

55. *ruzzun bi-ḥalīb kulla-mā baruda yaṭīb* „Je mehr der Milchreis abgekühlt ist, desto besser mundet er“: Freytag Prov. III 193, nr. 1145<sup>77</sup>.

In der Übersetzung der Krankenjournale des Rufus von Ephesos kommt ein Satz vor, bei dem beide Gliedsätze im Imperfekt stehen. Außerdem ist *kulla-mā* zu *‘alā kulli-mā* erweitert, vermutlich eine Kontamination mit dem Ausdruck *‘alā qadri mā* (s. Kap. IX):

56. *wa-‘alā kulli-mā yaṭubu badanuhū yaskunu a’rāḍu l-mālanḥūliyā* „Je feuchter nun sein Körper wurde, desto mehr klangen die Symptome der Melancholie ab“: Rūfus Amṭila 2,15.

Im Neuhocharabischen und in den Dialekten kommt ein Satztypus vor, bei dem sowohl der Nebensatz als auch der Hauptsatz durch *kulla-mā* eingeleitet ist<sup>78</sup>. Typologisch entspricht dies dem deutschen, heute veralteten, durch „je ... je ...“ strukturierten Satzgefüge (vgl. oben p. 210).

57. *kulla-mā ba’udnā masāfatan kulla-mā qarubnā rūḥan* „Je mehr wir uns räumlich entfernen, um so mehr nähern wir uns geistig“<sup>79</sup>.

76 Lothar Kopf übersetzt: „It increases in length as long as the years of its life increase“.

77 Aus dem K. al-Amṭāl as-sā’ira baina n-nāsi qāṭibatan.

78 Vgl. Hans Wehr, Wörterbuch, 5. Aufl., p. 1113 b.

79 Das Beispiel ist beigebracht von Paul Schwarz, Zum Verständnis des Maḡrīzī, Leipzig und Berlin 1913, p. 6.

58. *kull-mā kibir, kull-mā hibil* „Je größer er wird, desto dümmer wird er“: Daʿūd Sağʿān, Sprichwörter und Redensarten aus dem Libanon<sup>80</sup>.

I a. Durch *kullu mā* (und ähnliche Wendungen) eingeleitete Nebensätze.

Eine Modifizierung des in Kapitel I behandelten Typus liegt vor, wenn der mit der Konjunktion *kulla-mā* eingeleitete Modalsatz in einen Relativsatz überführt ist. Die Konjunktion *kulla-mā* ist dabei in *kullu* und *mā* aufgespalten, wobei *mā* gleichzeitig als Genitiv zu *kullu* und als Subjekt des Relativsatzes fungiert. Statt des sachbezogenen Pronomens *mā* kann aber auch das personenbezogene *man* (nr. 62) oder ein Substantiv (nr. 63) stehen.

59. *fa-qad ʿalimnā anna kulla mā kāna ašadda nahaman wa-aḡaba kāna atamma li-wiğḡānihilī ṭ-ṭuʿama* „Wir wissen sehr wohl, daß die Tiere, je gefräßiger und gieriger sie sind, desto sicherer ihre Beute finden“: Ġāhiz Ḥayaw. II 33 ult./98,10.

60. *mina l-afāʿi kullu mā tāla ʿumruhū kaṭura šarruhū* „Je älter eine Viper wird, desto schlimmer ist das Unheil, das sie anrichtet“: Freytag Prov. III 397, nr. 2376<sup>81</sup>.

61. *fa-l-quwwatu l-bahīmīyatu idan aḡlabu ʿalaihi wa-kullu mā kāna aḡlaba kānati l-ḥāḡātu ilā iḥmādihī wa-tauhīnihī wa-aḥḍi l-uhbati lahū ašadda* „Die bestialische Kraft hat also beim heranwachsenden Menschen die Oberhand. Je mächtiger sie sich nun äußert, desto notwendiger ist es, sie zu unterdrücken, zu schwächen und sich gegen sie zu wappnen“: Aḥmad ibn Muḥammad ibn abī r-Rabī<sup>82</sup>, K. Sulūk al-mālik fī tadbīr al-mamālik, ed. Nāḡī at-Takrītī, Bairūt 1980, 105,12<sup>83</sup>.

62. *kullu man kānat daraḡātuhū fī kamālāti hātaini l-martabataini aʿlā kānat daraḡātu wilāyatihī akmala wa-kullu man kānat daraḡātuhū fī takmilī l-ḡairi fī hātaini l-martabataini aʿlā kānat daraḡātu nubūwatihī akmala* „Je höher der Grad ist, den einer in den Vollkommenheiten dieser beiden Rangstufen erreicht hat, desto vollkommener ist der Grad seiner Heiligkeit, und je höher der Grad ist, den einer bezüglich der Vervollkommnung eines Mitmenschen in diesen beiden Rangstufen erreicht hat, desto vollkommener ist der Grad seiner Prophetie“: ʿĀmilī Kaškūl, Kairo 1316, p. 118,17 f.

63. *li-anna kulla makānin yakūnu l-qatlu wa-safku d-dimāʿi fīhi aqalla yakūnu ʿadadu n-nāsi fīhi aktara* „Denn je weniger an einem Ort Mord und Totschlag

80 Mittheilungen des Seminars für Orientalische Sprachen an der ... Universität zu Berlin, hsgb. von Eduard Sachau, Jahrgang V, Zweite Abtheilung, Berlin 1902, 56, nr. 20.

81 Aus dem K. al-Amṭāl as-sāʿira baina n-nāsi qāṭiban.

82 Etwa 7./13. Jhdt., s. GAL S I 372.

83 Der Beleg ist von Storey Jottings 453 beigebracht worden.

herrschen, desto zahlreicher sind dort die Menschen“: *Adarbād*, bei Misk. *Hikma* 28,8 f.

Der Modalsatz kann aber auch in einen mit *idā* eingeleiteten Konditionalsatz überführt sein. Auch hier sind beide Gliedsätze mit Elativen besetzt:

**64.** *kullu t̄ubin mina l-libāsi wa-l-furuši idā kāna alyana wa-an'ama wa-asnā kāna arfa'a* „Je weicher, feiner und glänzender ein Stoff ist, sei er für Kleider oder Polster gedacht, desto teurer ist er“: *Ĝāhiz* *Tabaṣṣur* 30,4.

**65.** *wa-kullu 'ilqin mina l-ġawāhiri wa-l-aḥġāri idā kāna ašfā wa-aḍwa'a fa-huwa anfasu* „Je reiner und leuchtender ein Schmuckstück, ob Juwel oder Edelstein, ist, desto kostbarer ist es“: *ib.* 30,4 f.

**66.** *kullu ḥayawānin mina l-waḥšīyati wa-l-aḥlīyati idā kāna aḡsama wa-aṭwa'a fa-huwa ātaru wa-aḫḫaru* „Je korpulenter und fügsamer ein Tier ist, sei es wild oder domestiziert, um so mehr wird es geschätzt und gepriesen“: *ib.* 30,5 f.

**67.** *wa-kullu mra'atin ḥurratin au amatin idā kānat aktara sukūnan wa-aḡmala ḥālan wa-anzara ṭama'an wa-aškara li-n-nāsi fa-hiya ašwanu* „Eine Frau, ganz gleich ob Freie oder Sklavin, ist desto ehrbarer, je stiller und anständiger sie ist, je weniger sie Begierden zeigt und je dankbarer sie sich den Menschen gegenüber erweist“: *ib.* 30,7 f.

Der Übergang vom Konditionalsatz zum Proportionalersatz wird in diesen Gefügen besonders deutlich, wenn im Nebensatz kein Elativ steht:

**68.** *wa-kullu 'adūwin ṣaġīrin au kabīrin idā kāna ḥamīman fa-huwa a'dā wa-ašaddu ḥasadan* „Ein Feind, sei er klein oder groß, ist immer dann besonders erbittert und haßerfüllt, wenn er [zuvor] ein guter Freund war“: *ib.* 30,9 f.

## II. Durch *kaifa-mā* eingeleitete Nebensätze.

Dieses Gefüge konnte ich bisher nur im K. al-Ĝauharatāin des abū Muḥammad al-Ḥasan ibn Aḥmad al-Hamdānī (gest. 334/945) nachweisen. Einige Beispiele sind WKAS I 502 a 1 ff. zusammengestellt.

**69.** *wa-kaifa-mā kāna fī d-ḍahabi mina l-yubsi asra'a ilaihi l-ġumūdu wa-kaifa-mā takāmala fīhi l-līnu wa-t-taltīfu abṭa'a ġumūduhū* „Je mehr Sprödigkeit im Golde ist, desto schneller erstarrt es, und je vollkommener Weichheit und Feinheit in ihm sind, desto langsamer erstarrt es“: *Hamd. Ĝauh.* 28 a 15 ff.

**70.** *wa-d-ḍahabu l-aḥmaru taḫruġu sabā'ikuhū mina l-iḥmā'i ṣufrān fa-kaifa-mā raqqat daḫalathu l-humratu* „Die Barren des roten Goldes kommen nach dem Erhitzen gelb heraus, und je feiner sie sind, desto mehr rötet sich das Gold“: *ib.* 30 a 6 ff.

**71.** *fa-kaifa-mā muddat bihi [sc. bi-d-dīnāri] d-duhūru tanaqqaṣat faṣāḥatahū* „Je länger die Zeit vergeht, desto mehr vermindert sie den reinen Klang der Goldmünze“: *ib.* 37 a ult.

72. *kaifa-mā dahalat* [sc. *al-fiḍḍatu*] *fī ṭabaqāti s-sawādi kāna aqalla li-l-ḥḍihā mina d-ḍahabi* „Je mehr das Silber mit schwarzen Schichten bedeckt (d.h. oxydiert) ist, desto weniger Gold nimmt es auf“: ib. 67 a 12 f.<sup>84</sup>

73. *wa-kaifa-mā raṭuba s-sirgīnu kāna alyana li-l-fiḍḍati wa-aṣaḥḥa li-d-dirhami* „Je feuchter der Mist ist, desto weicher wird das Silber und desto echter ist (schließlich) die Münze“: ib. 75 b 8 f.

### III. Durch *mahmā* eingeleitete Nebensätze.

Die Konjunktion *mahmā*<sup>85</sup> „wann auch immer“, „jedesmal wenn“ bestimmt ein iterativ definiertes Temporalgefüge. Dieses kann, wie bei *kulla-mā*, in ein Proportionalgefüge überführt werden. Der Satz:

74. *wa-mahmā ḡaḍiba l-insānu la'iba š-šaitānu biḥī ka-mā ya'labu š-ṣabīyu bi-l-kurati* „Wann immer ein Mensch im Zorne wütet, treibt der Satan sein Spiel mit ihm, so wie ein Kind mit dem Ball spielt“ (Ġazālī *Iḥyā'* III 32,9) könnte auch interpretiert werden: „Je mehr ein Mensch in Zorn gerät, desto mehr treibt der Satan sein Spiel mit ihm“. Eindeutige Proportionalgefüge liegen dann vor, wenn die Gliedsätze durch Elative oder Verben mit Gradation (wie *zāda*) besetzt sind:

75. *wa-mahmā kāna š-šarahu 'alaihi aḡlaba kāna bi-l-bahā'imi ašbaha* „Je mehr er in der Gewalt der Begierde ist, desto ähnlicher ist er den Tieren“: Ġazālī *Iḥyā'* (Būlāq 1279) I 534,22<sup>86</sup>.

76. *laisa šamsu d-ḍuḥā ka-auṣāfi Šamsi d-Dīni qāḍī l-quḍāti ḥāšā wa-kallā \* tilka mahmā 'alat maḥallan ṭanat zillan wa-hāḍā mahmā 'alā zāda zillā* „Die Sonne am Morgenhimmel besitzt nicht die Eigenschaften der ‘Sonne der Religion’, ich meine den Oberrichter; Gott bewahre, o nein ! Jene verkürzt die Schatten, je höher sie in den Himmel steigt; dieser aber wirft einen desto größeren Schatten, je höher er steht“: Aḥmad ibn Muḥammad al-Qāḍī Nāṣir ad-Dīn ibn al-Munayyir al-Ġudāmī über Šams ad-Dīn ibn Ḥallikān, bei Šafadī Wāfi 8,129,5 f. = Kutubī Fawāt I 133,2 f./('Abbās) 150,1 f.<sup>87</sup>

84 Vgl. WKAS II 7 a 43 ff.

85 Durch Dissimilation aus *mā-mā* entstanden, s. Sib. I 385, 12 f.

86 Das Beispiel ist von Brockelmann, GvG II 572, 6 ff. (§ 370 f.), beigebracht. Er verweist noch auf weitere Beispiele bei al-Ġazālī III 257, 215 und al-Fārābī, Maq. Fal. 26, 20. Diese Stellen konnte ich jedoch nicht nachprüfen, da ich die Ausgabe Būlāq 1279 nirgends auffinden konnte.

87 Vgl. *maṭalu l-ḥašabati l-manšūbati fī š-šamsi in amaltahā qalīlan zāda zilluhā fa-in ḡāwazta l-ḥadda fī imālatihā naqāsa z-zillu* Kalīla (de Sacy) 182 paen. ff./ (Ch.) 145, 8 f.

IV. Durch *mā* eingeleitete Nebensätze.

Dieses *mā* ist funktional aus der Konjunktion *mā* „solange als“, die auch die Konnotation „sooft als“, „wann immer“ haben kann<sup>88</sup>, entwickelt worden. Wie bei *kaiḡa-mā* (s. oben Kap. II), konnte ich auch diesen Satztypus nur im K. al-Ġauharatāin des Hamdānī nachweisen.

**77.** *wa-mā taqa<sup>a</sup>aba l-kūru kāna aufara li-l-fiddati wa-mā tadahraġa ‘amilati n-nāru fī atrāfi n-nuqrati* „Je tiefer der Schmelzofen ist, desto mehr Silber kann er fassen, und je größer seine Rundung ist, desto mehr greift das Feuer die Enden der Stange an“: Hamd. Ġauh. 58 a 10 f.<sup>89</sup>

**78.** *fa-mā kaṡura bayāduhū wa-qalla šurbuhā [sc. an-nuqrati] fa-innahā kānat aġwada* „Und je weißer die Rückseite ist und je weniger die Stange aufsaugt, desto vortrefflicher ist sie“ (Toll): ib. 59 a 8 f.

**79.** *wa-mā raqqa naqšū s-sikkati kāna aqwā li-ġismi d-dīnāri li-anna n-naqša lā yaḡudu minhu wa-lā yaġtanī illā yašīran* „Und je feiner die Gravierung des Stempels ist, desto stärker wird der Körper der Goldmünze, weil die Gravierung ihn nur leicht beeinträchtigt und verletzt“ (Toll): ib. 77 b 3 f.

V. Durch *matā* eingeleitete Nebensätze.

Auch diese Temporalgefüge sind als Proportionalgefüge zu interpretieren, wenn sie mit Elativen oder Verben wie *izdāda* besetzt sind.

**80.** *wa-rubba-mā zananta anna launahā [sc. al-mirrati l-murrati] l-launu l-aᡡfaru r-raqīqu wa-dālika annahā matā kānat ilā l-bayādi amyala wa-kāna launuhā akdara kānat ašbaha bi-l-aᡡfari l-mušba‘i wa-matā kāna lahā šiqālatun wa-barīqun wa-kāna launuhā aᡡfā kānat bi-l-launi l-aḡmari n-nāši‘i ašbaha* (für πολλόςκις δ’ ἄν σοι καὶ ὠχρὰ δόξειεν εἶναι [sc. ἡ πικρὰ χολή], λευκότερα μὲν καὶ θολωδεστέρα γινομένη πυρρά, στίλβουσα δὲ καὶ καθαρωτέρα ξανθή): Ġālīnūs Buḡrān, Ms. Brit. Mus. 6670, fol. 21 a 1–3<sup>90</sup>.

**80a.** *matā kāna t-tiflu a‘zama kāna ilā l-ġidā‘i l-kaṡiri aḡwaġa* (für εἰκότως οὖν τὸ ἔμβρουον τὸ μεῖζον μᾶλλον φθείρεται ... διὰ τὸ πλείονος δεῖσθαι τροφῆς): Ġālīnūs TFuᡡul V 31, bei Rāzī Ḥāwī 9, 152, 10 f.

**81.** *ad-dunya ka-l-mā‘i l-millḡi llaḡī matā yaᡡdad šāribuhū šurban yaᡡdad ‘ataᡡan wa-zama‘an* „Die weltlichen Freuden sind wie Salzwasser: Je mehr einer davon trinkt, desto durstiger wird er“: Kalīla wa-Dimna, bei b.a. ‘Aun Tašb. 312, –3 f.<sup>91</sup>

88 Vgl. Fleischer Kl. Schr. I 120 f.; Brock., GvG II p. 572 f. (§ 370 g); Reck. Synt. § 243.

89 Vgl. M. Ullmann, Der Islam 48, 1971, 98.

90 Griech. Ed. Alexanderson p. 100, 20 f.

91 Var. s. nr. 135.

VI. Durch *idā* eingeleitete Nebensätze.

Die Konjunktion *idā* „wann“, „wenn“ bestimmt Sätze, die auf der Grenze zwischen Temporalgefügen und Konditionalgefügen stehen. Sind die Gliedsätze mit Elativen oder Verben, die eine Gradation beinhalten, besetzt, so sind Proportionalgefüge anzunehmen.

**82.** *wa-idā kāna fathu l-fami kabīran qawiya ‘alā an yakūna ‘aḏḏuhū ašadda wa-aqwā* (für πλείοσι γὰρ καὶ κατὰ μείζον δήξεται, ὅσωνπερ ἂν ἐπὶ τὸ πλεόν ἄνερρώγη τὸ στόμα<sup>92</sup>): Arist. A‘ḏā’ -ḥayaw. 61,2 f.

**83.** *yazīduka waḡḥuhā ḥusnan idā mā zīdtahū nazārā* „Je länger man Zālūms Gesicht betrachtet, desto schöner erscheint es einem“: b. -Aḥnaf 240,3 = a. Nuwās 165,12/(W.) II 29,15 = Mu‘āfā Ġalīs I 322,6 = ‘Ask. Ma‘ānī I 231,11 = b. Rašīq ‘Umda II 121,18 = Ġurgānī Wasāṭa 393,12 = Ṣafadī Wāfi 29,18,9 = ‘Abbāsī Ma‘āhid I 78,4 (nr. 14) etc., Schaw. Ind. 116 a 8.

VII. Durch *in* (bzw. *man*, *mā*) eingeleitete Nebensätze.

Reale Bedingungsgefüge werden durch die Konjunktion *in* oder durch die Relativpronomina *man* und *mā* bestimmt. Auch diese Sätze sind als Proportionalgefüge anzusprechen, wenn sie mit Elativen oder Verben besetzt sind, die eine Gradation beinhalten.

**84.** *inna lizāqa d-dahabi wa-in kāna yuḡaffifu aktara mim mā yuḡaffifu l-lizāqu l-ma‘dinīyu fa-innahū aqallu talḏīan minhu id kāna yafūquhū fī l-laṭāfati* (für γινώσκειν ὡς τῆς μεταλλευτῆς χρυσοκόλλης ὅσον τοι μᾶλλον ξηραίνει ἥττον δάκνει, τοσοῦτον αὐτῆς ὑπερέχει τῆ λεπτομερείᾳ<sup>93</sup>): Ġālīnūs Mufr. IX 3,38, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 217 b 9 f.)<sup>94</sup>.

**85.** *wa-l-‘arā’išu mina l-karmi afdalu wa-atyabu min ḡairihā idā rufī‘at mina l-arḏi talāṭīna qadaman wa-in zāda fa-huwa afdalu* „Aus Weinstöcken errichtete Laubhütten sind besser und angenehmer als alle anderen, wenn sie vom Boden aus dreißig Fuß hochgezogen sind, und je höher, desto besser“: a. l-Ḥair Filāḥa 128,7 f.

**86.** *tumma yuḥadu mina l-ḥubzi l-muraqqaqi ka-ḥubzi s-sanbūsaki wa-in kāna araqa fa-huwa aḡwadu* „Dann nehme man Feinbrot, zum Beispiel Dreikantbrot, und je feiner es ist, desto besser“: Baḡdādī Ṭabīḥ 76,13 f.<sup>95</sup>

92 E.S. Forster übersetzt: „And the wider it (sc. the mouth) opens the greater the space the bite will enclose, and the greater the number of teeth brought into action“.

93 Versio latina: *quod quanto plus quam chrysocolla metallica desiccata minusque mordicat, tanto etiam ipsam excellit tenuitate partium.*

94 Vgl. WKAS II 543 b 44 ff.; WGAÜ S II 478.

95 Zu *sanbūsāḡ* vgl. Vullers II 327 a; Dozy Suppl. I 690 a paen. ff.; Baḡdādī Ṭabīḥ 57, 14 ff.; Kanz -fawā’id 24, 14; 25, 19; 49, 12.20; 50, 12; 52, 17; 53, 21; Mubarrad Kāmil

87. *ka-mā l-lailu in tazdad li-'ainika zulumatan ḥanādisuhū tazdad ḍiyā'an ka-wākibuh* „Je mehr die Finsternis der Nacht dein Auge in Dunkelheit hüllt, desto stärker leuchten die Sterne“: Buḥturī 72,24 = 'Umarī Masālik (Facs.) 14,348,6.

88. *fa-man kānat ma'āsīhi aqalla wa-tā'atuhū aktara kānat sūratuhū aḥsana wa-ālāmuhū aqalla* „Je weniger sich einer widersetzt und je mehr Gehorsam er leistet, desto schöner ist seine Erscheinung und desto geringer sind seine Leiden“: Šahrast. Milal 43,3 f.

89. *man zādanā n-naqda zidnā fī mawaddatihī mā yaṭlubu n-nāsu illā kulla nuḡḥānī* „Je mehr Geld uns einer gibt, desto mehr lieben wir ihn. Die Menschen wollen doch immer nur das haben, was schwerer wiegt“: Baššār, bei b. Qāsim Rauḍ 168,18.

90. *fa-mā kāna mina n-nāyātī wa-l-mazāmīri ausa'a taḡwīfan wa-taqban kāna šautuhū aḡlaza wa-mā kāna aḍyaqa taḡwīfan wa-taqban kāna šautuhū aḥadda* „Je weiter bei den Rohrflöten und Schalmeien die Höhlung und die Öffnung ist, desto dumpfer klingt ihr Ton, und je enger diese sind, desto schriller ist ihr Ton“: Iḥwān -ṣafā' I 194,12 ff.

91. *mā yanquṣu min laḍḍātī l-ḡasadi yazīdu fī laḍḍātī l-ma'rīfati* „Je weniger man sich fleischlichen Lüsten hingibt, desto mehr kann man die Erkenntnis genießen“: Platon, bei b. Hindū Kalim 18,11 f.

92. *wa-mā kāna [sc. mina l-ḥubzī] aktara nuḡālatan kāna ḥiṭṭuhū radī'an wa-ḥurūḡuhū asra'a* „Je mehr Kleie das Brot enthält, desto schneller wird es ausgeschieden, und es erzeugt einen schlechten Saft“: Rufus von Ephesos, bei Rāzī Ḥāwī 20,289,12 f.<sup>96</sup>

### VIII. Durch *ka-mā* eingeleitete Nebensätze.

Ausgangspunkt sind Analogiegefüge. In diesen wird festgestellt, daß ein im Nebensatz geschilderter Sachverhalt oder Vorgang im Hauptsatz eine positive oder negative Entsprechung hat. Im Deutschen werden solche Sätze durch die Konjunktionen „wie“, „so wie“ oder „ebenso wie“ eingeleitet, zu denen im Hauptsatz meistens das Korrelat „so“ (bzw. „ebenso“, „also“) tritt. Beispiele:

419, 10 (*fa-b'aṭī ilaiya bi-sanbūsakin*); Aḡ. 1, 39, 10/83, 9 f. (*sanbūsāḡatun maḡmūsatur fī l-ḥalli*); Mas. Murūḡ VIII 398, 4 [§ 3557] (Rezept als Gedicht des Iṣḥāq ibn Ibrāhīm al-Mauṣilī); Kušāḡim 459, 9 = Ḥafāḡī Sifā' 41, 3 (*wa-sanbūsāḡatun maqlūwatun fī ṭri ṭur-dīnah*); 'Aqīlī 57, -4 (*wa-tamma ṭur-dīnun wa-sanbūsāqun*); 114 ult. (*wa-qad qalainā laka sanbūsāḡan*); 222, 8 (*wa-wāfā bi-'iqyāni sanbūsāḡin*); 298, 10 (*wa-afruḥun mā baina sanbūsāḡin*); Azdī Ḥikāya 39, 13 (*wa-sanbūsāḡun ma'mūlun bi-ṣudūri d-daḡāḡī*); b. -Ṭiqtaqā Faḥrī 381, 13 ff. (*amila fī ba'dī l-a'yādi sanbūsāḡan kaṭīran*).

96 Übs. Faragut: *Ille [panis] vero qui non est bene mundus et multi furfuris generat malum humorem et est velocis descensus*, s. Daremberg-Ruelle nr. 451. Vgl. die Varr. in nr. 7 und 47.

„Wie du mir, so ich dir“ (redensartlich). „So wie mir selber in den wenigen Tagen ... Länder, Städte, Menschen ... in dem günstigsten Lichte erschienen ..., so muß ich auch den günstigsten Eindruck in denjenigen, die mich damals sahen, zurückgelassen haben“<sup>97</sup>. „Und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben“<sup>98</sup>. „So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, ebensowohl werden wir erinnert, daß ...“<sup>99</sup>

In der Duden-Grammatik<sup>100</sup> (§ 6290 und 6295) wird dieser Satztypus als „Vergleichssatz“ bezeichnet. In der Tat werden Vergleichssätze mit denselben Konjunktionen und Korrelaten strukturiert, wie die folgenden drei Beispiele zeigen: „Wie der wechselnde Wind nach allen Seiten die hohen / Saaten im weichen Schwung niedergebogen durchwühlt: Liebekranker Tibull ! so unstedt fluten, so reizend / Deine Gesänge dahin, während der Gott dich bestürmt“ (Mörike). „Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb ich die Küsse / Gern dem Geliebten...“ (Goethe, Der neue Pausias und sein Blumenmädchen). „Wie wenn hochgeschwollen ein Strom in das Tal sich ergießet..., Also durchtobt' hinstürzend das Feld der strahlende Ajas“ (J.H. Voß)<sup>101</sup>. Damit wird aber auch der Unterschied klar. Im Vergleichsgefüge wird e i n Vorgang beschrieben, der auf einer bildlichen Ebene wiederholt und dadurch illustriert wird. Im Analogiegefüge werden dagegen z w e i Vorgänge beschrieben, die sich in ähnlicher oder einander entsprechender Weise vollziehen.

Im Arabischen lautet die Konjunktion des Nebensatzes *ka-mā* oder *ka-mitli mā* (nr. 97); im Hauptsatz steht normalerweise ein Korrelat, das *ka-dā*, *ka-dāka*, *ka-dālika*, *hā-ka-dā* oder *fa-ka-dā* lautet. Der Hauptsatz kann auch durch bloßes *fa-* (nr. 95, 106) angeschlossen werden oder unmarkiert bleiben (nr. 104). Auch bei Inversion ist der Hauptsatz unmarkiert (nr. 105). Die Gliedsätze können Verbalsätze im Perfekt oder Imperfekt, Nominalsätze oder Formeln des Staunens (nr. 102) sein. Die Gliedsätze können dasselbe Subjekt (nr. 93, 100, 101, 104) oder verschiedene Subjekte (nr. 94, 95, 97, 98, 99) haben.

Die Arabisten haben bisher nicht realisiert, daß in diesem Satztypus ein Konjunkionalgefüge *sui generis* vorliegt. Weder Wright, noch Reckendorf (Syntaktische Verhältnisse und Syntax), noch Brockelmann (GvG), noch Blau (Chr. Arab.) haben ein Beispiel dafür, geschweige denn einen Begriff. Selbst Kraemer und Gätje, die im 1. Faszikel des WKAS<sup>102</sup> ausführlich über *ka-mā*, *ka-dā* und *ka-dālika* gehandelt haben, haben diesen Satztypus mit keinem Wort

97 Adelbert von Chamisso, Reise um die Welt, Erster Teil, Vorfrende.

98 Adelbert von Chamisso, Peter Schlemihl, 2. Kap.

99 Goethe, Maximen u. Reflexionen III 195.

100 S. oben Anm. 9.

101 Ilias XI 492. 496: ὡς δ' ὀπότε πλήθων ποταμὸς πεδίουδε κάτεισιν ... ὡς ἔφετε κλονέων πεδίων τότε φαιδιμος Αἴας.

102 Erschienen 1957.

erwähnt. Es ist daher angebracht, zunächst einige typische Beispiele zu zitieren.

**93.** *ka-mā takūnu sīratuka fī l-mahāfili wa-l-mağāmi'i ka-dālika yanbağī an takūna fī l-ḥalawāti* „So wie du dich bei Gesellschaften und Versammlungen aufführst, so solltest du es auch tun, wenn du allein bist“: Basileios, bei Šahraz. Rauḍa (Aḥmad) I 321,6 f.

**94.** *ka-mā anna l-adaba wa-l-'ilma mina s-sa'ādati ka-dālika l-ḥilmu wa-t-tawādu'u ġimāu l-birri wa-sababun li-daraki ḥusni l-manzilati* „So wie Bildung und Wissen zur Glückseligkeit gehören, so sind Sanftmut und Bescheidenheit die Summe der Frömmigkeit und ein Mittel, um eine herausgehobene Stellung zu erlangen“: Mahādarğīs, bei Mubaššir Muḥtār 282, –3 f. = Šahraz. Rauḍa (Aḥmad) I 318,3 f.

**95.** *ka-mā anna āfata n-nağđati 'adamu r-rawīyati fa-āfatu [Var. wa-āfatu] l-'ilmi faqdu [Var. bi-'adamī] l-ḥilmi wa-l-murū'ati* „So wie Kopflösigkeit dem unerschrocknen Handeln zum Verhängnis werden kann, so kann der Mangel an Besonnenheit und Mannhaftigkeit auch der Wissenschaft zum Schaden reichen“: Mahādarğīs, bei Mubaššir Muḥtār 282,11 = Šahraz. Rauḍa (Aḥmad) I 317 ult. f.

**96.** *ka-mā kāna bad'u wuğđidinā wa-ḥalqinā mina llāhi subḥānahū hā-ka-dā yanbağī an takūna nufūsunā munṣarifatan ilā llāhi ta'ālā* „So wie der Anfang unsrer Entstehung und Existenz von Gott ausgeht, so sollten wir uns auch mit ganzer Seele Gott zuwenden“: Pythagoras, bei Mubaššir Muḥtār 62,2 f. = b.a. Uş. I 41,6 f. = Šahraz. Rauḍa (Aḥmad) I 104 ult. f.

**97.** *wa-ka-miṭli mā tatawalladu aṣnāfu l-ḥayawāni l-ḥazafīyi ka-dālika yatawalladu l-ḥayawānu llađī laisa lahū ḥazafun miṭla l-ğamāmi* (für τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον γίνονται τοῖς ὀστρακοδέρμοις καὶ τὰ μὴ ἔχοντα ὀστρακα, οἶον ... οἱ σπόγγοι): Arist. Ṭibā' -ḥayaw. 234,10 f.<sup>103</sup>

**98.** *wa-ka-mā lā yaruddu rizqiya 'ağzī fa-ka-dā lā yağurru rizqiya ḥiđqī* „So wie all mein Vermögen meine Schwäche nicht beseitigen kann, so kann ich mit all meinem Scharfsinn mir auch kein Vermögen verschaffen“: al-Mu'āfā ibn Zakarīyā, bei Mu'āfā Ġalīs I 264,5 f. = Yāqūt Iršād VII 164,3/19,153 ult.<sup>104</sup>

**99.** *Umaima ka-mā utīha laki t-tağannī ka-dāka s-suqmu li-l-muđnā utīhā* „Umaima, so wie es deine Bestimmung ist, Vorwürfe zu machen, so ist es dem Erschöpften bestimmt, krank darniederzuliegen“: aš-Šarīf abū Ibrāhīm al-'Alawī, bei Ḥuwārizmī ŠMa'arrī Siqt I 238,6.

**100.** *fa-ka-mā yamallu d-dahru min i'tā'ihī fa-ka-dā malālatuhū mina l-ḥirmānī* \* *wa-ka-mā yakurru li-ma'şarin bi-sa'ādatin fa-ka-dā yakurru li-ma'şarin bi-hawānī* „So wie das Schicksal (auch einmal) die Lust verliert, seine Gaben zu verteilen, so verliert es auch die Lust, sie (ständig) vorzuenthalten. Und so, wie es einigen

103 Zur Wiedergabe von σπόγγος durch ḡamāmun vgl. WKAS II, Teil 4, p. XIX.

104 Yāqūt hat die Var. *yaruddu 'ağziya rizqī*.

Leuten immer wieder Glück bringt, so erniedrigt es immer erneut die anderen“: Tamīm b. -M. 423,12 f.

**101.** *ka-mā lastu arḏā li-š-šadīqi talawwunī ka-ḏā lastu minhu bi-t-talawwunī rādīyā* „So wie ich mir keine Unzuverlässigkeit dem Freunde gegenüber gestatte, so dulde ich es auch nicht, daß er sich unzuverlässig zeigt“: al-Ḥubzaruzzi, bei Aidamur Durr III 130,2 in marg.

**102.** *ka-mā mā aḥsana l-waṣla ka-ḏā mā aqbaḥa š-šurmā* „So schön die Vereinigung ist, so häßlich ist die Trennung“: a. Nuwās (W.) IV 324,7 (nr. 279).

**103.** *aš-šāhtaragū: ka-mā anna taʿma hādā d-dawāʿi fihi marāratun wa-qabḏun maʿan ka-ḏā l-amru fī mizāḡihī anna fihi ḥarāratun wa-burūdatan maʿan*<sup>105</sup> (für γιγγιδιον, ὥσπερ τῆ γεύσει πικρότητός τε καὶ στύψεως μετέχει, οὕτως καὶ τῆ κράσει θερμότητός τε καὶ ψύξεως): Ğālīnūs Mufr. VI 3,4, übs. Hunain ibn Ishāq (Ms. Esc. 794, fol. 83 b, -4 f. = b. -Baīṭār Ğāmiʿ I 172 paen. f.)<sup>106</sup>.

**104.** *yā buʿsa li-d-dahri lā yazālu ka-mā yarfaʿu nāsana yaḥuttu min nāsī* „O über die schlimme Zeit, die so, wie sie einige Menschen emporhebt, immer auch andere erniedrigt“: Aḥmad ibn abī Nuʿaim, bei Šafadī Wāfi 28,77,16.

**105.** *lā yanbaḡī li-l-adībi an yuḥāṭiba ḡaira l-adībi illā bi-rifqin ka-mā lā yanbaḡī li-š-šāḥī an yuḥāṭiba s-sakrāna illā bi-mudārātīn* „Es gehört sich nicht, daß ein Gebildeter mit einem Ungebildeten anders als freundlich redet, so wie es sich nicht gehört, daß ein Nüchternen mit einem Betrunknen anders als beschwichtigend redet“: Platon, bei Šahraz. Rauḏa (Aḥmad) I 185,8 ff.

Stehen in den Gliedsätzen jedoch Elative oder Verben, die eine Gradation beinhalten, so können diese Gefüge am besten als Proportionalgefüge angesprochen werden:

**106.** *wa-ka-mā anna nūra l-ḥaqqi ašraqu wa-aḡlā fa-huwa li-l-ʿuqūli r-ramidati aḏarru wa-aʿšā* „Je heller und klarer das Licht der Wahrheit leuchtet, desto mehr schädigt und blendet es die, deren Verstand an ‘Augenentzündung’ leidet“: abū l-Ḥasan al-ʿĀmirī, bei Tauḥīdī Bašʿir II 767 ult. f./ (Qḏ.) IX 149,8 f. (§ 482).

**107.** *wa-ka-mā tablā wuḡūhun fī t-tarā fa-ka-ḏā yablā ʿalaihinna l-ḥazan* „Je mehr die Gesichter der Toten im Erdreich verwesen, desto mehr schwindet auch die Trauer über sie dahin“: Ğāḥiḏ Bayān II 109,1/III 197,12 = b. Qut. ʿUyūn III 57,4 = Ḥālīd. Ašbāḥ II 328,4 = ʿAsk. Maʿānī II 172, -5 = Rāḡīb Muḥāḏarāt (Bt.) IV 510, -4<sup>107</sup> = ʿIqd II 18, -6/(Amīn) III 259,8 = Maḡmūʿat

105 Var. *fa-ka-ḏālika fī mizāḡihī ḥarāratun illī*.

106 Die Version des Biṭṭīq lautet: *aš-šāhtaragū: li-hādīli l-ʿuṣbati kaiḡiyatun murratun wa-fihā qubūdatun yasīratun wa-mizāḡūhā innahā ḥārratun yābisatun* Ms. Ahmet III 2083, fol. 144 a 8 f. Zu sechs weiteren Beispielen aus der Übersetzungsliteratur s. WGAÜ S II 746 s.v. ὥσπερ.

107 Hier der umm al-Haiṭam in den Mund gelegt.

-maʿānī 123,2 = Ṭurṭūšī Sirāġ 19,9 = a. l-ʿAtāhiya (Faiṣal) App. 281<sup>108</sup>. Bemerkenswerter Weise hat Ḥālid. Ašbāh I 173,8 die Var. *kulla-mā tablā wuġūhun illi*.

Hier ist auch ein Satz zu erwähnen, der ebenfalls durch *ka-mā ... ka-dālika* strukturiert ist, der jedoch als Kontamination zwischen einem Analogiegefüge und einem *Al t e r n a t i v g e f ü g e* anzusprechen ist:

**108.** *inna-mā ka-mā takūnu l-ummu ṣaḥīḥatan au marīḍatan ka-dālika yakūnu l-ġanīnu aiḍan* „Je nachdem, ob die Mutter gesund oder krank ist, so wird auch das Kind sein“: Buqrāṭ Aġinna 69,12 f.<sup>109</sup> Der Fall ist insofern lehrreich, als in der Duden-Grammatik (wie Anm. 9) § 3585 γ 2 und in Metzler Lexikon Sprache p. 516 b „je nachdem“ als Konjunktion eines Proportionalatzes eingestuft ist. Zu Unrecht! Denn die (konstruierten und untypischen) Beispiele: „Je nachdem, wie sich die Dinge entwickeln, werden wir vielleicht nach Wien ziehen“ und „Wir werden uns treffen, je nachdem, ob es die Sachlage erfordert oder nicht“ drücken keine Vorgänge aus, die in einem proportionalen Verhältnis zueinander stehen. Es sind vielmehr Alternativgefüge.

### IX. Durch *bi-qadrihī* strukturierte Sätze.

Wie bei den durch *ka-mā ... ka-dā* strukturierten Sätzen (s. Kap. VIII) ist auch hier der Ausgangspunkt ein Analogiegefüge (bzw. ein eingliedriger, eine Analogie beinhaltender Satz), in welchem die Gleichartigkeit der Gliedsätze (bzw. der Satzglieder) durch *bi-qadrihī*, *bi-miqdārihī*, *ʿalā qadrihī*, *ʿalā miqdārihī* und ähnliche Ausdrücke des Maßes angezeigt wird. Beispiele:

**109.** *wa-bi-qadri mā yuqālu inna l-muqaddama akramu wa-arʿasu mina l-muʿaḥḥari ka-dālika l-ʿirqu l-ʿazīmu akramu mina l-ʿirqi llaḍī yusammā awurṭā* (für ὁσῶ δὲ τιμιώτερον καὶ ἡγεμονικώτερον τὸ ἔμπροσθεν τοῦ ὀπίσθην, τοσοῦτω καὶ ἡ μεγάλη φλῆψ τῆς ἀορτῆς): Arist. Aʿḍāʿ -ḥayaw. 76, 11 ff.

**110.** *wa-baina l-barrīyi wa-l-insīyi mina l-baqari ḥilāfun bi-qadri l-ḥilāfi llaḍī baina l-ḥinzīri l-anīsī wa-l-barrīyi* (für διαφέρουσι δ' οἱ [βόες οἱ] ἄγριοι τῶν ἡμέρων ὅσονπερ οἱ ἕες οἱ ἄγριοι πρὸς τοὺς ἡμέρους): Arist. Ṭibāʿ -ḥayaw. 57,3 f.<sup>110</sup>

**111.** *fa-ḥī š-šādanā iḍan mina l-burūdati la-miqdāru mā fihi mina l-qabdi* (für ἔξει τοιγαροῦν ὁ μὲν αἱματίτης λίθος τοσοῦτον τῆς ψύξεως, ὅσον καὶ τῆς στύψεως):

108 Diem-Schöller Epitaphs II 471 übersetzen: „Because as certain faces decay in the moist earth, so decays the grief (or sorrow) over them“.

109 Für καὶ ὅκως ἂν ἡ μήτηρ ἔχη υἰγιείης ἢ ἀσθενείης, ὥδε καὶ τὸ παιδίον ἔχει Hippokrates, Nat. Puer. 22 (Littré VII 514, 7).

110 Vgl. WGAÜ S I 802.

Ġālīnūs Mufr. IX 2,2, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 205 a 5 f.)<sup>111</sup>.

**112.** *kam miqdāru tabrīdi l-bizri-qaṭūnā wa-kam miqdāru tabrīdi ʿinabi t-taʿlabi* (für ἀλλὰ μέχρι πόσου μὲν ψύλλιον ψύχει, μέχρι πόσου καὶ στρύχνος): Ġālīnūs Mufr. I 27, übs. Ḥunain ibn Ishāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 16 b 21 f.)<sup>112</sup>.

**113.** *fa-ʿalā qadri mā baina d-daʿfī wa-l-qawīyi wa-mā baina d-dūni wa-l-ašrafi fa-ka-dālika baina l-fānī wa-baina l-ilāhi llaḏī lā yamūtu* (für τὸ δὲ ἄσθενέστερον τοῦ ἰσχυροτέρου καὶ τὸ ἔλαττον τοῦ κρείττονος διέστηκε τοσοῦτον ὅσον τὸ θνητὸν τοῦ θείου): Hermes, bei b. Duraid Muğtanā 75,10 ff./95,10 f.<sup>113</sup>

**114.** *wa-l-faḏāʾilu idān tafūqu l-ġinā wa-sihhata l-badani wa-ġaira dālika mina l-hairāti l-ġusmānīyati bi-l-qadri llaḏī bihi n-nafsu tafūqu l-badana* (für τοσοῦτω τοίνυν ἄρεται πλούτου τε καὶ υγείας καὶ τῶν ἄλλων ὑπερφέρουσιν, ὅσω ψυχῆ σώματος): Nemesios von Emesa, De natura hominis p. 351 ult. ff. ed. Matthaei (arab. Übs. Ishāq ibn Ḥunain).

**115.** *bi-qadri mā dāqa dāʾiqun min šafāʾi l-ʿaišī yauman yaḏūqu min kadarih* „In dem Maße, wie einer im Leben klares Wasser zu schmecken bekommt, bekommt er eines Tages auch trübes zu schmecken“: a. l-ʿAtāhiya 120,12/(Faiṣal) nr. 183,6<sup>114</sup>.

**116.** *fa-lā taḡbiṭanna l-mutrafiṇa fa-innahum ʿalā qadri mā yuʿṭihimu d-dahru yašlubū* „Beneide nicht die, welche im Wohlstand leben ! Denn in dem Maße, wie das Schicksal ihnen (etwas) gibt, raubt es auch wieder“: Maġmūʿat -maʿānī 15,5 = ʿAbdalakānī Ḥam. I 196 nr. 101,2 (Var. ʿalā ḥasbi mā yaksūhumu d-dahru b.-Rūmī [Naṣṣār] I 145,2).

Stehen in solchen Sätzen jedoch Elative, Verben (bzw. Verbalnomina), die eine Gradation beinhalten, oder solche, die eine Eigenschaft ausdrücken, so haben wir es mit Proportionalgefügen zu tun:

**117.** *wa-bi-qadri mā yarāhu* [sc. *al-malaka llaḏī yuqālu lahū Tūšī*] *l-insānu fī ḥusni l-manzarī wa-n-nubli wa-l-haiʿati bi-qadri dālika yakūnu dalīluluḥū afdala* (für ὅσω δ' ἂν πολυτελεστέρα καὶ εὐμορφότερα [ἢ Τύχη] φαίνεται, τοσοῦτω βελτίων νομιζέσθω): Arṭāmīd. Ru'yā 309 paen. ff.<sup>115</sup>

**118.** *wa-bi-qadri kubri š-šaiʿi llaḏī yarāhu* [sc. *an-nāʾimu*] *annahū saraqahū au qīmatihī au šalābatihī ka-dālika takūnu akbara š-šiddatu wa-l-muṣībatu llatī taʿriḏu*

111 Vgl. WGAÜ S II 475 ult. ff.

112 Vgl. WGAÜ S II 171. Die arabische Diktion verrät das Bemühen des Übersetzers um eine möglichst wörtliche Wiedergabe des griechischen Satzes.

113 Vgl. Franz Rosenthal, Sayings of the Ancients ..., Orientalia NS 27, 1958, 183 nr. LXXIV.

114 Oskar Rescher übersetzt: „Ebensoviel Annehmlichkeiten der Mensch in seinem Leben gekostet hat, ebensoviel Widerwärtigkeiten muß er auch eines Tages hinunterschlucken“.

115 Vgl. WGAÜ S II 477, 8 ff.; GALex II 24, 30 ff.

(für ὄσω δ' ἄν μείζονα ἢ πολυτελέστερα ἢ ἀσφαλέστερα τηρούμενα κλέπτῃ τις, τοσοῦτῳ μείζονα κίνδυνον ὑπομενεῖ): ib. 370,11 ff.<sup>116</sup>

**119.** *ḥusnu ḥādīhi l-ḥālī ... fa-innahū 'alā qadri kaṭratihī ka-dālika l-ḥaṭaru fihi* (für ἡ εὐετηρία ... ὄσω γὰρ πλείων, τοσοῦτῳ ἐπισφαλέστερα<sup>117</sup>): Arist. *Alhāq* 273,2 f./(*Akasoy*) 425,8 f.

**120.** *bi-qadri mā taṭlubu ta'lamu wa-bi-qadri mā ta'lamu taṭlubu* „Je mehr du studierst, desto größer wird dein Wissen, und je mehr du weißt, desto mehr wirst du studieren“: Pythagoras, bei Mubaššir Muḥtār 67, -3 = Šahraz. *Rauḍa* (*Aḥmad*) I 113,3.

**121.** *wa-lākinna l-arādata ... tastaḥīlu namlan fa-'alā qadri mā yastaḥīlu minhā yurā n-naqṣu fī 'adadihā wa-maḍarratihā 'alā l-ayyāmi* „... sondern die Termiten verwandelt sich in eine Ameise. Und je mehr Termiten sich umwandeln, desto deutlicher zeigt sich, wie sie Tag für Tag an Zahl abnehmen und wie ihr Schaden geringer wird“: Ğāḥiḏ Ḥayaw. IV 11,15/35,6 f.

**122.** *wa-l-ḡaḍabu yaḡlibu l-'azma 'alā qadri mā mukkina wa-yuḥayyiru l-lubba bi-qadri mā sulliṭa* „Je mehr der Zorn sich festgesetzt hat, desto mehr beeinträchtigt er die Klarheit der Entschlüsse, und je mehr man ihm freien Lauf läßt, desto mehr bringt er den Verstand durcheinander“: Ğāḥiḏ Ras. (*Kraus*) 83, -5 f./(*Hārūn*) I 260,7.

**123.** *iḏā 'aruḍat liḡyatun li-l-fatā wa-tālat wa-šārat ilā surratih \*fa-nuqṣānu 'aqli l-fatā 'indanā bi-miqdāri mā zīda fī liḡyatih* „Wenn ein Mann einen breiten und langen Bart hat, der bis zu seinem Bauchnabel reicht, dann meinen wir, daß der Verstand dieses Mannes desto mehr abgenommen hat, je länger sein Bart gewachsen ist“: b. -Rūmī (*Naṣṣār*) I 307 = Šarīšī ŠMaq. I 39,6 f. = Rāḡib Muḥāḍarāt (*Bt.*) III 314, -5 f.

**124.** *bi-qadri mā ta'lū yakūnu l-mahwā* „Je höher man steigt, desto tiefer fällt man“: Anon. (*Raḡaz*), bei *Misk. Ḥikma* 200,4.

**125.** *bi-qadri ṣ-ṣu'ūdī yakūnu l-hubūtu fa-iyyāka wa-r-rutaba l-'āliyah* „Je höher man steigt, desto tiefer fällt man; drum strebe nicht nach hohen Ämtern“: Anon., bei Šafadī Ğaiṭ II 48,1<sup>118</sup>.

**126.** *wa-tafāwutu l-muddāḥi fika bi-qadri mā baṣurū bihī min nūrika l-muta-waqqidī* „Je deutlicher die Lobredner dein flammendes Licht sehen, desto weniger werden sie dir gerecht“: 'Abd ar-Raḥmān ibn 'Abd al-Waḥḥāb, genannt ibn bint al-A'azz, bei Šafadī Wāfi 18,180,17.

116 Vgl. *GALex* II 24, 34 ff.

117 Vgl. *WGAÜ* S II 477, 16 f. Olof Gigon übersetzt: „Ein solcher Segen..., je größer er ist, desto gefährdeter ist er“.

118 Bei Aidamur *Durr* III 74, 8 ist der Vers mit den Varianten *al-'ulūwi* und *wa-d-daraḡa* dem ibn ar-Rūmī zugeschrieben. Er findet sich jedoch nicht im *Dīwān* ed. *Naṣṣār*. Vgl. auch: *wa-lākin bi-miqdāri qurbi l-makāni takūnu salāmatu man yasquṭu* Šafadī Ğaiṭ II 48, 5 = b. *Raṣīq* 91, 2.

127. *ahlu l-ḥaḍari ... wa-ba'udat 'alaihīm ṭuruqu l-ḥairi wa-masālikuhū bi-qadri mā ḥaṣala lahum min ḍālika ḥattā la-qad ḍahabat 'anhum maḍāhibu l-ḥiṣmati fī aḥwālihim* „Sedentary people ... The more of them they possess, the more remote do the ways and means of goodness become to them. Eventually they loose all sense of restraint“ (Rosenthal): b. Ḥaldūn Muqḍ. I 225, –4 ff.

## X. Durch *bi-ḥasabiḥ* strukturierte Sätze.

Für die durch *bi-ḥasabiḥ* strukturierten Sätze gilt dasselbe, was in Kap. IX über die durch *bi-qadriḥ* strukturierten Sätze gesagt war. Ihnen liegen Analogiegefüge (nr. 128–131) zugrunde, die unter den oben genannten Bedingungen als Proportionalgefüge zu interpretieren sind (nr. 132–134).

128. *wa-'alā ḥasabi faḍli qurbi l-aṣfari l-mušba'i 'alā l-aḥmari n-nāṣi'i ilā l-bayāḍi faḍlu qurbi l-aṣfari r-raqīqi 'alā l-aṣfari l-mušba'i ilā l-bayāḍi wa-'alā ḥasabi faḍli bu'di l-aḥmari n-nāṣi'i 'alā l-aṣfari l-mušba'i mina l-bayāḍi faḍlu bu'di l-aḥmari l-qāni'i 'alā l-aḥmari n-nāṣi'i mina l-bayāḍi* (für ὄσον δ' ἐστὶ τὸ πυρρὸν τοῦ ξανθοῦ λευκότερον, τοσοῦτον ἐκείνου τὸ ὠχρόν. ὄσον δ' αὖ πάλιν ἤττον ἐστὶ λευκὸν τὸ ξανθὸν τοῦ πυρροῦ, τοσοῦτον τοῦ ξανθοῦ τὸ ἐρυθρόν): Ḡālīnūs Buḥrān, Ms. Brit. Mus. 6670, fol. 21 a 5–7<sup>119</sup>.

129. *fa-'alā ḥasabi l-arḥāmi ka-ḍālika yakūnu 'adadu l-aulādi* „So viele Uteri ein Tier hat, so groß ist auch die Zahl der Jungen“: Ps. Arist. Masā'il XI 13,6.

130. *wa-bi-ḥasabi kaṭrati nuṣū'i l-insāni fī ayyāmihi l-uwali takūnu šiddatu ḥarāratiḥ fa-in kāna fī āḥiri ayyāmiḥ waḡaba ḍarūratan an takūna šiddatu bardihī bi-ḥasabi kaṭrati ḍubūlihī* (für ὄσον τῆ πρώτῃ τῶν ἡμερέων πλεῖστον αὔξεται ὠνθρωπος, τοσοῦτον θερμότητος γίνεται, καὶ τῆ ὑστάτῃ τῶν ἡμερέων, ὄσον πλεῖστον καταμαραίνεται, τοσοῦτον ψυχρότατον ἀνάγκη εἶναι): Buqrāt Ṭabī'at -insān 23,2 ff.<sup>120</sup>

131. *fa-yakūnu ḥtilāfu tilka t-ta'īrāti minḥā fī ḥādihi l-ašyā'i bi-ḥasabi ḥtilāfi ḡawāhirihā wa-tarkībihā wa-mizāḡihā wa-qabūlihā* „(Die Sonne trocknet den Lehm, läßt den Schnee schmelzen, erweicht das Wachs, läßt die Früchte reifen usw.) ... Jene Einwirkungen der Sonne auf diese Dinge sind so verschieden wie ihre Zusammensetzung, ihre Mischung, ihre Aufnahmebereitschaft und ihre Substanzen verschieden sind“: Iḥwān -ṣafā' I 149,1 f.

132. *wa-mā kaṭurat ḥalāwatuhū [mina t-tā'āmi] fa-ziyādatu ḥarāratiḥ bi-ḥasabi ziyādati ḥalāwatiḥ* (für τὸ δὲ μᾶλλον γλυκὺ [τῶν ἐδεσμάτων] τοσοῦτω θερμότερον, ὄσωπερ καὶ γλυκύτερον): Ḡālīnūs Mufr. IV 10, übs. Ḥunain ibn Iṣḥāq (Ms. Ahmet III 2083, fol. 85 a ult.)<sup>121</sup>.

119 Ed. Alexanderson p. 100, 22–25. Vgl. oben nr. 22.

120 Vgl. GALex II 26, nr. 22.1.4.

121 Vgl. WGAÜ S II 476 unten.

**133.** *wa-miqdāru bu'di hātaini l-ʿadalataini llataini dakarnā fī sāʾiri l-ḥayawāni min mauḏīʾi ttisālihīmā bi-ḥasabi miqdāri ṭūli arqābihā* (für καὶ τοσοῦτω γε πλείον ἄλλήλων οἱ εἰρημένοι μῆες ἀφεστήκασιν ἐπὶ τῶν ἄλλων ζῶων, ὅσῳπερ ἂν ἦ μακροτραχηλότερα): Ġālīnūs Tašrīḥ kabīr (Gar.) I 222,12 f.<sup>122</sup>

**134.** *wa-matā kāna l-badanu katīra l-fuḏūli mumtaliʾan kāna mā yanbaʿitu minhu ilā tilka l-aḏāʾi azḡada bi-ḥasabi miqdāri ḥurūḡihī ʾani l-ḥālī t-ṭabīʿiyati* (für τὰ δὲ περιττωματικά τε καὶ πληθωρικά τοσοῦτω πλεον, ὅσῳπερ ἂν ἐξεστήκη τοῦ κατὰ φύσιν): Ġālīnūs Ḥummayāt 256,2 f.

## XI. Durch *lā* (*mā* usw.) ... *illā* strukturierte Sätze.

Sätze dieses Typus bringen im allgemeinen die Ausschließlichkeit eines Tatbestandes zum Ausdruck (vgl. Ullmann Admin. p. 54 und nr. 533–550). Beinhalten die darin vorkommenden Verben eine Gradation (z. B. *izdāda*), so sind diese Sätze als Proportionalsätze anzusprechen.

**135.** *fa-d-dunyā ka-l-māʾi l-milḥi* [Var. *al-māliḥi*] *llaḏī mā yazdādu šāhibuhū minhu šurban illā zdāda ʾatašan* „Die weltlichen Freuden sind wie Salzwasser: Je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man“: Kalīla (de Sacy) 70,6 f./ (Ch.) 39,4 f.<sup>123</sup>

**136.** *ad-dunyā ... ka-dūdati l-qazzi lā tazdādu li-l-ibrīsami ʾalā nafsihā laffan illā zdādat mina l-ḥurūḡi minhu buʾdan* „Wer sich weltlichen Freuden hingibt, gleicht einer Seidenraupe: Je mehr Rohseide sie um sich herumwickelt, desto weiter entfernt sie sich von der Möglichkeit, herauszukommen“: Kalīla (Ch.) 39,11 ff. = b.a. ʿAun Tašb. 316,2 f.<sup>124</sup>

**137.** *mā samītu aḥadan yaḥtubu illā tamannaitu an yaškuta mahāfata an yuḥṭiʾa mā ḥalā Ziyādan fa-innahū lā yazdādu iktāran illā zdāda iḥsānan* „Ich habe noch niemanden eine Rede halten gehört, bei dem ich nicht gewünscht hätte, er möge aufhören, denn ich fürchtete, er könne einmal danebengreifen, mit Ausnahme von Ziyād. Denn je länger dieser redete, desto besser machte er es“: Ibšīhī Mustatraf (Qmḥ.) I 137,8 f. (bāb 9)<sup>125</sup>.

122 Vgl. WGAÜ S II 477, 19 ff.

123 Var. s. nr. 81.

124 Var. s. nr. 24.

125 Vgl. die Var. in nr 20. Vgl. auch: *ḥadīṭun ... yaḥūlu fa-lā yazdādu illā ḥalāwatan* ʿAlī ibn Ġaiš aš-Šaibānī, in Schol. Baššār Muḥtār 42, 4.

## XII. Durch *afalu mā yakūnu* gebildete Sätze.

Der im folgenden behandelte Satztypus beruht auf einer redensartlichen Wendung, bei der von einem Elativ das Relativum *mā* mit einer Imperfekt- oder Perfektform des Verbums *kāna* abhängt. Durch diese Wendung wird der elativische Begriff noch gesteigert oder ins Absolute gehoben. Es heißt also: *māta fulānun aṣahḥa mā kāna* „Der und der ist gestorben, obwohl er so gesund war, wie man nur sein kann“ oder: „... obwohl er denkbar gesund war“<sup>126</sup>. Diese Wendung, die hier einen Zustandsausdruck zu *māta* bildet, kann in vielen verschiedenen syntaktischen Verbindungen vorkommen. Man vergleiche dazu das umfangreiche Material, das WKAS I 459 b 6 ff. zusammengetragen ist<sup>127</sup>.

Werden zwei derartige Ausdrücke asyndetisch koordiniert, so entsteht ein Proportionalsatz. Muṭarrif ibn ‘Abd Allāh ibn aš-Šiḥḥīr<sup>128</sup> soll gesagt haben:

**138.** *wa-auḥaṣū mā yakūnu n-nāsu ānasu mā yakūmūna* „Je einsamer die Menschen sind, desto vertrauter sind sie [mit Gott]“: Sarrāḡ Luma‘ 65,4. Damit stellt sich aber die Frage, in welchem syntaktischen Verhältnis die beiden Ausdrücke zueinander stehen. Haben wir es mit zwei Gliedsätzen oder mit zwei Satzgliedern zu tun ?

Die wenigen Notizen, die es zu diesem Syntagma bisher in der grammatischen Literatur gibt, beantworten diese Frage nicht. Albert Socin, Arabische Grammatik, 7. Auflage, Berlin 1913, p. 148, schreibt lediglich: „Durch zwei im Genetiv von Elativen abhängende Sätze mit *mā* wird unser ‘je – desto’ ausgedrückt“. Carl Brockelmann, Arabische Grammatik, 13. Auflage, Leipzig 1953, p. 188 (§ 149 Anm. d) hat diese Regel wörtlich wiederholt. Auch im II. Band seiner Geschichte der vergleichenden Grammatik, p. 571 f. (§ 370 f.) sagt Brockelmann nur: „Durch Gegenüberstellung zweier solcher Sätze gewinnt das Arabische einen Ausdruck für ‘je, desto’“. Auch Storey (Jottings 453, –3 ff.), der einige zusätzliche Beispiele beigebracht hat, äußert sich nicht zu dem syntaktischen Problem.

Dagegen hat der Verfasser, einer Anregung Anton Spitalers folgend, die beiden Wendungen als Subjekt und Prädikat eines Nominalsatzes zu bestimmen versucht<sup>129</sup>. Der oben angeführte Beispielsatz würde demnach folgendermaßen zu analysieren sein: „Die Menschen sind denkbar einsam = sie sind im höchsten Maße [mit Gott] vertraut“. Diese Definition bildet denn auch die Grundlage für die Vokalisation der jeweiligen Elative: Beide müssen im

126 Rāḡib Muḥāḍarāt II 289, 9/(Bt.) IV 490, –4.

127 Vgl. auch Hashem El-Ayoubi, Wolfdietrich Fischer, Michael Langer, Syntax der Arabischen Schriftsprache der Gegenwart, Teil I, Band 1, Wiesbaden 2001, p. 271 f.

128 Zeitgenosse des ‘Umar ibn ‘Abd al-‘Azīz.

129 WKAS I 461 b 37 ff.

Nominativ stehen. In den arabischen Texteditionen, denen die folgenden Beispiele entnommen sind, herrscht in diesem Punkte einige Verwirrung. Neben der hier favorisierten Vokalisation kommt dort auch der Akkusativ bald beim ersten, bald beim zweiten Elativ vor. Dieser ist dann offenbar als Prädikatsnomen zu *kāna* verstanden worden.

Das Problem muß noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Der arabische Satzbau hat im Englischen eine überraschende Parallele. Dort wird ein Proportionalsatz durch zwei gleichartige, asyndetisch koordinierte Satzteile mit Komparativen gebildet, die beide mit dem bestimmten Artikel *the* markiert sind, z. B.: „*The more money he earns, the fewer friends he has*“. Auch dies könnte als ein Gleichsetzungsschema mit virtuellem Subjekt und Prädikat interpretiert werden: „Er wird immer reicher = seine Freunde wenden sich mehr und mehr von ihm ab“. Indes sind sich die englischen Grammatiker<sup>130</sup> darin einig, daß das erste Element als Nebensatz fungiert, also dem zweiten Element subordiniert ist. Demnach liegen nicht Satzglieder, sondern Gliedsätze vor. Bewiesen werde dies unter anderem dadurch, daß der zweite Teil bei Inversion die Markierung „*the*“ verliert und die normale Wortstellung eines Hauptsatzes aufweist: „*He has fewer friends, the more money he earns*“. Auch könne der erste Teil in einen temporalen Nebensatz transformiert werden. Der Satz „*The narrower the lane got, the more difficult the overhanging branches made it for us to keep sight of the quarry*“ entspricht dann dem Satz „*As the lane got narrower, the overhanging branches made it more difficult for us to keep sight of the quarry*“. Diese Operationen besagen indes doch nur, daß die beiden Teile funktional nicht gleichwertig sind. Sie können als Neben- und Hauptsatz, aber ebensogut auch als Subjekt und Prädikat eines einfachen Satzes interpretiert werden.

**139.** *yā amīra l-mu'minīna innaka a'azzu mā takūnu aḥwaḡu mā takūnu ilā llāhi* „Befehlshaber der Gläubigen ! Je größer deine Macht ist, desto mehr bist du auf Gott angewiesen“: al-Ḥaḡḡāḡ an 'Abd al-Malik ibn Marwān, bei b. Qut. 'Uyūn I 102 paen. f. = Balāḡ. Ansāb VII 2,315,9 f.<sup>131</sup>

**140.** *wa-ḡakara a'rābīyuni l-mulūka fa-qāla: aqrabu mā takūnu ilaihim aḥwafu mā takūnu minhum* „Ein Beduine kam auf die Könige zu sprechen und sagte: Je näher du ihnen stehst, desto mehr Respekt mußt du vor ihnen haben“: Tauḥīdī Baṣā'ir I 254,8 f./(Qd.) 208,7 f. (§ 635).

130 Vgl. Randolph Quirk, Sidney Greenbaum, Geoffrey Leech, Jan Svartvik, A Comprehensive Grammar of the English Language, London-New York 1985, p. 1000 (§ 14, 13), p. 1111 (§ 15, 51); Douglas Biber, Stig Johansson, Geoffrey Leech, Susan Conrad, Edward Finegan, Longman Grammar of Spoken and Written English, Harlow 1999, p. 820. Ich verdanke wertvolle Hinweise hierzu Herrn Dr. John F. Davis, Köln.

131 Bei Tauḥīdī Baṣā'ir I 254, 11/(Qd.) 208, 10 (§ 636) ist der Spruch dem 'Alī ibn al-Ḥusain mit folgendem Wortlaut zugeschrieben: *fa-innaka a'azzu mā takūnu bi-llāhi aḥwaḡu mā takūnu ilaihi*.

**141.** *fa-innaka ... la-ka-l-qausi aḥnā mā takūnu idā ḥanat ʿalā s-sahmi anʿā mā takūnu laḥū qaḍfā* „Du bist wie ein Bogen: Je krummer dieser ist, wenn er sich um den Pfeil krümmt, desto weiter schleudert er ihn“: b. -Rūmī (Naṣṣār) IV 1251,3 = Ḥuṣrī Zahr 694,15 = Ğurğānī Kināyāt 94,14/(Šamsī) 284,5 = Šafadī Ğaiṭ II 275,11 f.<sup>132</sup>

**142.** *aḥwafū mā takūnu l-ʿammatu āmanu mā takūnu l-wuzarāʾu* „Je mehr das Volk in Furcht verharret, desto sicherer sind die Minister“: Misk. Tağārib I 106,1 f.

**143.** *lau lam yakun min ʿaibihim [sc. as-suʿatī] illā annahum aṣḍaqu mā yakūnūna abğadu mā yakūnūna ilā n-nāsi [Var. ilā llāhi] la-kafāhum* „Wenn die Verleumder keinen anderen Makel hätten, als daß sie den Menschen (Var. Gott) desto verhaßter sind, je wahrer sie sprechen, so wäre das schon genug“: b. Qut. ʿUyūn II 20,11 f. = ʿIqd I 236, -8/(Amīn) II 333,7 f.

**144.** *aṣ-ṣidqu maḥmūdun illā ṣidqa dī s-siʿāyati fa-innahū šarru mā yakūnu aṣḍaqu mā yakūnu* „Die Wahrheit zu sagen ist löblich, außer, wenn es ein Verleumder tut. Denn je böser dieser ist, desto mehr enthüllt er die Wahrheit“: Ḥālid ibn Šafwān oder ibn Šubruma, bei Balād. Ansāb VII 1,56,11 f.<sup>133</sup>

**145.** *aqwā mā yakūnu t-taṣannuʿu fī badʿihī aqwā mā yakūnu t-ṭabʿu fī awāḥirihī* „Je mehr man anfänglich in Künstelei befangen ist, desto stärker wird schließlich der natürliche Ausdruck“: Platon, bei b. Hindū Kalim 17,9 = Mubaššir Muḥtār 158,4 f.<sup>134</sup>

**146.** *rīqun ... ka-l-ḥamri arwā mā yakūnu l-fatā min šurbihā aṭašu mā kānā* „Der Speichel (der Geliebten) ... ist wie Wein: Je mehr man davon getrunken hat, desto durstiger wird man“: Tāʿāl. Yatīma I 300, -3 = Nuwairī Nihāya 2,60,8 = b. Wakī 71,2.

Metri causa kann das Prädikat durch *fa-* bzw. *la-* markiert sein:

**147.** *wa-asraʿu mā yakūnu š-šaiʿu naqṣan fa-aqrabu*<sup>135</sup> *mā yakūnu ilā kamālīh* „Je rascher sich eine Sache vermindert, desto eher nähert sie sich wieder ihrer Vollkommenheit“<sup>136</sup>: a. l-ʿAtāhiya 231,2/(Faiṣal) nr. 336,10.

Nach *inna* steht der Elativ des Subjektes im Akkusativ:

**148.** *lā yuʿminannaka šarra l-ğāhili qarābatun wa-lā ġiwārun wa-lā alfun fa-inna aḥwafa mā yakūnu l-insānu li-ḥarīqi n-nāri aqrabu mā yakūnu minhā* „Weder Verwandtschaft, noch Nachbarschaft, noch ein Vertrauensverhältnis sollte dich in Sicherheit wiegen davor, daß ein Brausekopf Schlimmes anrichtet !

132 Vgl. oben nr. 42.

133 Vgl.: *aqbaḥu mā yakūnu ṣ-ṣidqu fī s-siʿāyati* Platon, bei Mubaššir Muḥtār 140, 7 = Šahraz. Rauḍa (Aḥmad) I 179 ult.

134 Beide Drucke haben im zweiten Teil fälschlich *wa-aqwā*.

135 Var. *la-aqrabu* Cheikhō.

136 Der abnehmende Mond zum Beispiel wird bald wieder Vollmond sein.

Denn je mehr sich ein Mensch fürchtet, vom Feuer versengt zu werden, desto eher kann ihm dies passieren“: Ps. b. -Muqaffā‘ Adab ṣaġīr 32,4 f.<sup>137</sup>

Ist der Satz durch *kāna* eingeleitet, so steht der als Prädikatsnomen fungierende Elativ im Akkusativ, während der andere Elativ als Zustandsausdruck ebenfalls im Akkusativ steht. In diesen vier Fällen (nr. 149–152) ist die oben vorgeschlagene Erklärung, wonach die beiden Ausdrücke als Subjekt und Prädikat eines Nominalsatzes zu bewerten seien, nicht anwendbar, denn das Subjekt ist jetzt in *kāna* impliziert. Es liegt also ein Verbalsatz vor. In nr. 152 ist der Satz invertiert.

**149.** *wa-kāna* [sc. *al-Muġīratu bnu l-Muhallabi*] *ašadda mā takūnu l-ḥarbu ašadda mā yakūnu tabassuman* „Je heftiger der Kampf tobte, desto mehr strahlte al-Muġīra ibn al-Muhallab über das ganze Gesicht“: Mubarrad Kāmil 639,10 f.

**150.** *wa-kun ānasa mā takūnu bihā* [sc. *bi-d-dunyā*] *aḥḍara mā takūnu minhā* „Je mehr du mit den Dingen dieser Welt vertraut bist, desto mehr mußt du dich davor hüten!“: ‘Alī ibn abī Ṭālib an Salmān al-Fārisī, in Nahġ -balāġa III 128 ult. = b.a. l-Ḥadīd ŠNahġ 18,34,6 = Tauḥīdī Baṣā‘ir (Qd.) VII 165,3 (§ 520) = Misk. Ḥikma 111, –3 f.

**151.** *kun aḥsana mā takūnu fī z-zāhiri ḥālan aqalla mā takūnu fī l-bāṭini ma‘ālan* „Je besser es dir nach außen hin geht, desto weniger solltest du dich innerlich dabei beruhigen“: Ḥālid ibn Ṣafwān zu seinem Sohn, in ‘Iqd I 361,12/(Amīn) III 153,3 f.<sup>138</sup>

**152.** *ġānibi l-mautūra wa-kun aḥḍara mā takūnu lahū altafa mā yakūnu bika* „Meide den, der auf Blutrache sinnt, und sei desto mehr auf der Hut vor ihm, je freundlicher er sich dir nähert“: b. Qut. ‘Uyūn III 113,9 f.<sup>139</sup>

Der in Kap. XII behandelte Typus muß aber nicht unbedingt einen Proportionalatz beinhalten. Unter bestimmten Bedingungen ist auch die Interpretation als Konzessivsatz möglich. Wählt man dafür im Deutschen statt eines mit den Konjunktionen „obgleich“, „obschon“, „wenn auch“ usw. eingeleiteten Nebensatzes einen mit „so“ eingeleiteten Nebensatz, der im Hauptsatz das Korrelat „so“ hat<sup>140</sup>, so liegt auch im Deutschen ein dem Arabischen ähnlich strukturierter Satztypus vor:

**153.** *lā yamna‘annakum min ḍikri ḥawā’iġikum mā taraunahū min šuġlī fa-innī ašġalu mā akūnu aḥḍara mā akūnu lakum* „Wenn ihr seht, daß ich viel zu tun habe, so darf euch dies nicht davon abhalten, eure Anliegen vorzutragen.“

137 Var. *fa-aḥwafu n-nāsi li-ḥarīqi n-nāri aqrabuhum minhā* Mubaššir Muḥṭār 326, 10 f.

138 Vgl. eine ähnliche Periode bei Ġāḥiḥ Ḥāsid 11 ult./ Ras. (Hārūn) III 20, 8 ff.

139 Der Satz stammt aus Kalīla wa-Dimna, bāb al-malik wa-ṭ-ṭā‘ir Fanazah. Er lautet in den Editionen de Sacy 230, 2 ff./ Cheikho 212, –3 ff.: *lā yazīduka luṭfu l-ḥaḳūdi wa-līmuhū wa-takrimatuhū iyyāka illā waḥṣatan minhu fa-innaka lā taġīdu li-l-mautūri l-ḥaḳūdi amānan huwa autaqu mina ḍ-ḍu‘ri wa-l-bu‘di wa-l-iḥtirāsi minhu.*

140 Vgl.: „Denn so sehr Anton selbst im Eifer war, so wenig gefiel ihm dieselbe Stimmung im Fräulein“ (Gustav Freytag, Soll und Haben, V. Buch, Kap. 1).

Denn so viel ich auch zu tun habe, so habe ich für euch doch immer Zeit“: Ibrāhīm ibn al-Mahdī, in K. at-Tuḥfa al-bahīya wa-ṭ-ṭurfā aš-šahīya, al-Āsitāna 1302, p. 30,19 f. Eine Interpretation „Denn je mehr ich zu tun habe, desto mehr Zeit habe ich für euch“ würde bedeuten, daß Ibrāhīm bewußt ironisch ein Paradoxon formuliert hätte. Das ist aber nicht wahrscheinlich.

**154.** *inna š-šī'ra ka-l-baḥri ahwanu mā yakūnu 'alā l-ğāhili ahwalu mā yakūnu 'alā l-'ālīmi* „Die Poesie ist wie das Meer: So unbedeutend sie dem Unkundigen erscheint, so sehr hat der Kenner Respekt vor ihr“: b. Rašīq 'Umda I 117,1 f.

### XIII. Sonderbildungen.

Neben diesen zwölf mehr oder weniger usuell gewordenen Satztypen gibt es noch einige Sonderbildungen, die als Übersetzungen aus dem Griechischen ad hoc zustandegekommen sind.

**155.** *wa-ka-nahwi 'azamatika fa-wādī' nafsaka fa-innaka sa-tağīdu nī'mata r-rahmati amāma llāhi* (für ὄσω μέγας εἶ, τοσοῦτω ταπεινοῦ σεαυτὸν, καὶ ἔναντι κυρίου εὐρήσεις χάριν): b. Sīrāḥ 3,18<sup>141</sup>.

**156.** *hattā nazunna annā bihī nafsihī nalmisu wa-yaḍhabu 'alainā l-mutawassītu fa-lā naš'uru bihī wa-mablaḡu faḍli ḥafā'i amrihī 'alainā bi-mablaḡi faḍli muwāšalatihī l-ālata* (für ἄπτεσθαι μὲν γὰρ αὐτῷ δοκοῦμεν ἐκείνων, λαμβάνει δὲ τὸ μέσον καὶ τοσοῦτω μᾶλλον, ὄσω καὶ συμφυέστερον τῷ ὀργάνῳ): Tāmīst. TNafs 125,7–9.

Einen Sonderfall bietet auch die Übersetzung des Hebräerbriefes (Kap. 1,4). Das Gefüge beginnt hier mit *kullu* ..., jedoch liegt Inversion vor, so daß *wa-kullu hāḏā* den Hauptsatz markiert, während der Nebensatz mit *ka-mā* eingeleitet ist. Die Konstruktion beruht auf einer Kontamination der in Kap. I a und in Kap. VIII behandelten Gefüge.

**157.** *wa-kullu hāḏā 'azuma [sc. ibnu llāhi] mina l-malā'ikati ka-mā anna l-isma llaḏī warīta aḡḏalu mini smihim* (für τοσοῦτω κρείττων γενόμενος τῶν ἀγγέλων ὄσω διαφορώτερον παρ' αὐτοῦς κεκληρονόμηκεν ὄνομα): Baulus Ras. 216,1 f.<sup>142</sup>

### Zusammenfassung

Die wichtigste und am weitesten verbreitete Gruppe der Proportionalsätze sind die mit *kulla-mā* und Elativen bzw. Verben, die eine Gradation beinhalten, gebildeten Satzgefüge (Kap. I). Hier sind 53 Beispiele dargeboten und diskutiert, von denen 44 der Prosa und nur 9 der Poesie angehören. Allein 24 Sätze stammen aus Texten, die aus dem Griechischen übersetzt worden sind.

141 Vgl. WGAÜ S II 477, –3 f.

142 Vgl. WGAÜ S II 477 f.

Diesen können 7 weitere Sätze hinzugezählt werden, die von hellenistischem Material abstammen oder mit ihm zusammenhängen. Es sind die Platon-Sprüche bei Miskawaih (nr. 19, 23, 40), die Sprüche des Pseudo-Apollonios und Ptolemaios bei al-Mubaššir (nr. 28 und 34) sowie die Stellen aus 'Alī ibn Rabban (nr. 22) und dem Ḥāwī des Rāzī (nr. 13).

Der älteste Beleg ist eine Stelle aus der Schrift *De simpl. med. temp. ac fac.* von Galen, die al-Biṭrīq etwa um das Jahr 800 ins Arabische übersetzt hat (nr. 46). Die Wirksamkeit der anderen Übersetzer erstreckte sich über das ganze 9. Jahrhundert. Die arabischen Prosaschriftsteller bedienen sich dieser neuen Ausdrucksmöglichkeit seit der Mitte des 9. Jhdts. Es sind al-Ġāḥiẓ, al-Mubarrad, aṭ-Ṭabarī, ibn Ḥauqal, ibn Waḥšīya, Ġābir ibn Ḥayyān, die Iḥwān aṣ-Ṣafā' und al-Yamanī. Die Dichter folgen erst später nach. Zu nennen sind al-Yamanī [gest. 400/1009] (nr. 21), al-Murtaḍā [gest. 436/1044] (nr. 30), 'Umar ibn Sāhanšāh [gest. 587/1191] (nr. 31), ibn Sanā' al-Mulk [gest. 608/1211] (nr. 53), Yāqūt ar-Rūmī [gest. 626/1229] (nr. 41) und aṣ-Ṣafadī [gest. 764/1363] (nr. 54) sowie Tāğ al-Mulūk (nr. 32), al-Muḍahhib (nr. 38) und ibn Qayyim al-Ḥamawī (nr. 42), die wohl ebenfalls erst ins 12. oder 13. Jhd. zu datieren sind.

Diese Verteilung legt den Schluß nahe, daß die Konstruktion mit *kulla-mā* zunächst durch die Übersetzer geschaffen wurde, die vor der Notwendigkeit standen, im Arabischen für das Syntagma ὅσῳ ... τοσοῦτῳ ein adäquates Ausdrucksmittel zu finden. Ihnen sind die Prosaschriftsteller des 9. Jhdts. gefolgt, allen voran al-Ġāḥiẓ, der für sprachliche Neuerungen und Modewörter besonders aufgeschlossen und empfänglich war. Die Dichter haben diese Wendung nur sehr zögernd rezipiert.

Die Modifikation des Ausdrucks *kulla-mā*, bei der *kullu* ... durch einen Relativsatz bzw. Temporalsatz mit *idā* ergänzt wird (Kap. I a), ist zuerst bei al-Ġāḥiẓ nachzuweisen. Vielleicht ist hierin eine Reaktion auf die noch als fremd empfundene Konstruktion *kulla-mā* zu sehen, die auf diese Weise dem arabischen Sprachgefühl stärker assimiliert werden sollte.

Daß die durch die Übersetzer geschaffene Konstruktion mit *kulla-mā* anfänglich nicht fest etabliert war, zeigt die Tatsache, daß neben *kulla-mā* noch andere Konjunktionen gebraucht wurden. Von diesen sind *kaifa-mā* (Kap. II) und *mā* (Kap. IV) ausschließlich im K. al-Ġauharatain des Hamdānī (gest. 334/945) belegt. Offenbar handelt es sich um eine ad-hoc-Bildung dieses Autors. Die Konjunktion *idā* (Kap. VI) ist in einem Vers belegt, der dem abū Nuwās oder dem ibn al-Aḥnaf zugeschrieben ist, die beide im Anfang des 9. Jhdts. gestorben sind. Von dieser Möglichkeit hat auch Yaḥyā ibn al-Biṭrīq, der Übersetzer der aristotelischen Schrift *De partibus animalium*, Gebrauch gemacht (nr. 82). Die Konjunktionen *matā* (Kap. V) und *in* (Kap. VII) kommen gleichermaßen in der Übersetzungsliteratur wie in genuin-arabischen Schriften vor.

Eine ganz andere Gruppe bilden Sätze, die aus Analogiegefügen entstanden sind. Dabei handelt es sich zum einen um Sätze, die durch *ka-mā ... ka-dālika* strukturiert sind (Kap. VIII). Des weiteren sind Sätze zu nennen, in denen die in Proportionalgefügen herrschende Gradation durch *bi-qadrihī* (Kap. IX) oder durch *bi-ḥasabiḥī* (Kap. X) zum Ausdruck gebracht ist. Die Konstruktion mit *bi-qadrihī* ist in Übersetzungen, bei al-Ġāḥiẓ und bei Dichtern nachzuweisen, deren frühester ibn ar-Rūmī ist (nr. 123). Für Sätze mit *bi-ḥasabiḥī* konnte ich nur drei Galenübersetzungen beibringen (nr. 132–134). Zu einer weiteren kleinen Gruppe schließen sich Sätze zusammen, bei denen durch eine Negation mit nachfolgendem *illā* die Ausschließlichkeit eines Tatbestandes konstatiert ist (Kap. XI).

Wiederum ganz anders sind Sätze gebaut, bei denen in beiden aufeinander bezogenen Gliedern die Phrase *af'alu mā yakūnu* steht (Kap. XII). Dieser Typus kommt meines Wissens in den Übersetzungen aus dem Griechischen nicht vor. Den angeblichen Spruch des Platon, den ibn Hindū (gest. 420/1029) überliefert, kann man jedenfalls nicht dafür reklamieren (nr. 145). Auch mittelpersischer Einfluß ist nicht anzunehmen, da der Spruch aus Kalīla wa-Dimna, den ibn Qutaiba mitteilt (nr. 152), in den Editionen von de Sacy und Cheikho ganz anders lautet. Die frühesten Prosaschriftsteller, die sich dieses Satzbaues bedienen, sind somit ibn Qutaiba (nr. 139, 143, 152), al-Balāḍurī (nr. 139, 144), al-Mubarrad (nr. 149), ibn 'Abd Rabbih (nr. 151) und die Kompilatoren des Nahǧ al-balāġa (nr. 150). Auch einige Dichter greifen zu dieser Ausdrucksweise, nämlich abū l-'Atāhiya [gest. 210/825] (nr. 147), ibn ar-Rūmī [gest. 283/896] (nr. 141) und ibn Wakī' at-Tinnīsī [gest. 393/1003] (nr. 146).

Die vorgelegte Untersuchung ist ein Beitrag zur historischen Syntax des Arabischen. Dabei hat sich erneut gezeigt, daß die Schriftsprache im 9. Jhdt. durch die Übersetzungen aus dem Griechischen wesentliche Impulse erhalten hat. Während die Phrase *laisa ... faqaṭ lākin ... aiḍan* eine genaue Nachbildung des griechischen Syntagmas οὐ μόνον ... ἀλλὰ καὶ ist, also als Lehnübersetzung gelten darf, sind bei den Proportionalgefügen mit innerarabischen Mitteln neue Satztypen generiert worden, die von den griechischen, mit ὅσῳ ... τοσοῦτῳ gebildeten Strukturen abweichen, ihnen funktional aber adäquat sind. Spricht man von der Hellenisierung des Islams, so sollte man neben den Wissenschaften, der Kunst, den Institutionen sowie den Begriffen und Wörtern auch der arabischen Grammatik und insbesondere ihrer Syntax gedenken.

# Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem Sprachgebiet

## VII

*Neue Quellen zur Musik des 13. bis 16. Jahrhunderts  
in München, Solothurn und Augsburg*

ARMIN BRINZING

|  |     |
|--|-----|
| Vorwort  | 245 |
| Abkürzungen  | 247 |
| 1. Neue Fragmente mehrstimmiger Musik des 13.–16. Jahrhunderts in der Bayerischen Staatsbibliothek                     | 247 |
| 1.1. Fragmente einer Handschrift aus dem Umkreis der Notre-Dame-Polyphonie des 13. Jahrhunderts (CIm 29775(14; Abb. 1) | 247 |
| 1.2. Ein Einzelblatt aus einem Pergamentchorbuch des frühen 15. Jahrhunderts (2° Inc. c.a. 1452; Abb. 2)               | 250 |
| 1.3. Ein Fragment einer Papierhandschrift aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (CIm 26608; Abb. 3)               | 257 |
| 1.4. Ein vierstimmiges Tenorlied des frühen 16. Jahrhunderts (2° Inc. c.a. 2371a; Abb. 4)                              | 261 |
| 2. Fragmente von Orgel-Intavolierungen und Vokalkompositionen im Staatsarchiv Solothurn                                | 263 |
| 2.1. Orgeltabulatur-Fragmente von der Hand des Solothurner Schulmeisters und Organisten Johann Wagner (Abb. 5)         | 263 |
| 2.2. Fragmente weiterer Handschriften mit Vokalmusik (Abb. 6–7)  | 268 |
| 3. Primitive Mehrstimmigkeit in einem Fragment der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (Fragm. rel. 18; Abb. 8)       | 269 |
| Reproduktionen   | 272 |

## Vorwort

Mit ihrem im Juli 2002 erschienenen Heft VI ist die Publikationsreihe der *Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem Sprachgebiet* zu einem vorläufigen Ende gekommen. Das lag einerseits daran, daß der Herausgeber, damals dicht vor dem Übergang in den Ruhestand, es für tunlich hielt, das hinter den bis dahin erschienenen Heften stehende Unternehmen institutionell abzuschließen, um seinen universitären Nachfolger vor möglichen Belastungen durch

eine wissenschaftliche „Erbschaft“ zu verschonen – wenngleich das bisher nicht publizierte Material noch veröffentlicht werden sollte. Unglücklicherweise geriet der Herausgeber andererseits bald in eine langandauernde Folge von gesundheitlichen Anfechtungen, die ihm eine intensive Herausgeberarbeit verunmöglichte. Und nach leidlicher Wiederherstellung forderten unvorhergesehene Umstände von ihm auch noch die langwierige „Abwicklung“ des Göttinger Johann-Sebastian-Bach-Instituts, ein so bedrängender Vorgang, daß er neue gesundheitliche Beeinträchtigung brachte. Aber nachdem nun alle diese unerfreulichen Verhältnisse bereinigt sind, kann die herausgeberische Bemühung um die *Kleinüberlieferungs*-Reihe fortgesetzt werden; dies erscheint umso dringender, als das insgesamt gefundene und zum Teil geradezu aufregende Material in den vorausgegangenen Heften I-VI noch keineswegs vollständig bearbeitet und veröffentlicht worden ist.

Wenn hier die Lieferung VII der Reihe erscheint, so muß zuerst nachdrucksvoll darauf hingewiesen werden, daß deren Erscheinungsort nicht mehr die „Nachrichten“, sondern neu die „Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Neue Folge“ sind; so wird es auch weiterhin bleiben, da die beiden bisher getrennt firmierenden *Periodica* der Akademie-Klasse nun in einer einzigen Reihe, den genannten „Abhandlungen“, vereinigt worden sind. An der grundsätzlichen formalen und inhaltlichen Publikationspraxis der *Kleinüberlieferungs*-Texte ändert sich dadurch nichts, es sei denn, daß sie von vorneherein in den umfangreicheren Sammelbänden der erwähnten „Abhandlungen“ eingefügt sind und ihre Publikation damit zeitlich vom Erscheinen des ganzen Bandes abhängig ist.

Im Blick auf das Wiederanlaufen der Reihe ist es eine willkommene Fügung, daß der schon früher im Forschungsunternehmen der *Kleinüberlieferung* tätige Verfasser des vorliegenden Textes hier mehrere besonders interessante Beiträge aus Sammlungen in München, Solothurn und Augsburg zu vereinigen vermocht hat. Herausgeber und Autor möchten auch an dieser Stelle den dort jeweils behilflichen Damen und Herren Mitarbeitern für ihre Unterstützung herzlich danken: ohne ihre Unterstützung hätten die meisten der hier vorgestellten Fragmente nicht aufgefunden werden können. Namentlich und zugleich stellvertretend für weitere Helfer seien hier genannt: Dr. Brigitte Gullath und Dr. Ulrich Montag (Bayerische Staatsbibliothek München) sowie lic. phil. Silvan Freddi (Staatsarchiv Solothurn). Und in diesen Dank seien auch jetzt wiederum die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen eingeschlossen; ohne die Förderung durch diese beiden Institutionen hätte das Unternehmen seinerzeit gar nicht in Angriff genommen werden können.

Göttingen, im Januar 2009

Armin Brinzing  
Martin Staehelin

## Abkürzungen

- A Alt  
 B Baß  
 Bl. Blatt  
 C Cantus  
 Ct Contratenor  
 D Discantus  
 E Edition (bezieht sich bei Intavolierungen auf Editionen der Vorlage)  
 K Konkordanz(en)  
 r recto  
 T Tenor  
 T. Takt  
 v verso  
 V Vorlage

Signlen für Sammeldrucke folgen dem *Répertoire International des Sources Musicales* (RISM), Bd. B I/1: Recueils Imprimés, XVI<sup>e</sup>–XVII<sup>e</sup> Siècles, München/Duisburg 1960

## 1. Neue Fragmente mehrstimmiger Musik des 13.–16. Jahrhunderts in der Bayerischen Staatsbibliothek

### 1.1. Fragmente einer Handschrift aus dem Umkreis der Notre-Dame-Polyphonie des 13. Jahrhunderts (Clm 29775(14; Abb. 1)

In der Sammlung unkatalogisierter Fragmente der Bayerischen Staatsbibliothek fanden sich drei kleine Bruchstücke einer Handschrift mit Kompositionen aus dem Umkreis der sog. Notre-Dame-Polyphonie, die inzwischen unter der neuen Signatur Clm 29775(14 verwahrt werden. Sie lagen in einem Umschlag, auf dem von der Hand des großen Handschriftenkundlers Bernhard Bischoff<sup>1</sup> vermerkt war: „Musikhs. s. XIII.“ Leider ist keinerlei Hinweis auf den Band vorhanden, aus dem diese Fragmente (wohl im Zug einer Restaurierung) ausgelöst wurden. Es nimmt nicht Wunder, daß die drei kleinen Pergamentfragmente in der Folge unbeachtet blieben, überliefern sie doch nur wenig Notentext. Immerhin ließen sich größere Teile der Notentexte identifizieren, so daß ihre kurze Vorstellung in diesem Rahmen gerechtfertigt erscheint. Schrift und Parallelüberlieferung der enthaltenen Kom-

---

1 Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Dieter Kudorfer.

positionen lassen auf eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schließen.

### Äußere Beschreibung der einzelnen Fragmente

Blatt A: Höhe ca. 6,6, Breite ca. 6,4–6,9 cm (mit einem ausgerissenen Stück oben). Es handelt sich um ein Fragment aus etwa der Mitte des Blattrandes. Auf der einen Seite (im folgenden *recto*) ist eine oben und unten beschnittene, in der Breite aber unversehrte Spalte, erhalten; links daneben sind hier Reste einer zweiten beschriebenen Spalte erkennbar. Die Spaltenbegrenzungen wurden mit roter Tinte gezogen (Abstand: 4,4 cm). Die Rückseite ist dagegen nur einspaltig oder weist eine größere Spaltenbreite auf.

Blatt B: Höhe ca. 8–9, Breite 7,6–9 cm. Linker oberer Rand eines Blattes, offenbar einspaltig.

Blatt C: Höhe ca. 8,3–9,4, Breite ca. 6,9–7,6 cm. Untere Ecke eines Blattes, zweispaltig mit roter Begrenzungslinie rechts. Drei Notenzeilen, davon die erste oben beschnitten; der Text jeweils direkt unter den einzelnen Systemen. Die Rückseite ist nur rastriert.

### Der Inhalt der Fragmente

A<sup>r</sup> *Ad cantus leticie* [Anonymus]  
 K: - Bamberg, Staatsbibliothek, Theol. 74  
 (Fragment ohne Beginn).<sup>2</sup>

Eine zweistimmige Komposition auf zwei roten Fünfliniensystemen in Partituranordnung mit einer roten Initialie „A“ über beide Systeme. Noten und Text sind aufgrund von Abreibungen und Klebespuren schlecht lesbar.

Jacques Handschin hat auf die weite geographische und zeitliche Streuung der Überlieferung dieses *Benedicamus-Tropus* hingewiesen, die vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis in das späte 16. Jahrhundert reicht.<sup>3</sup> Kontrapunktisch lassen sich allerdings verschiedene Gruppen des zweistimmigen Satzes ausmachen; allen gemeinsam ist die gleich bleibende Hauptstimme sowie die Anwendung des Stimmtausches. Als Konkordanz im engeren Sinne ist für das vorliegende Fragment nur das aus dem 14. Jahrhundert stammende und in

2 Ediert bei Jacques Handschin, *Angelomontana polyphonica*, in: Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft III (1928), S. 64–96, Notenbeilage Nr. 25.

3 Ebenda, S. 93.

gotischen Neumen geschriebene Bamberger Fragment anzusprechen; alle anderen Versionen zeigen stärkere Abweichungen<sup>4</sup>.

Eine bislang unbekannte Quelle einer weiteren Fassung ist ein Augsburger Fragment aus der Zeit um 1500, das weiter unten in diesem Beitrag vorgestellt wird (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Fragm. rel. 18).

A<sup>v</sup> [*Virgo pare*]ns christi paritu[ra]

K: ?

Fragment einer (zweistimmigen?) Komposition  
in Partituranordnung(?).<sup>5</sup>

B<sup>r</sup> [*In seculum „longum“*] [*Hyspanus*]

K: – Bamberg, Staatsbibliothek, Ms. lit. 115 (olim Ed.IV.6) [Ba], fol. 63<sup>v</sup>

– Madrid, Biblioteca nacional, Ms. 20486 (olim Hh 167) [Ma], fol. 122<sup>v</sup>

– Montpellier, Bibliothèque Interuniversitaire, Section de Médecine,  
Ms. H.196 [Mo], fol. 111<sup>r</sup>

– Ebenda, fol. 1<sup>v</sup>–3<sup>f</sup> (4st. mit dem Motetten-Quadruplum *Je n'amerai*)

– Motetten-Quellen: „*Sire Diex*“ / „*Ja n'amerai*“ / *In seculum* in: Paris,  
Bibl. nationale,

Nouv. acq. fr. 13521, fol. 387<sup>r-v</sup>; Mo, fol. 187<sup>v</sup>–189<sup>r</sup> (vgl. E Nr. 58).

E: Edward H. Roesner (Hrsg.): *Le Magnus Liber Organi de Notre-Dame de Paris*, Bd. 1: *Les Quadrupla et Tripla de Paris*, Monaco 1993, S. 262

(Nr. 56)<sup>6</sup>.

Vorhanden ist ein in Partitur-artiger Form notierter Ausschnitt aus dem Schluß der dreistimmigen Komposition, entsprechend T. 63–84 der Neuausgabe.

B<sup>r</sup>-B<sup>v</sup> *P[resul] nostri temporis* [Anonymus]

K: – Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, 628 [W 1], fol. 72<sup>r</sup>–72<sup>v</sup>

– Florenz, Biblioteca Laurenziana, Pluteus 29.1 [F], fol. 211<sup>r</sup>–211<sup>v</sup>

– Madrid, Biblioteca Nacional, 20486 [Ma], fol. 115<sup>r</sup>–116<sup>r</sup> (ohne  
Triplum)

4 Zu dieser Handschrift vgl. ebenda, S. 91–95 sowie RISM B IV,1, S. 74 f. Zur Überlieferung vgl. auch F. Alberto Gallo, *The practice of 'Cantus planus binatim' in Italy from the beginning of the 14th to the beginning of the 16th century*, in: *Le polifonie primitive in Friuli e in Europa*, hrsg. von Cesare Corsi und Pierluigi Petrobelli (*Miscellanea Musicologica* 4), S. 13–30, hier S. 25.

5 Vom Text dieses Responsoriums sind nur wenige Fragmente lesbar: [*Virgo pare*]ns christi paritu[ra] deum genuisti fulgida stella ma]ris nos protege nos tu c[aris]. *Dum paris et gaudes can[tant] celi agmina alleluya laudes*].

6 Vgl. auch den Kommentar zur Edition, S. 352 (mit Hinweisen auf weitere Literatur).

- Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, 1099 [W 2], fol. 92<sup>r</sup>-93<sup>r</sup> (ohne Triplum)
- London, British Library, Egerton 2615 [LoA], fol. 87<sup>v</sup>-88<sup>v</sup>
- E: *Notre-Dame and Related Conductus, Part 1*, hrsg. von Gordon A. Anderson, Henryville/Ottawa/Binningen 1986 (Institute of Mediaeval Music, Gesamtausgaben, Bd. IX [recte: X]/1), S. 47–49.

Die Komposition ist dreistimmig. Der Beginn des Triplums ist vollständig, innerhalb des mittleren Systems (Duplum) ist das Blatt beschnitten; vom Text ist fol. B<sup>r</sup> nur die stark verwischte Initiale „P“ vorhanden. Fol. B<sup>v</sup> enthält den rechten oberen Blattrand mit drei vollständigen Systemen und Text (*nostrī temporis presidi[um]*) sowie einen weiteren Ausschnitt aus Triplum und Duplum (ohne Text).

Die Quellen weisen verschiedene Formen der modalen Rhythmik auf<sup>7</sup>. Das Fragment gehört zu jener Gruppe (F und W2), die den zweiten Modus zugrunde legt (Ma und LoA bieten eine Mischfassung). Die Notation ist mit der in F nahezu identisch (dies gilt jedoch nicht für die Schlüsselung und die Zeilenfälle).

- C<sup>r</sup> 1. System : ...*tis pia* ... (unleserlich).
- 2. und 3. System: Beginn mit kleiner Initiale *Salve*[?]  
... *spina rosa* ... *na gracio*.
- C<sup>v</sup> Nur leer gebliebene Fragmente von drei Notensystemen.

## 1.2. Ein Einzelblatt aus einem Pergamentchorbuch des frühen 15. Jahrhunderts (2<sup>o</sup> Inc. c.a. 1452; Abb. 2)

Die Inkunabel *Postilla symonis de cremona super euangeliis et epistolis omnium dominicarum* (Reutlingen 26.5. 1484) enthält als Vorsatz ein Pergamentblatt mit schwarz-roter Mensuralnotation des frühen 15. Jahrhunderts.<sup>8</sup> Der linke Rand des Blattes, das links und oben beschnitten ist, wurde um die erste Lage des Drucks herumgezogen; die Breite beträgt ca. 22,6 cm, wobei 1,8 cm auf einen schmalen Streifen entfallen, der auf der gegenüberliegenden Seite der Lage sichtbar ist (zwischen fol. II und III des Drucks); die Höhe beträgt 28,9 cm<sup>9</sup>. Der seitliche Rand (zwischen Begrenzungslinie und Blattrand) beträgt 4 cm,

7 Vgl. dazu den kritischen Bericht der Edition, S. 162.

8 Das Exemplar ist beschrieben in: *Bayerische Staatsbibliothek: Inkunabelkatalog. BSB-Ink*, Bd. 5, Wiesbaden 2000, S. 158.

9 Als Nachsatz wurde am Ende des Bandes in entsprechender Weise ein Pergamentblatt einer Choralhandschrift mit linienlosen Neumen verwendet.

der zwischen unterem System und Blattrand ebenso 4 cm; die Höhe der Systeme beträgt 1,5 cm, der Abstand zwischen ihnen etwa 0,9 cm. Auf beiden Seiten des Blattes sind 11 Systeme vorhanden, wobei jeweils das oberste abgeschnitten wurde; der Umfang des Vorhanden läßt darauf schließen, daß mindestens zwei weitere Systeme abgeschnitten wurden. Die seitliche Beschnidung ist dagegen weniger gravierend, so daß sich eine geschätzte ursprüngliche Größe des Blattes von ca. 38×29 cm ergibt.

Ein weiterer Streifen derselben Handschrift wurde als Falz zwischen fol. 4 und 5 des Drucks verwendet; er bleibt aufgrund seiner geringen Ausmaße, die eine genauere Identifizierung unmöglich machen, hier außer Betracht (28,9×1 cm).

### Der Inhalt des Fragments

- Recto Kyrie *Rex immense* [*maiestatis*] – [*Dulcis potens*] [Anonymus]  
 K: – Barcelona, Biblioteca de Catalunya, BM 853c/d, fol. 1<sup>r</sup> (nur C 2 und T)  
 – Barcelona, Biblioteca de Catalunya 971 (olim 946), fol. 9<sup>v</sup>-10<sup>r</sup>  
 – Barcelona, Biblioteca de Catalunya 971c, fol. 1<sup>v</sup> (nur Fragment des C 1)  
 – Madrid, Archivo Historico Nacional, Carpeta 1474, frag. 17, fol. 1<sup>v</sup> (nur Fragment des C 1)  
 E: *French Sacred Music*, hrsg. von Giulio Cattin und Francesco Facchin, Monaco 1992 (*Polyphonic Music of the Fourteenth Century*, Bd. XXIII A), S. 75–79.

Vorhanden: Cantus II, T. 102–196 (Schluß), zusätzlich ein neuer Contratenor (vollständig, außer T. 1–2).

- Verso [...] – *Verbum vite* [Nicolaus Frangens de Leodio?]  
 K: keine

Das sonst nur aus spanischen Quellen bekannte Kyrie *Rex immense* ist eine im Original dreistimmige Komposition im Stil einer isorhythmischen Motette. Bei den Texten der beiden Oberstimmen handelt es sich jeweils um einen Kyrie-Tropus, der Tenor ist unbekannter Herkunft und nicht textiert<sup>10</sup>. Das Münchner Fragment überliefert abgesehen von Teilen des Cantus II einen in den anderen Quellen nicht vorhandenen *Contratenor*, mithin also eine bislang

10 Vgl. Hanna Stäblein-Harder, *Fourteenth-century mass music in France*, Rom 1962 (*Musicological Studies and Documents*, Bd. 7), S. 22 f., und *Polyphonic Music of the Fourteenth Century*, Bd. XXIII B, S. 472 f.

München, 2° Inc. c.a. 1452 110

Übrige Quellen (nach PMFC XXIII A, S. 77f.)

Notenbeispiel 1: Kyrie *Rex immense* (T. 107–116)

unbekannte vierstimmige Fassung. Dieser neuen Stimme ist kein Text unterlegt, sie ist lediglich durch den Beginn des Cantus 1-Textes (*Rex immense*) gekennzeichnet. Der *Contratenor* ist jedoch nicht gänzlich neu. An einigen Stellen nämlich ist er mit dem hier fehlenden Tenor der anderen Quellen identisch, dann aber weicht der sonst mit den übrigen Quellen übereinstimmende Cantus II ab (vgl. Notenbeispiel 1 auf dieser Seite). Dies bedeutet natürlich auch, daß der im Münchner Fragment heute fehlende Tenor von jenem in den anderen Quellen wenigstens in diesen Passagen abweichend gewesen sein muß.

Die Übereinstimmungen des Contratenors mit dem Tenor der anderen Quellen kehren jeweils an denselben Stellen innerhalb der drei *taleae* der Komposition wieder (T. 27, 45 und an den entsprechenden Stellen T. 93, 111, 159, 177). Der Bearbeiter der Komposition war sich offensichtlich der panisorhythmischen Struktur der Komposition bewußt, indem er auch den Contratenor (mit gewissen Freiheiten) isorhythmisch anlegte, der Cantus II allerdings bricht in seinen abweichenden Abschnitten aus dem isorhythmischen Schema aus.

Der Tenor der zweiten Komposition *Verbum vite* (der Texanfang der Oberstimme fehlt) ist isorhythmisch und in zwei *taleae* gegliedert; er wird nach Aussage der beigegeführten *Canon*-Anweisung insgesamt dreimal vorgetragen<sup>11</sup>. Auch die nur teilweise vorhandene Oberstimme ist isorhythmisch. Der Beginn fehlt zwar, doch läßt sich rekonstruieren, daß der vorhandene Beginn (erste Notenzeile) einem rhythmischen Schema angehört, das sich vom nachfolgenden deutlich unterscheidet. Danach jedoch (beginnend in der zweiten Zeile, der Beginn fehlt) läßt sich ein komplexes isorhythmisches Muster

11 *Tenor dicitur ter p[rimo] e[n]i[m] ut Jacet / Secundo redeu[n]do[?] eod[em] Tercio eu[n]do ut sup[er] se[...]. p[ro]lac[i]onis minoris.*

feststellen, das zweimal vollständig durchgeführt wird; eine Besonderheit ist dabei die Refrain-artige Wiederkehr eines Abschnitts in der *prolatio imperfecta*, der zweimal innerhalb des rhythmischen Schemas erscheint (d. h.: *abcb abcb*)<sup>12</sup>. Das zweite Erscheinen des Abschnitts *b* wird dabei durch einen kurzen vorgeschalteten *Hoquetus*-Abschnitt hervorgehoben.

Der Oberstimmtext spielt auf verschiedene Stellen des alten Testaments an, insbesondere bezieht er sich auf die Bundeslade sowie die Stiftshütte der Israeliten und die Verpflichtung der Leviten zum Dienst in ihr<sup>13</sup>. Am Schluß nennt sich der Komponist, indem er Gott bittet, diesen Gesang anzunehmen: *suscipe melos Nicolai*, von dem es weiter heißt, er komme aus Lüttich (*ueniens a leodio*).

Bei der Suche nach einem Komponisten, dem das Werk dementsprechend zugewiesen werden könnte, kann die Motette *Argi vices Polyphemus / Tum Philemon* herangezogen werden. Wie im Fall der hier vorliegenden Komposition wird gegen Ende des Motetus-Textes ein Nicolaus als Komponist genannt<sup>14</sup>. Bereits diese Übereinstimmung läßt eine Identität der Komponisten als durchaus möglich erscheinen, auch stilistisch spricht die pan-isorhythmische Faktur beider Werke nicht dagegen.

Die Frage, um wen es sich bei diesem Nicolaus handelt, ist wohl nicht mit letzter Sicherheit zu klären. Mehrfach wurde die Motette *Argi vices Polyphemus /*

*Tum Philemon* einem in Archivalien genannten Nicolaus Frangens de Leodio zugeschrieben – daß sich der Komponist im Münchner Fragment ausdrücklich als aus Lüttich (*Leodium*) stammend bezeichnet, würde für eine Zuschreibung an ihn sprechen. Die bereits bekannte Motette preist den Pisaner Papst Johannes XXIII. und wurde vermutlich zu dessen Wahl 1410 oder zur Eröff-

12 Der Beginn der zweiten Durchführung ist auf dem Faksimile in der dritten Notenzeile (ab der punktierten Brevis bei „federe“) erkennbar.

13 Der Tenor konnte nicht identifiziert werden. Er steht in keiner Beziehung zu der Sequenz *Dilectus deo*, deren zweite Strophe ebenfalls mit den Worten *Verbum vitae* beginnt; ebenso stimmt er melodisch nicht mit dem Responsorium *Verbum vitae dum palam promitur* überein. Die *Analecta hymnica* verzeichnen drei weitere Texte mit diesem Beginn, doch ließ sich keiner sicher zuordnen (siehe Bd. 45a, S. 67, Bd. 24, S. 272 und Bd. 24, S. 202). Die Wendung selbst ist biblisch (Philipper 2, 16). Für wertvolle Hinweise zum lateinischen Text danke ich Heinz-Jürgen Winkler sehr herzlich.

14 Der Text dieser Motette stammt von einem an selber Stelle genannten Guilhermus; im Münchner Fragment fehlt ein entsprechender Hinweis auf einen Textautor. Vgl. den Abdruck des Textes in *Italian Sacred and Ceremonial Music*, hrsg. von Kurt von Fischer und F. Alberto Gallo, Monaco 1987 (*Polyphonic Music of the Fourteenth Century XIII*), S. 285 f. (Notentext S. 220–227). Diese Motette ist allein in der Handschrift Aosta, Biblioteca del Seminario Maggiore A1 D19, fol. 4<sup>v</sup>–7<sup>r</sup> überliefert.

nung des Konstanzer Konzils 1414 geschrieben<sup>15</sup>. Doch auch die Identität dieses Nicolaus ist alles andere als eindeutig gesichert: ein „Magister Nicolaus Frangens de Leodio“ ist von 1407 bis 1433 praktisch lückenlos als *mansionarius* und *cantor* in Cividale del Friuli, Treviso und Chioggia nachweisbar<sup>16</sup>. Er wird zwar nicht ausdrücklich als Komponist bezeichnet, doch gehörte in Chioggia zu seinen Aufgaben auch das Unterrichten der Kleriker im ein- und mehrstimmigen Singen<sup>17</sup>. Aufgrund dieser Tatsachen ist die in der Literatur verbreitete Identifizierung dieses Nicolaus mit einem „dominus Nicolaus, olim Simonis de leodio“, der 1409 in Diensten des Gegenpapstes Gregor XII. stand, wenig wahrscheinlich<sup>18</sup>. Reinhard Strohm sieht dagegen beide als identisch an, lehnt daher eine Zuschreibung an Nicolaus ab und weist das Werk Nicolaus Zacharie zu<sup>19</sup>. Da es, wie Strohm natürlich zurecht anmerkt, unwahrscheinlich ist, daß ein in den Diensten Gregors XII. stehender Komponist eine Motette zum Lob des konkurrierenden Papstes Johannes XXIII. komponiert haben sollte, wird man den im Veneto nachweisbaren „Magister Nicolaus Frangens de Leodio“ wohl am ehesten als Komponist der beiden Motetten in Betracht ziehen dürfen<sup>20</sup>.

- 
- 15 Vgl. PMFC XIII, S. 285. Zur historischen Situation infolge des großen Schismas vgl. z.B. Erich Meuthen, *Das 15. Jahrhundert*, 2. Aufl. München 1984 (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 9), S. 74 ff. 1415 brachte das Konzil Johannes XXIII. zum Verzicht auf sein Amt.
- 16 Vgl. die einzelnen Nachweise bei Pierluigi Petrobelli, *La musica nelle cattedrali e nelle città, ed i suoi rapporti con la cultura letteraria*, in: *Storia della cultura veneta*, 2: Il trecento, hrsg. von Gianfranco Folena, Vicenza 1976, S. 440–468, hier S. 467 f.
- 17 „insegnar a cantar e biscantar a tutti li chierici de la dicta [giesia] che averà volontà de imparar“ (nach Petrobelli, ebenda).
- 18 Vgl. Franz Xaver Haberl, *Wilhelm Du Fay: monographische Studie über dessen Leben und Werke*, in: *Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft* 1 (1885), S. 397–530 (auch als: *Bausteine für Musikgeschichte*, Bd. 1, Leipzig 1885), hier S. 452. In einer in jüngerer Zeit zusammengestellten Liste päpstlicher Musiker erscheint er als „Nicolaus olim Symonis de Frangees de Leodio“; vgl. Giuliano di Bacco und John Nadas, *The Papal Chapels and Italian Sources of Polyphony during the Great Schism*, in: *Papal Music and Musicians in Late Medieval and Renaissance Rome*, Oxford 1998, S. 44–92, hier S. 91.
- 19 Vgl. Reinhard Strohm, *The Rise of European Music, 1380–1500*, Cambridge 1993, S. 116 f. Zu einer weiteren Diskussion der Verfasserfrage und weiteren Literaturhinweisen vgl. Jon Michael Allsen, *Style and intertextuality in the isorhythmic motet, 1400–1440*, Diss. University of Wisconsin, Madison, 1992, S. 530 f.; Allsen weist auch auf die Möglichkeit hin, *Argi vices* Nicolas Grenon zuzuschreiben.
- 20 Ein weiterer Nicolaus, der mit verschiedenen Beinamen 1414–1416 in der Kapelle Pandolfos III. Malatesta begegnet, dürfte dagegen mit Strohm als weiterer Kandidat ausgeschlossen werden; vgl. Allan W. Atlas, *Pandolfo III Malatesta mecenate musicale: musica e musicisti presso una signoria del primo quattrocento*, in: *Rivista italiana di musicologia* 23 (1989), S. 38–92, hier S. 68 f. Vgl. zur Zuschreibungsfrage auch Margaret Bent, *Early Papal Motets*, in: *Papal Music and Musicians in Late Medieval and Re-*

Die Herkunft des Fragments bleibt weitgehend im Dunkeln. Schriftbefund und Konkordanzen deuten darauf hin, daß das Manuskript in Frankreich oder Spanien entstanden sein könnte. Doch sicher ist, daß die Inkunabel, in der das Blatt als Vorsatz dient, im Kloster Tegernsee gebunden wurde. Dies zeigen verschiedene Rollen- und Plattenstempel auf dem Ledereinband, von denen einige auch auf anderen Tegernseer Einbänden der Zeit nachzuweisen sind<sup>21</sup>. Zudem gibt eine handschriftliche Notiz unter dem Titel des Drucks Auskunft über die Anschaffung des Werkes durch den Tegernseer Abt Konrad von Weilheim:

*Et attinet iste Liber venerabili Cenobio sancti Quirini regis et martyris atque Patroni nostri in Tegernsee. Emptus per Reuerendum dominum Abbatem nostrum Conradum de Weylham. Anno domini etc. 1485.*

Konrad von Weilheim (auch: Conrad Ayrinschmalz oder Ayrmschmalz), geboren 1424, studierte an der Wiener Artistenfakultät und erwarb dort 1445 den Grad eines Baccalaureus. 1447 kam er als Novize nach Tegernsee, legte die Profess ab und wurde 1461 zum Abt gewählt; er starb 1492. Seine Zeit als Abt ging insbesondere durch seine zahlreichen Bücheranschaffungen in die Geschichte des Klosters ein.<sup>22</sup> Der Besitzeintrag selbst stammt wohl von der Hand des Tegernseer Bibliothekars Ambrosius Schwerzenbeck<sup>23</sup>. Somit kann als sicher gelten, daß auch das Fragment in Tegernsee vermakuliert wurde. In

---

naissance Rome, Oxford 1998, S. 5–43, hier S. 29 f.; Bent weist ebenfalls auf Widersprüchlichkeiten bei den verschiedenen Zuschreibungsversuchen hin, geht aber ebenfalls von der Identität des Nicolaus Frangens de Leodio (der im Veneto nachweisbar ist) mit Nicolaus, olim Simonis de leodio (im Dienst Gregors XII.) aus.

21 Vgl. Ernst Kyriss, *Verzierte gotische Einbände im alten deutschen Sprachgebiet*, Bd. 1, Stuttgart 1951, S. 31 und Bd. 2 (I. Tafelband), Stuttgart 1954, S. 102 (Nr. 3, 5, 6, 32). Die ursprünglich vorhandenen Messingbuckel auf beiden Deckeln fehlen heute.

22 Zu ihm vgl.: Virgil Redlich O.S.B.: *Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jahrhundert*, München 1931, S. 35–38 sowie Pirmin Lindner: *Familia S. Quirini in Tegernsee. Die Äbte und Mönche der Benediktiner-Abtei Tegernsee*, 1. Teil, München 1897, S. 63 f.

23 Schwerzenbeck stammte aus München und ist seit 1481 als Bibliothekar nachweisbar (vgl. *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz*, Bd. IV,2, hrsg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, München 1979, S. 743). Er war nach seinem Studium in Wien 1455 in das Tegernseer Kloster eingetreten und bis um 1500 als Bibliothekar tätig; er starb 1508 (vgl. Virgil Redlich O.S.B.: *Tegernsee und die deutsche Geistesgeschichte im 15. Jahrhundert*, München 1931, S. 76–84).

Das Buch trägt auf dem vorderen Innendeckel einen weiteren handschriftlichen Besitzvermerk 1486 [es folgt eine einfache Zeichnung des Tegernseer Wappens mit zwei herabhängenden Seerosenblättern] *Tegernsee attinet*. Virgil Redlich weist darauf hin, daß auch solche Eintragungen auf den Bibliothekar Schwerzenbeck zurückgehen (wie Anm. 22, S. 79). Auf dem vorderen Buchdeckel befindet sich zudem ein älteres Signatur-Schildchen, wie es für die Bände der Tegernseer Bibliothek typisch ist („G 64.°“).

diesem Zusammenhang sollte nicht unerwähnt bleiben, daß zu dieser Zeit ein Diakon des Klosters als Buchbinder tätig war, der auch als bedeutender Musiker bezeichnet wurde: Der Bibliothekar Schwerzenbeck notierte auf dem hinteren Innendeckel des ebenfalls aus Tegernsee stammenden Clm 18725 der Bayerischen Staatsbibliothek, der Band sei 1487 von einem Diakon Frater Petrus, *viru[m] egregiu[m] atque Musicum valde gloriosum*, gebunden worden<sup>24</sup>. Bei diesem handelt es sich um den Tegernseer Pater Petrus Göbl aus München, der seit 1484 dem Kloster Tegernsee angehörte und 1493 Abt von Wessobrunn wurde<sup>25</sup>.

Ob die Ursprungshandschrift des Fragments in einer direkten Beziehung zur Musikpflege des Klosters oder eines seiner Angehörigen stand, läßt sich nicht feststellen, ist doch über die Musikausübung im Kloster Tegernsee in der Zeit um 1400 nichts bekannt. Zwar wird das Kloster gerühmt für seine früh- und hochmittelalterlichen musiktheoretischen Handschriften, doch gilt das 14. und frühe 15. Jahrhundert in der modernen Literatur als Zeit des Niedergangs, der erst durch die von Melk ausgehenden monastischen Reformen, die in Tegernsee seit 1426 durchgeführt wurden, beendet worden sei<sup>26</sup>. Diese Reformen hatten u. a. eine Abkehr vom Orgelspiel und vor allem dem mehrstimmigen Musizieren zur Folge, wie dies in der Visitationscharta von 1426 und den Tegernseer *Consuetudines* von 1452 gefordert wurde<sup>27</sup>. Die entsprechenden Vorschriften sind jedoch weitgehend mit bereits seit 1418 in Österreich durchgeführten Bestimmungen identisch, so daß zwar durchaus mit entsprechenden Praktiken zu rechnen ist, genauere Nachrichten über die Art des mehrstimmigen oder instrumentalen Musizierens liegen jedoch nicht vor<sup>28</sup>. Im Parallellfall Melk, von wo die Reform ausgegangen war, sind im-

24 *Attinet Tegernsee liber iste* [ein Wort wurde rasiert] *inligatus An[n]o d[omi]ni etc. 1487° p[er] fr[at]re[m] petru[m] dyaconu[m] viru[m] egregiu[m] atque Musicum valde gloriosum.*

25 Vgl. Redlich (wie Anm. 22), S. 78.

26 Vgl. dazu Joachim F. Angerer, *Zur Musikgeschichte des Klosters Tegernsee im 14. und 15. Jahrhundert – Erkenntnisse aus der von Subiaco und Melk ausgehenden Reform*, in: *Klingendes Tal. Zur Musikpflege von der Benediktinerabtei über den Kiem Pauli bis zur Gegenwart*, Valley 1996 (Tegernseer Jubiläumsreihe 746–1996, Bd. I), S. 32–49. Zu den musiktheoretischen Handschriften vgl. Hans Schmid, *Die musiktheoretischen Handschriften der Benediktiner-Abtei Tegernsee*, Diss. München 1951.

27 Vgl. Angerer (wie Anm. 26), S. 40 ff. Speziell zu den *Consuetudines* siehe: derselbe, *Die Bräuche der Abtei Tegernsee unter Abt Kaspar Ayndorffer (1426–1461), verbunden mit einer textkritischen Edition der Consuetudines Tegernseenses*, Ottobeuren 1968 (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, 18. Ergänzungsband), S. 109.

28 Ein weiteres, sehr kleines Fragment aus einem Credo (weiße Mensuralnotation) findet sich im Einband der 1487 in Tegernsee gebundenen Handschrift Clm 18987.

merhin einige Fragmente mehrstimmiger Musik überliefert, die wie das Tegernseer wohl den Reformen zum Opfer fielen<sup>29</sup>.

Es ist durchaus denkbar, das vorliegende Fragment in Verbindung mit dem regen Musikaustausch im Umfeld des Konstanzer Konzils zu bringen.<sup>30</sup> Dieser Gedanke liegt gerade aufgrund der Verbindung des möglichen Komponisten Nicolaus mit dem auf dem Konzil anwesenden und von diesem 1415 abgesetzten Papst Johann XXIII. nahe, läßt sich freilich nicht belegen.

### 1.3. Ein Fragment einer Papierhandschrift aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Cm 26608; Abb. 3)

Der Sammelband Cm 26608 enthält als Vorsatzblätter vorne und hinten zwei zusammengehörende Hälften eines Papierblattes mit schwarzer Mensuralnotation. Die stark beschädigten Blatthälften wurden bei einer Restaurierung des Bandes 1972 ebenfalls restauriert und in den Band eingebunden; ihr Erhaltungszustand läßt vermuten, daß sie ursprünglich als Spiegel auf den beiden Innendeckeln aufgeklebt waren<sup>31</sup>. Bei dem hinteren Blatt (im Folgenden „A“) handelt es sich um die obere, bei dem vorderen („B“) um die untere Hälfte des Blattes. Die beiden Blatthälften mit jeweils einer Höhe von 14 und einer Breite von 21 cm sind an den seitlichen Rändern nur wenig beschnitten, ebenso oben und unten (der Notentext ist kaum berührt). Ein Wasserzeichen ist in den beiden Fragmenten nicht erkennbar.

Auf dem hinteren Innendeckel des Bandes ist ein Titelschildchen aufgeklebt, welches auf das Jahr 1603 datiert ist und ursprünglich wohl auf dem Rücken des Bandes aufgeklebt war. Ein weiteres Schildchen – von derselben Hand geschrieben, doch ohne Datierung – befindet sich auf dem vorderen Einbanddeckel. Auf dem vorderen Innendeckel ist ein (unvollständiges) Inhaltsverzeichnis aufgeklebt, das wohl aus derselben Zeit stammen dürfte.

Vom Einband selbst sind nach der Restaurierung nur größere Teile des Lederüberzuges erhalten geblieben. Es finden sich darauf keine Hinweise mehr, die bei einer Datierung oder Lokalisierung des Einbandes helfen könnten.

Die Handschrift, in deren Einband die Fragmente verwendet wurden, entstammt Beständen, die 1876 aus der Stadtbibliothek Regensburg nach

29 Vgl. Joachim F. Angerer, *Die Begriffe 'Discantus', 'Organa' und 'scolares' in reformgeschichtlichen Urkunden des 15. Jahrhunderts*, in: Österr. Akademie der Wissenschaften, philologisch-historische Klasse: Anzeiger 109 (1972), S. 146–170 (auch als: Mitteilungen der Kommission für Musikforschung 22).

30 Zum Repertoire im Umkreis des Konzils vgl. Strohm (wie Anm. 19), S. 115–118.

31 Über die Restaurierung unterrichtet ein Schildchen auf dem hinteren Innendeckel.

München kamen<sup>32</sup>. In Regensburg befand sie sich zuvor in der Bibliothek des 1810 aufgelösten Klosters der Augustiner-Eremiten; ein entsprechender Vermerk findet sich auf fol. 1<sup>r</sup> (*Ad Augustinen[ses] Rat[isbonenses]*)<sup>33</sup>. Diese Handschrift enthält etliche theologische Texte, als deren Autoren Thomas von Aquin, Henricus de Hassia und Bernhardus Claraevallensis genannt werden; des Weiteren wurden Engelbert von Admont und Heinrich von Langenstein ermittelt<sup>34</sup>. An einer Stelle enthält der Band eine Datierung auf das Jahr 1412; er dürfte damit insgesamt um diese Zeit entstanden sein<sup>35</sup>.

### Der Inhalt des Fragments

Recto [Motetten-Fragment] [Anonymus]

Bl. A enthält drei vollständige und ein unten stark beschnittenes System, Bl. B ein oben beschnittenes und drei vollständige Systeme (Bl. B ist allerdings so schwer beschädigt, daß der Notentext nur noch stellenweise lesbar ist).

Vorhanden ist eine Stimme im f3-Schlüssel, deren Beginn fehlt, sowie im letzten System eine textlose Stimme mit dem Vermerk *Tenor huius* zu Beginn (der Notentext ist nahezu unlesbar)<sup>36</sup>.

32 Karl Halm und Wilhelm Meyer, *Catalogus codicum latinorum Bibliothecae Regiae Monacensis*, Bd. II/4, München 1881 (Reprint 1969), S. 194.

33 Eine Liste der aus diesem Kloster stammenden Handschriften bei Sigrid Krämer, *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, Erg.-Bd. 1. Handschriften-erbe des deutschen Mittelalters, Teil 2*, München 1989, S. 675. Vgl. auch *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz*, Bd. IV,1, hrsg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, München 1977, S. 463–468. Vgl. weiter Josef Hemmerle, *Die Klöster der Augustiner-Eremiten in Bayern*, München-Pasing 1958 (Bayerische Heimatforschung, Bd. 12), S. 76–80.

34 Ergänzende Nachweise zu der Beschreibung im gedruckten Katalog (s. Anm. 32) enthalten die Dokumentationen der Abteilung für Handschriften und Seltene Drucke der Bayerischen Staatsbibliothek sowie (zu Engelbert von Admont) P. Glorieux, *La faculté des arts et ses maitres au XIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1971 (*Études de philosophie médiévale* LIX), S. 128–130.

35 Am Ende des Textes *De moribus* heißt es auf fol. 348<sup>v</sup>: *Explicit libellus bernhardi Clara-valens[is] abbatis / Anno 1412<sup>mo</sup>*.

36 Der Text ist nur bruchstückhaft lesbar (u. a. *misse[?] de facio beneficio generati [...] inter fuisse[?] iam huius sacrificio [...]*).

- Verso [Gloria spiritus et alme] [Magister Egardus / Johannes Ecghaert]  
 K: – Padua, Biblioteca Universitaria 1225, fol. 1<sup>r</sup> (anonym, C 2 vollständig, Amen des T).  
 – Padua, Biblioteca Universitaria 1475 fol. [43<sup>r</sup>] (6<sup>v</sup>): Engardus (nur C 2 und T von T.163–223).  
 – Utrecht 6 E 37 (1846), fol. I A<sup>v</sup> (C 1 und T, unvollständig).  
 E: *Italian Sacred and Ceremonial Music*, hrsg. von Kurt von Fischer und F. Alberto Gallo, Monaco 1987 (Polyphonic Music of the Fourteenth Century, Bd. XIII), S. 90–96 (Rekonstruktion nach den übrigen Quellen).

Die bisher bekannten Quellen des *Gloria spiritus et alme* überliefern diese Komposition ebenfalls nur unvollständig. Das Münchner Fragment ist zwar nicht umfangreich (die gesamte Komposition umfaßt 234 Takte), bringt aber immerhin einen gewissen Zuwachs an gesichertem Notentext und überliefert mehr oder weniger vollständig in keiner anderen Quelle enthaltene Teile der ersten Oberstimme<sup>37</sup>.

Das Fragment bietet einen an mehreren Stellen deutlich von den anderen Quellen abweichenden Notentext. Diese Varianten lassen sich aufgrund der Unvollständigkeit des Fragments nicht immer eindeutig bewerten. Teils handelt es sich offenbar um Fehler, an einigen Stellen scheinen aber auch Varianten vorzuliegen, die durchaus in die Klanglichkeit eingreifen. So sind beispielsweise in Takt 22 beide Oberstimmen in ihrer Führung verändert; aufgrund des Fehlens der Tenorstimme ist eine eindeutige Bewertung allerdings schwierig (siehe Notenbeispiel 2, auf S. 260).

Das Fragment gehört seiner Schrift nach in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Komposition des Egardus läßt eine ungefähre Einordnung in die Quellsituation zu. Egardus wurde von Reinhard Strohm mit dem 1370 an Kollegiatkirche St. Donatian in Brügge als *sucentor* nachgewiesenen Johannes Ecghaert identifiziert, der um 1390 nach Italien ging<sup>38</sup>. Seine wenigen Werke sind in italienischen, einer niederländischen sowie einer polnischen Hand-

37 Entsprechend der Edition ist vorhanden: C 1, T. 1–59 vollständig, T. 60–108 mit größeren Lücken; C 2, T. 1–40. Das dritte und letzte System auf Bl. A ist unten beschnitten, die 3 Systeme auf Bl. B schließen sich direkt an, sind aber stark beschädigt. Die Stimme C 1 reicht bis zum Beginn 6. Systems (T. 1–108), nach einem Doppelstrich schließt sich unmittelbar der C 2 an (T. 1–40). Der Tenor fehlt vollständig.

38 Vgl. *Magister Egardus and other italo-flemish contacts*, in: *L'ars nova italiana del trecento VI*, hrsg. von Giulio Cattin und Patrizia Dalla Vecchia, Certaldo 1992, S. 41–68, sowie ders., *The Rise of European Music, 1380–1500*, Cambridge 1993, S. 95; außerdem Bernhard Schmid, *Zur Rekonstruktion einer Gloria-Motette von Engardus in den Paduaner Fragmenten*, in: *Die Musikforschung*, XXXVIII (1985), S. 195–201, und die Einleitung zu *Polyphonic Music of the Fourteenth Century*, Bd. XIII, S. X.

München, Clm 26608 (Textunterlegung original) 20

C1  
adoramus te gratias agimus

C2  
[Text unleserlich] glorificamus te gratias

T  
[Stimme fehlt]

Übrige Quellen (nach PMFC, Bd. XII, S. 90)

C1  
Gra - ti - as a - gi - mus ti - bi

C2  
Gra - ti - as a - gi - mus ti - bi

T

Notenbeispiel 2: Magister Egardus (Johannes Ecghaert): Ausschnitt aus *Gloria spiritus et alme* (T. 18–23)

schrift überliefert. Auf eine zentraleuropäische, möglicherweise polnische Provenienz des Fragments deuten Schriftduktus und Notationsformen hin. Gerade die Bezeichnung des Tenors mit dem Hinweis *Tenor huius*, wie sie in der nicht identifizierten Motette auf Bl. A begegnet, ist typisch für jene Quellen. Zu diesen gehört auch das Krasinski-Manuskript der Warschauer Nationalbibliothek, welches ein *Gloria* von Egardus enthält.<sup>39</sup>

Wie so oft muß auch hier die Frage nach dem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang zwischen dem Trägerband und dem bei dessen Einbinden verwendeten Fragment offen bleiben. Nicht unerwähnt bleiben sollte jedoch, daß eine hervorragende Persönlichkeit, die in jenen Jahren mit dem Regensburger Kloster verbunden war, von Reinhard Strohm in Verbindung mit zusammengehörenden Fragmenten in Nürnberg (Lat 9 und Lat 9a der Nürnberger Stadtbibliothek) und Melk (Stiftsbibliothek, Ms. 749) gebracht wurde<sup>40</sup>: Berthold Puechhauser (Buchhauser), 1365 in Regensburg geboren, trat 1388, nachdem er an der Wiener Universität den Grad eines Baccalaureus der *facultas artium* erworben hatte, in Regensburg dem Augustinerorden bei. Seine Studien führten ihn bald weiter nach Oxford, Wien und Bologna. Seit

39 Warschau, Nationalbibliothek, Ms. III. 8054 (olim Krasinski 52), entstanden zwischen etwa 1426 und 1450. Vgl. *Sources of Polyphony up to c.1500: Facsimiles*, hrsg. von Mirosław Perz, Warschau/Graz 1973 (*Antiquitates Musicae in Polonia* 13), S. XXII–XXVI.

40 Reinhard Strohm, *Native and Foreign Polyphony in Late Medieval Austria*, in: *Musica Disciplina* XXXVIII (1984), S. 205–230, hier S. 215 f.

1404 lehrte er an der Wiener Universität, nahm auch wichtige Funktionen innerhalb seines Ordens wahr und trat unter anderem auch 1417 auf dem Konstanzer Konzil in Erscheinung<sup>41</sup>. Aus seinem Besitz sind zwei Texthandschriften erhalten, die sich beide in der Bibliothek des Regensburger Augustiner-Eremiten befanden und heute in der Bayerischen Staatsbibliothek liegen<sup>42</sup>. Die Herstellung einer solchen Verbindung erscheint zwar reizvoll, doch ist eine Verbindung Puechhausers zu keinem Fragmente belegbar, überhaupt liegt kein Hinweis darauf vor, daß er sich überhaupt mit Musik beschäftigt hat<sup>43</sup>. Somit bleibt festzuhalten, daß die Handschrift, aus der das Münchner Fragment entstammt, möglicherweise in Regensburg zerschnitten wurde – doch selbst dies läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit sagen.

#### 1.4. Ein vierstimmiges Tenorlied des frühen 16. Jahrhunderts (2° Inc. c.a. 2371a; Abb. 4)

Die zwei hier zu besprechenden Papierblätter sind in einer 1493 in Venedig gedruckten Ausgabe des *Canon medicinae* von Avicenna enthalten.<sup>44</sup> Das erste der zusammen gehörenden Blätter (Blatt A) ist dem Druck als hinterer Vorsatz beigegeben, das nachfolgende (Blatt B) ist auf den hinteren Innendeckel aufgeklebt. Der Band enthält einen auf das Jahr 1607 datierten Besitzvermerk des Münchener Jesuitenkollegs<sup>45</sup>. Da er um diese Zeit auch gebunden worden sein dürfte, liegt die Vermutung nahe, auch die musikalischen Niederschriften seien in München entstanden<sup>46</sup>.

41 Zu ihm vgl. Hemmerle (wie Anm. 33), S. 77 sowie Adalbero Kunzelmann, *Geschichte der deutschen Augustiner-Eremiten*, 6. Teil: *Die bayerische Provinz bis zum Ende des Mittelalters*, Würzburg 1972, S. 123–133.

42 Vgl. *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz*, Bd. IV,1, hrsg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, München 1977, S. 463. Es handelt sich um Clm 26676 (teilweise Autograph Puechhausers) und Clm 26711.

43 Strohm (wie Anm. 40, S. 216) geht von einer Entstehung der in Nürnberg bzw. Melk liegenden Fragmente in Wien aus, beschränkt sich aber darauf, auf eine Ähnlichkeit mit der Handschrift Wiener Gelehrter der Zeit, insbesondere derer Puechhausers, zu verweisen. Das Münchner Fragment weist durchaus Schreiberähnlichkeiten mit dem Puechhauser-Autograph in Clm 26676 auf, die jedoch nicht über zeittypische Ähnlichkeiten hinausgehen.

44 Die Ausgabe mit Kommentaren von Gentilis de Fulgineo und anderen enthält nur das dritte Buch des Werkes; vgl. die Beschreibung des Exemplars, welche auch auf die Musikhandschrift hinweist, in: *Bayerische Staatsbibliothek: Inkunabelkatalog. BSB-Ink*, Bd. 1, Wiesbaden 1988, S. 295.

45 Auf dem ersten Blatt des Drucks: *COLLEGII SOCIETATIS JESV MONACHII M.DCVII*.

46 Ein Wasserzeichen, das eine genauere Einordnung ermöglichen könnte, ist nur schemenhaft erkennbar (vermutlich eine Krone).

Blatt A ist vollständig erhalten (ca. 41×28 cm), während Blatt B verschiedene Beschädigungen aufweist, vor allem ist es rechts um etwa 7 cm beschnitten; vom Notentext fehlen dabei etwa 2,5 cm.

Auf Blatt A<sup>r</sup> ist ein fünfstrophiges Gedicht aufgezeichnet, das mit den Zeilen *Es ist nit new / dein groß vntrew* beginnt. Die Tatsache, daß das folgende Gedicht *Dw sichst hertzlieb es mag nit sein* (Blatt A<sup>v</sup>-B<sup>r</sup>) im Anschluß an den zugehörigen vierstimmigen Satz aufgezeichnet wurde, legt den Schluß nahe, daß vor Blatt A ein weiteres heute fehlt, auf dem auch der zum ersten Text gehörende Satz notiert war.

Die Texte konnten in anderen Quellen nicht nachgewiesen werden<sup>47</sup>. Beide weisen enge Beziehungen zueinander auf, indem in der letzten Strophe jeweils ein gewisser *Hanns Jacob* erwähnt wird. Im ersten Text war es diesem gelungen, dem Autor die Geliebte auszuspannen (die der Sänger freilich als *alt runzel vas* abqualifiziert, das ihn ohnehin nicht mehr interessiere). Im zweiten begegnet er als ein Neider, der (nun jedoch erfolglos) versucht, den Autor und dessen treue Geliebte auseinander zu bringen.

Die vierstimmige Komposition zum zweiten Text *Dw sichst hertzlieb es mag nit sein* (Blatt A<sup>v</sup>-B<sup>r</sup>) wird über der Diskantstimme *Allexander Freydanck* zugeschrieben. Sie ist sonst nicht nachweisbar und erweitert das Oeuvre dieses Komponisten, dessen einzige weitere erhaltene Komposition das Liederbuch des Aegidius Tschudi überliefert (St. Gallen Ms. 463)<sup>48</sup>. In Tschudis Komponistenverzeichnis wird er als *Alexander Frijdanck Germanus*<sup>49</sup> bezeichnet, doch erschöpfen sich damit bereits unsere Kenntnisse über diesen Komponisten. Es wäre sicher reizvoll, das auffällig großformatige Fragment mit der Musikpflege am Münchner Hof in Verbindung zu bringen, doch fehlen hierzu einstweilen konkrete Anhaltspunkte<sup>50</sup>.

47 *Es ist nit new / dein groß vntrew* beginnt nicht nur mit den selben Worten wie das vierstimmige Lied *Es ist nit new / das kumbt die rew* (3 Strophen) in Peter Schöffers Liederbuch (RISM 1513<sup>2</sup>), sondern weist auch ein übereinstimmendes Vers- und Reimschema auf. Dies deutet zwar auf eine Beziehung zwischen beiden Texten hin, unmittelbar zusammen gehören sie aber nicht, da keine wörtlichen Übereinstimmungen vorhanden sind und der Text Schöffers allgemeiner formuliert ist, während unser Fragment in vergleichsweise persönlichem Ton gehalten ist.

48 Das Manuskript enthält die Motette *O quam metuendus*; siehe Donald G. Loach, *Aegidius Tschudi's Songbook (St. Gall Ms 463): A Humanistic Document from the Circle of Heinrich Glarean*, Diss. University of California at Berkeley 1969, S. 317.

49 Vgl. ebenda, S. 88 f., 92.

50 Schon vor der Ankunft Ludwig Senfls am Münchner Hof (1523) fand dort eine anspruchsvolle Pflege mehrstimmiger Musik statt; vgl. dazu Armin Brinzing, *Bemerkungen zur Hofkapelle Herzog Wilhelms IV.*, in: Die Münchner Hofkapelle des 16. Jahrhunderts im europäischen Kontext, hrsg. von Theodor Göllner und Bernhard Schmid, München 2006 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Abhandlungen, Neue Folge, Heft 128), S. 20–46.

## 2. Fragmente von Orgel-Intavolierungen und Vokalkompositionen im Staatsarchiv Solothurn

Das Staatsarchiv in Solothurn verwahrt in seiner Fragmentensammlung mehrere Papierblätter mit Orgel- und Vokalmusik des 16. Jahrhunderts<sup>51</sup>. In den Nummern 167, 168 und 169 sind verschiedene, teils zusammen gehörende Handschriftenbruchstücke enthalten. Diese Fragmente, die bei Restaurierungen aus städtischen Archivalien abgelöst wurden, werden im Folgenden getrennt nach ihrer Zusammengehörigkeit vorgestellt<sup>52</sup>.

### 2.1. Orgeltabulatur-Fragmente von der Hand des Solothurner Schulmeisters und Organisten Johann Wagner (Abb. 5)

Mehrere Blattfragmente mit Aufzeichnungen in älterer deutscher Orgeltabulatur lassen zunächst die Frage aufkommen, ob diese möglicherweise mit der bedeutendsten geistlichen Institution der Stadt, dem Stift St. Urs, in Verbindung stehen. Dort wirkten um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Organisten zwei bedeutende Persönlichkeiten: Gregor Meyer, vor allem durch seine von seinem Freund Glarean veröffentlichten Kompositionen bekannt, und der vor allem aufgrund seiner geistlichen Schauspiele bekannte Hans Wagner (Carpentarius)<sup>53</sup>. Ein Schriftvergleich zeigt, daß mit großer Wahrscheinlichkeit Wagner als Schreiber der Tabulaturfragmente angesehen werden kann.

Wagner studierte seit 1538 in Freiburg im Breisgau und erwarb 1542 den Grad eines Magisters. Seine Studien wurden von Heinrich Glarean gefördert und beaufsichtigt, auch dürfte er in Freiburg seine musikalische Ausbildung

51 Die Mehrzahl der Fragmente ist in einer maschinenschriftlichen Liste des Staatsarchivs Solothurn verzeichnet. Eine Anzahl interessanter musiktheoretischer und choraler Fragmente, die bis in das 10. Jahrhundert zurückreichen, beschreibt neben anderen Ambros Kocher, *Mittelalterliche Handschriften aus dem Staatsarchiv Solothurn*, Solothurn 1974 (Veröffentlichungen des Solothurner Staatsarchives, Heft 7). Herrn lic. phil. Silvan Freddi (Staatsarchiv Solothurn) danke ich vielmals für die tatkräftige Unterstützung meiner Recherchen und zahlreiche wichtige Hinweise.

52 Genaue Signatur: Staatsarchiv Solothurn, Handschriften-Fragmente, Nr. 167, 168, 169 (gemäss altem Verzeichnis). Die Fragmente Nr. 167 wurden 1959 ausgelöst aus dem Seckelmeisterbuch BB 29,3 (Mixta 80), Nr. 168 entstammt BB 24,25 (Journal zu den Seckelmeisterrechnungen 1566) und wurde 1961 ausgelöst, Nr. 169 stammt aus BB 24,30 (Journal zu den Seckelmeisterrechnungen 1571).

53 Vgl. Ambros Kocher, *Die ersten Orgeln zu St. Ursen*, in: St. Ursen-Glocken und Solothurner Geschichtsblätter 1939, S. 129–131, 133–135 (hier zitiert nach dem mit handschriftlichen Korrekturen versehenen Exemplar des Staatsarchivs Solothurn).

erhalten haben<sup>54</sup>. 1543 oder 1544 wurde Wagner Lateinschulmeister in Solothurn. Die Schule war Teil des St. Ursenstifts, daher gehörte zu seinen Aufgaben auch die Teilnahme an Gottesdiensten und die Unterweisung der Knaben im Choral sowie die Chorleitung. 1558, nachdem Gregor Meyer aus Solothurn ausgewiesen worden war, wechselte Wagner in das Organistenamt und übernahm dann 1561 zusätzlich auch wieder das des Schulmeisters. 1585 trat er vom Schuldienst zurück, blieb aber noch bis 1589 Organist. Wagner starb 1590 in Solothurn.

In seiner noch in größeren Teilen erhaltenen und in der Solothurner Zentralbibliothek verwahrten Bibliothek befinden sich heute noch einige musiktheoretische Werke, jedoch keine Musikalien<sup>55</sup>. In seinen Schauspielen aber spielt die Musik eine bedeutende Rolle. Die 1575 fertig gestellte, aber erst 1581 aufgeführte *Sant Mauritzen Tragoedia* erwähnt an den Aktschlüssen Musikaufführungen, an den Enden des ersten, zweiten und vierten Aktes sogar unter ausdrücklicher Nennung von Motetten Nicolaus Gomberts, Clemens non Papas und Jacques Arcadelts, ohne freilich die Musik selbst mitzuteilen<sup>56</sup>. Auch in Wagners zweitem großen Schauspiel, dem 1581 als Gegenstück zum vorigen aufgeführten *Sant Ursen Spil*, werden verschiedene Motetten erwähnt, neben je einer Motette Claudin de Sermisys und Hagenweilers wiederum je eine Komposition von Gombert und Arcadelt<sup>57</sup>.

Darüber hinaus verwendete Wagner zwei mehrstimmige Kompositionen in seiner *Sant Mauritzen Tragoedia*, zu denen er auch die Musik selbst in seine autographe Niederschrift einbezog. Bei diesen zu deutschen Texten ver-

---

54 Zur Biographie vgl. Rolf Max Kully, *Das Leben des lateinischen Schulmeisters und Dramatikers Hanns Wagner alias <Ioannes Carpentarius>*, Bern/Frankfurt a.M. 1981, hier besonders S. 13–25.

55 Vgl. ebenda, S. 25 ff. Zur Geschichte des Bestandes vgl. Hans-Rudolf Binz, *Die historische Musiksammlung der Zentralbibliothek Solothurn*, in: „Freude an der Wissenschaft“, *Festschrift für Rolf Max Kully zur Feier seines 70. Geburtstages*, hrsg. von Thomas Franz Schneider u. a., Solothurn 2004 (Veröffentlichungen der Zentralbibliothek Solothurn, Bd. 27), S. 1–42.

56 Vgl. die kommentierte Ausgabe Hanns Wagner alias <Ioannes Carpentarius>, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Rolf Max Kully, 2 Bände, Bern/Frankfurt a.M. 1982, Bd. 1, S. 21–142 sowie Kully (wie Anm. 54), S. 28 f.

57 Entgegen den Ausführungen Kullys in der Wagner-Ausgabe (S. 10 f.) lassen sich durchaus Drucke ermitteln, die für die Motettenaufführungen verwendet wurden, häufen sich die erwähnten Kompositionen doch in verschiedenen Motettensammlungen. Der *Secunda pars magni operis musici* (1559<sup>1</sup>) wurden z. B. Gomberts *Vias tuas* und *Anima nostra* entnommen. Bei der zweiten Komposition findet sich in der Handschrift des Spiels der ausdrückliche Hinweis auf die Nr. 17 im Album eines gewissen Leodegar (Eichholtzer); tatsächlich hat die Motette in diesem Nürnberger Druck die Nummer 17 (vgl. die Edition Kullys, Bd. 1, S. 322).

wendeten Kompositionen, deren Komponist nicht genannt wird, handelt es sich um metrische Odenvertonungen des Petrus Tritonius<sup>58</sup>.

Die zwei im Solothurner Staatsarchiv verwahrten Briefe Wagners sind bemerkenswerterweise, wie ein Vergleich mit den Musikfragmenten deutlich macht, später ebenfalls als Einbandmaterial verwendet worden, doch leider wurde im Fall der Briefe nicht deren Herkunft vermerkt. Bei beiden handelt es sich offensichtlich um Entwürfe, die nicht abgeschickt wurden. Der erste Brief stammt aus dem Jahr 1554 (der Name des Adressaten fehlt), der zweite ist auf das Jahr 1557 datiert und an Lorenz Stapfer, Organisten in Beromünster, gerichtet<sup>59</sup>. Nicht nur aus diesem Kontext, sondern auch aus dem Charakter der Fragmente selbst, wird deutlich, daß es sich bei diesen nicht um Reste einer Tabulaturhandschrift, sondern wie bei den Briefen um Konzepte handelt, die nach ihrem Gebrauch wohl an einen ortsansässigen Buchbinder übergeben wurden, der sie zum Einbinden städtischer Archivalien verwendete<sup>60</sup>.

Im Einzelnen sind folgende Fragmente vorhanden:

- 1) Ein am Rand defektes Doppelblatt mit einer Höhe von ca. 30,5 cm und einer Breite der Einzelblätter von jeweils ca. 20–20,5 cm (Fragment Nr. 167). Im Folgenden Blatt A (A 2<sup>r</sup> ist leer).
- 2) Zwei stark beschädigte, zusammengehörende Einzelblätter, 28×21 bzw. 28×14,5 cm (Fragment Nr. 168) – Blätter B und C.

A1<sup>r</sup> [Ausschnitt aus einer unbekanntem Komposition, 4st.]

A1<sup>v</sup> *Nativitas gloriose* (4st.)

*Concilium*

[= Claudin de Sermisy]

V: RISM 1529<sup>1</sup>, fol. 1<sup>v</sup> (Sermisy).

A2<sup>r</sup> [leer]

A2<sup>v</sup> *Inviolata* (4st.)

*Adria[n] Villard* [Willaert]

58 Zu dem Text *Dich Juppiter* singt zunächst ein Vorsänger den Tenor allein, worauf die übrigen Sänger mit dem mehrstimmigen Satz folgen (Wagner, *Werke*, Bd. 1, S. 99 und 107 f.); es handelt sich um Tritonius' Satz zu *Vides ut alta*. Bei dem Satz zu *Mars du strybarer* handelt es sich um Tritonius' *Quis multa* (Wagner, *Werke*, Bd. 1, S. 110 f.). Vgl. auch Armin Brinzing, *Neue Quellen zur Geschichte der humanistischen Odenkomposition in Deutschland* (Kleinüberlieferung mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem Sprachgebiet V), in: *Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen I. Philologisch-historische Klasse*, Jg. 2001, Nr. 8, S. 515–564, hier S. 524.

59 Staatsarchiv Solothurn, Briefsammlung 238 bzw. 239. Beide sind ediert und kommentiert in der materialreichen Biographie von Rolf Max Kully (wie Anm. 54), S. 133 f. bzw. S. 148 ff.

60 Auf dem Brief 239 sind zudem die Abdrücke eines Notensystems erkennbar, dessen Maße mit jenen des Fragments Nr. 168 übereinstimmen.

Unter dem ersten System: *Inviolata integra et casta*.

V: RISM 1538<sup>7</sup>, Nr. 6 und weitere Quellen.

E: Adriano Willaert, *Opera omnia*, Bd. I, hrsg. von Hermann Zenck u. a., Rom 1950 (Corpus Mensurabilis Musicae, Bd. 3/I), S. 95–99 (bis T. 36).

B<sup>r</sup> [Ausschnitt aus einer unbekanntenen  
Komposition, 4st.]  
Beschrieben im Querformat.

B<sup>v</sup>-C<sup>r</sup> *Plaude superna Sjon* (unter dem ersten [Clemens non Papa]  
System, 5st.)

II. [*Ecce tabernaculum*]

Der Beginn ist defekt (mit Vermerk *quinque* [vocum]). Nur die Oberstimme ist vollständig ausgeführt, die übrigen Stimmen brechen an unterschiedlichen Stellen ab.

V: RISM 1553<sup>11</sup>, Nr. 11 und weitere Quellen.

E: Jacobus Clemens non Papa, *Opera omnia*, Bd. XIV, hrsg. von K. Ph. Bernet Kempers, Rom 1955 (Corpus Mensurabilis Musicae, Bd. 3/XIV), S. 91.

C<sup>v</sup> [Unleserliche Überschrift, 4st.]

Beginn von D und A fehlt, ebenso der Schluß. Satz ist durchgestrichen.  
Beschrieben im Querformat.

Diese Niederschriften gehören zu den spätesten Beispielen der älteren deutschen Orgeltabulatur<sup>61</sup>. Bei der Betrachtung der Blätter wird rasch deutlich, daß es sich hier, wie eingangs erwähnt, um Entwürfe handelt, die teils durchgestrichen und teils auch gar nicht zu Ende geführt wurden. Daß auf ein und demselben Blatt Aufzeichnungen im Hoch- und im Querformat begegnen, verdeutlicht, daß die Blätter nie Teil einer vollständigen Handschrift waren, sondern von Wagner von vornherein nur für Tabulaturentwürfe verwendet wurden.

Die Art und Weise der Niederschrift, bei der zunächst die Oberstimme (in einer abgewandelten Mensuralnotation) und anschließend (weiter von oben nach unten) die übrigen Stimmen in Buchstabenschrift notiert werden, läßt sich auch in der bekannten Tabulatur des Jan von Lublin beobachten; diese Handschrift nämlich schließt mit einem *Finale*, bei dem nur die Oberstimme zu Ende geführt wurde und die zweite Stimme abbricht (die übrigen Stimmen

61 Einen Überblick über die Quellen des 16. Jahrhunderts sowie weitere Literaturhinweise finden sich bei Hans-Joachim Marx, *Mitteldeutsche Orgelmusik des 16. Jahrhunderts*, in: Traditionen in der mitteldeutschen Musik des 16. Jahrhunderts, hrsg. von Jürgen Heidrich u. a., Göttingen 1999, S. 75–88.

fehlen).<sup>62</sup> Die Stimmen sind in der Reihenfolge Diskant, Alt, Tenor und Baß von oben nach unten angeordnet, nicht, wie in etwas früheren Schweizer Tabulaturen, dem Vorbild der deutschen Chorbuchanordnung folgend in der Reihenfolge Diskant, Baß, Alt, Tenor (Alt auch unter dem Tenor).

Wie seine Vorgänger (so Arnolt Schlick 1512) verwendet auch Wagner eine dreifache Schlüsselung (c', g', d''). Eine Besonderheit ist in der Oberstimme die Übertragung der Brevis aus der Mensuralnotation als eine schwarze Semibrevis auf dem Liniensystem mit einem zusätzlich darüber gesetzten Punkt (diese Notationsweise begegnet z. B. auch bei Jan von Lublin oder dem Konstanzer Domorganisten Hans Buchner). Grund hierfür dürfte die so besser gewährleistete Unterscheidbarkeit sein, da eine Folge mehrerer (modern gesprochen) Sechzehntelnoten in der Form notiert wird, daß nur das erste Notenzeichen vollständig notiert und bei allen weiteren, rhythmisch identischen Noten jeweils nur der Notenkopf aufgezeichnet wird (ein Beispiel findet sich auf Bl. A1<sup>v</sup> im zweiten System nach der Mitte).

Veränderungen gegenüber den Vokalvorlagen wurden nur in geringem Maße vorgenommen. Diese beschränken sich auf rhythmische Vereinfachungen oder Glättungen, wie sie in solchen instrumentalen Fassungen häufig anzutreffen sind: Breven (in den Notenwerten der Vokalvorlagen) werden teilweise in zwei Semibreven gespalten, Semibreven durch eine Minima mit Minima Pause ersetzt (insbesondere in Synkopen), Tonwiederholungen auf Minimen werden zusammengezogen. Die für das Orgelspiel der Zeit typischen koloristischen Verzierungen fehlen dagegen völlig. Ein weiteres Beispiel für solche einfachen Übertragungen bietet die Orgeltabulatur des St. Galler Schulmeisters und Predigers Clemens Hör<sup>63</sup>. Dies bestätigt den eingangs konstatierten Entwurfscharakter der Aufzeichnungen. So wäre es auch denkbar, daß Wagner seine vorlagentreuen Intavolierungen als Ausgangsmaterial für später ergänzte organistische Verzierungen verwendete, die er anschließend in gültiger Form niederschrieb (von solchen Niederschriften fehlt allerdings jede Spur).

62 Krakau, Biblioteka Polskiej Akademii Nauk, Ms. 1716, fol. 257<sup>r</sup>-258<sup>r</sup>. Faksimile der Handschrift: *Tabulatura organowa Jana z Lublina*, Bd. 1, hrsg. von Krystyna Wilkowska-Chomińska, Warschau 1964 (Monumenta Musicae in Polonia, seria B, vol. I,1).

63 Neuausgabe: *Tabulaturen des XVI. Jahrhunderts. Teil 2: Die Orgeltabulatur des Clemens Hör* (Ms. Zürich, Zentralbibliothek, Z.XI.301), hrsg. von Hans Joachim Marx, Basel 1970 (Schweizerische Musikdenkmäler, Bd. 7).

## 2.2. Fragmente weiterer Handschriften mit Vokalmusik (Abb. 6–7)

Neben den Tabulaturfragmenten sind auch einige kleinere Fragmente aus Stimmbüchern vorhanden.

Die Signatur Nr. 168 enthält neben den oben beschriebenen Tabulaturfragmenten auch zwei nicht zusammen gehörende Blattfragmente mit Vokalmusik. Ein erstes Fragment (Bl. D), das kaum mehr als die Hälfte eines Blattes umfaßt (Höhe: 18, Breite maximal 15,5 cm) enthält auf beiden Seiten eine Diskantstimme, welche bis auf die Textmarke *O benigna* ohne Text ist. Es handelt sich hierbei um ein Fragment aus Nicolas Gomberts fünfstimmiger Motette *Inviolata integra* mit der *secunda pars O benigna*<sup>64</sup>.

Ein weiterer kleiner Streifen von maximal 14,5 cm Höhe und einer Breite von 2,5–5 cm ist das einzig verbliebene Fragment eines Tenor-Stimmbuches (Bl. E). Eine Seite des Fragments ist lediglich rastriert, die andere enthält ein Fragment des anonymen deutschen Liedes *Keer wider glück*, das in zahlreichen Drucken und Handschriften überliefert ist<sup>65</sup>.

Das Fragment eines Doppelblattes aus einer weiteren Handschrift (Bl. F) enthält die Signatur Nr. 169 (15 cm hoch, die beiden Blatthälften sind 16,5 bzw. 13,5 breit). Hier ist eine anonyme Motette *Illuminare Jherusalem* aufgezichnet. Der Motette, als deren Komponist Jean Mouton zu ermitteln ist, fehlt hier jedoch der zweite Teil, der vermutlich auf einem folgenden Doppelblatt, das mit dem vorliegenden Teil eine Lage bildete, vorhanden war<sup>66</sup>.

64 Gedruckt in RISM 1539<sup>7</sup>, 1539<sup>8</sup> und 1541<sup>3</sup>. Vgl. Nicolas Gombert, *Opera omnia*, Bd. VII, hrsg. von Joseph Schmidt-Görg (Corpus Mensurabilis Musicae, Bd. 6/VII), American Institute of Musicology 1968, S. IX und S. 47–54 (Edition).

65 RISM 1513<sup>2</sup>, Nr. 51; 1535<sup>11</sup>, Nr. 27; 1549<sup>37</sup>, Nr. 25; 1552<sup>28</sup>, Nr. 25; 1563<sup>17</sup>, Nr. 25; Basel F.X. 17–20, Nr. 17; Basel F.X.21, Nr. 77; Berlin 40193, Nr. 14 und Iserlohn, Nr. 68. Zu den Quellen vgl. *Das Tenorlied. Mehrstimmige Lieder in deutschen Quellen 1450–1580*, hrsg. vom Deutschen Musikgeschichtlichen Archiv Kassel und vom Staatlichen Institut für Musikforschung Preußischer Kulturbesitz Berlin. Zusammengestellt und bearbeitet von Norbert Böker-Heil, Harald Heckmann und Ilse Kindermann, 3 Bände, Kassel/Basel/London 1979–1986.

66 Sonst überliefert in RISM 1519<sup>1</sup> als Nr. 12 (4st); eine erweiterte sechsstimmige Fassung enthält Mus. Ms. 41 der Bayerischen Staatsbibliothek München auf fol. 212<sup>v</sup>–226<sup>r</sup>. Edition in Josephine M. Shine, *The motets and [recte: of] Jean Mouton*, Diss. New York Univ. 1953, Bd. 1, S. 345–358.

### 3. Primitive Mehrstimmigkeit in einem Fragment der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (Fragm. rel. 18; Abb. 8)

Dieses Papier-Blatt fand sich unter noch nicht katalogisierten Fragmenten der Bibliothek und erhielt in der Folge die Signatur Fragm. rel. 18. Es handelt sich um das Fragment eines Doppelblattes (11,5–11,8×15,9 cm) mit leichten Klebespuren, unten ist etwa ein Drittel abgeschnitten. Eine Seite ist am Rand nur wenig beschnitten (ohne Textverlust), von der anderen fehlen etwa zwei Drittel. Die Breite des Schriftspiegels, begrenzt von Spiegellinien, beträgt ca. 8,5 cm. Das Wasserzeichen „P“ mit darüber angebrachtem Kleeblatt ist zu stark beschnitten, um eine Identifizierung zu erlauben; der Provenienz-Band ist leider nicht dokumentiert. Die Höhe der einzelnen Systeme, deren vier Linien nicht mit einem Rastral gezogen wurden, beträgt ca. 1–1,3 cm.

Das Fragment enthält neben kleinen Resten einstimmiger Melodien (darunter auf der Rückseite einen Ausschnitt aus Matthäus 1,16<sup>67</sup>) einen zweistimmigen *Benedicamus-Tropus*, dessen räumliche und zeitliche Überlieferung weit gestreut ist – sie reicht vom Norditalien des 14. bis zum Schweden des späten 16. Jahrhunderts. Die weit verzweigte Überlieferung dieses *Ad festum leticie* kann hier nicht erschöpfend behandelt werden, sei hier aber in tabellarischer Form zusammengefaßt<sup>68</sup>.

*Ad festum leticie*

- K: – Berlin, Staatsbibliothek, Ms. germ. 8° 190, fol. 9<sup>v</sup>.  
 – Köln, Histor. Archiv der Stadt, Ms. W 75 (unrhythmisierte schwarze Longen)<sup>69</sup>.  
 – Köln, Universitäts- und Stadtbibl., Cod. 979, fol. 55<sup>r</sup>/56<sup>v</sup> (*Ad festum letitie ... benedicat domino ...*).  
 – Vilnius, Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften, Ms. F22–95, fol. 105<sup>v</sup>.<sup>70</sup>

67 [*Iacob autem genuit Ioseph virum*] *marie de qua natus [es]t ihesus qui vocatur christus.*

68 Zur Überlieferung vgl.: Friedrich Ludwig, *Repertorium organorum recentioris et motetorum vetustissimi stili*, Bd. I, Abt. 1, Halle/Saale 1910, S. 329; Jacques Handschin, *Angelo-montana polyphonica*, in: Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft III (1928), S. 64–96, hier S. 93 f.; Kurt von Fischer, *Organal and chordal style in Renaissance sacred music: new and little-known sources*, in: *Aspects of Mediaeval and Renaissance Music: A Birthday Offering to Gustave Reese*, New York 1966, S. 173–182, hier S. 174 f.; F. Alberto Gallo, *The practice of 'Cantus planus binatim' in Italy from the beginning of the 14th to the beginning of the 16th century*, in: *Le polifonie primitive in Friuli e in Europa*, hrsg. von Cesare Corsi und Pierluigi Petrobelli (*Miscellanea Musicologica* 4), S. 13–30, hier S. 25.

69 Vgl. Kurt von Fischer, *Organal and Chordal Style in Renaissance Sacred Music: New and Little-Known Sources*, in: *Aspects of Medieval and Renaissance Music: A Birthday Offering to Gustave Reese*, New York 1966, S. 173–182, hier S. 175.

Mit Text *Ad cantus (cantum) leticie* (mit verschiedenen Abweichungen in der Stimmführung):

– Aosta, Biblioteca del Seminario Maggiore, Ms. 9-E-17 (C 3), fol. 64<sup>r-v</sup> (*In vigilia nativitatis domini ad vesperos benedicamus*, unrhythmisiert)<sup>71</sup>.

– Ebenda, Ms. 9-E-19, fol. 78<sup>r</sup> (*In vigilia nativitatis domini ad vesperos benedicamus*).<sup>72</sup>

– Cividale del Friuli, Museo Archeologico Nazionale, Cod. LVI, fol. 242<sup>v</sup>–243<sup>r</sup> (*Ad cantum leticie*, hier *in nativitate*, unrhythmisiert).

– Emden, Johannes-a-Lasco-Bibliothek (Bibliothek der Großen Kirche), Hs. 4<sup>o</sup> 18, fol. 26<sup>v</sup> (*Ad cantus leticie*)<sup>73</sup>.

– Großer St. Bernhard, Bibliothek, Ms. o.S., fol. 70<sup>v</sup>–71<sup>r</sup><sup>74</sup>.

Mit sehr deutlichen Abweichungen in beiden Stimmen, doch mit erkennbaren kontrapunktischen Übereinstimmungen (stellenweise auch ähnlicher Rhythmisierung) in dem Druck *Piae cantiones* (1582)<sup>75</sup>; vgl. des weiteren auch: Staatsbibliothek Bamberg, Theol. 74 (Anfang 14. Jahrhundert, unrhythmisiert);<sup>76</sup> ehem. Donaueschingen, Hofbibliothek, Ms. 882, fol. 225<sup>v</sup>;<sup>77</sup> Landesbibl. Karlsruhe, St. Georgen 31, fol. 128<sup>v</sup>; Universitätsbibl. Genf, Ms. lat. 155, fol. 130<sup>v</sup>–134<sup>r</sup>, sowie Staatsbibl. München, Clm 29775(14 (siehe oben Abschnitt 1.1.).

70 Faksimile: Ike de Loos und Victoria Goncharova, *Vilnius, Library of the Lithuanian Academy of Sciences, Department of Manuscripts, F22–95*, Ottawa 2003 (Veröffentlichungen mittelalterlicher Musikhandschriften Nr. 29).

71 Vgl. Kurt von Fischer, *Neue Quellen zur Musik des 13., 14. und 15. Jahrhunderts*, in: *Acta Musicologica* 36 (1964), S. 79–97, bes. S. 87–90.

72 Vgl. Frank Ll. Harrison, *Benedicamus, Conductus, Carol: A Newly-Discovered Source*, in: *Acta Musicologica* 37 (1965), S. 35–48; Edition nach dieser Handschrift ebd., S. 41 f.

73 Diese Handschrift ist nicht in RISM verzeichnet; siehe Irene Stahl: *Handschriften in Nordwestniedersachsen: Aurich – Emden – Oldenburg*, Wiesbaden 1993 (Mittelalterliche Handschriften in Niedersachsen: Kurzkatalog, Bd. 3), S. 74. Herrn Prof. Dr. Martin Staehelin danke ich für die freundlich gewährte Einsichtnahme in eine Kopie.

74 Vgl. Jürg Stenzl, *Repertorium der liturgischen Musikhandschriften der Diözesen Sitten, Lausanne und Genf, Bd. I: Diözese Sitten*, Freiburg (Schweiz) 1972 (Veröffentlichungen der Gregorianischen Akademie zu Freiburg), S. 152 f., 218, 299 und S. 306 (Edition).

75 Zur Überlieferung in den schwedischen *Piae cantiones* von 1582 vgl. John Bergsagel, *The practice of 'Cantus planus binatim' in Scandinavia in the 12th to 16th centuries*, in: *Le polifonie primitive in Friuli e in Europa*, hrsg. von Cesare Corsi und Pierluigi Petrobelli (*Miscellanea Musicologica* 4), S. 63–82, hier S. 74 f.

76 Vgl. Handschin (wie Anm. 68), *Notenbeilage* Nr. 25.

77 Edition bei Christopher Allworth, *The Medieval Processional: Donaueschingen MS 882*, in: *Ephemerides Liturgicae LXXXIV* (1970), S. 169–186, hier S. 179. Der Verbleib dieser Handschrift ist unbekannt; sie befindet sich nicht unter den Beständen der Handschriftensammlung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek, die 1993 vom Land Baden-Württemberg angekauft wurde.

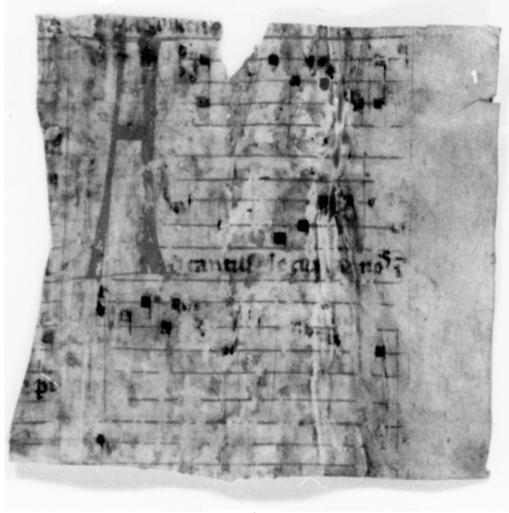
Die verschiedenen Quellen überliefern mehr oder wenig stark voneinander abweichende Fassungen. Dies betrifft melodische und kontrapunktische Unterschiede, wie z.B. die Anwendung des Stimmtausches: Dieser findet hier erst nach der zweiten Zeile statt, während in anderen Quellen (wie Aosta 9-E-19) der Stimmtausch zeilenweise angewandt wird<sup>78</sup>.

Eine wesentliche Besonderheit der hier vorliegenden Überlieferung ist die Übertragung dieser sonst in verschiedenen Formen choraler Notation aufgezeichneten Komposition in die weiße Mensuralnotation, wobei dieser Prozeß nicht ohne Unstimmigkeiten und Fehler vor sich ging<sup>79</sup>. Insbesondere das Melisma am Ende des kleinen Stückes ist in der vorliegenden Form kaum verständlich und allenfalls anhand eines Vergleiches mit der Parallelüberlieferung zu entschlüsseln. Sowohl die Text- als auch die Notenschrift lassen eine Entstehung des Fragments in der Zeit um 1500 vermuten.

---

78 Hier also: AAB gegenüber ABA; alle Fassungen schließen mit einem Melisma. Die Fassung in Vilnius (Manuskript aus dem Konvent Mariënpool bei Leiden) wendet den Stimmtausch nicht an.

79 So sollte der c-Schlüssel in beiden Stimmen auf der obersten, vierten Linie stehen. Die vertikalen Striche entstammen der zeitgenössischen Notation einstimmiger Melodien und werden jeweils am Ende eines Wortes zwischen die Noten gesetzt, um so die Textunterlegung zu erleichtern. Das Fragment enthält nur die erste Strophe, die übrigen vier Strophen waren vermutlich auf dem heute fehlenden unteren Teil des Blattes notiert.



a)



b)

Abb. 1: Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 29775(14  
a) Bl. A<sup>r</sup>, b) Bl. A<sup>v</sup>



c)

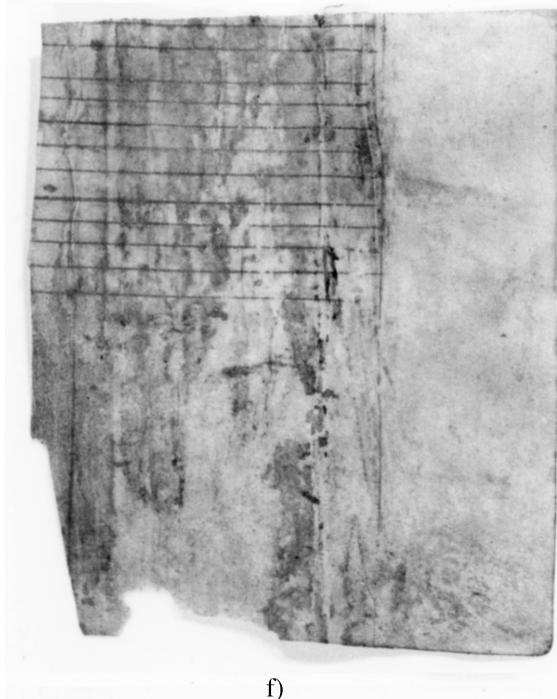


d)

Abb. 1. c) Bl. B<sup>f</sup>, d) Bl. B<sup>v</sup>



e)



f)

Abb.1. e) Bl. C<sup>r</sup>, f) Bl. C<sup>v</sup>



Abb. 2: Bayerische Staatsbibliothek München, 2° Inc. c.a. 1452 (Vorsatzblatt)  
a) recto

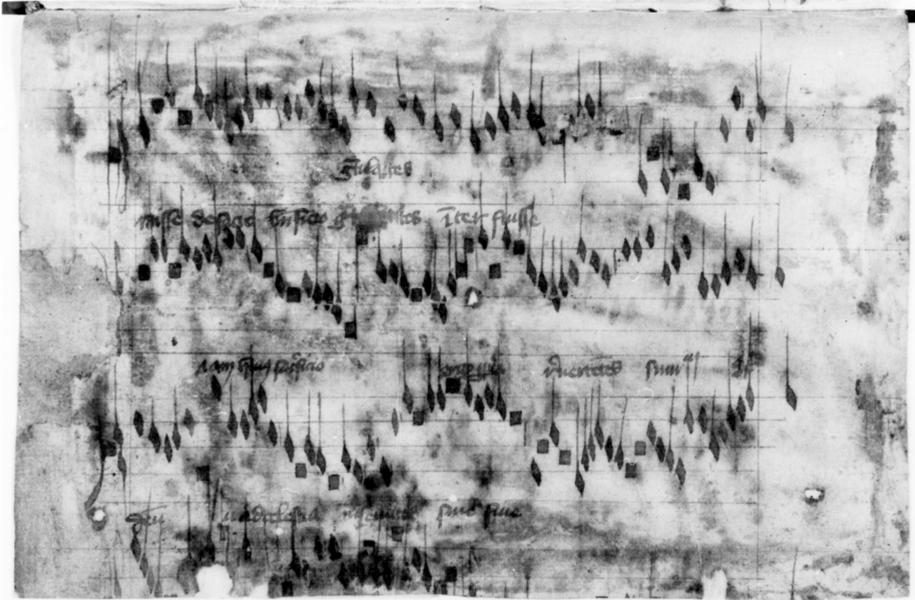
N. 821.

altario quos sacra plebs legalis preceptis habet inuestigio hinc quos fidei moysi re  
 nu fata q pollente refectua viscer hinc quos muris aurea z arcetes z agrum ob  
 donatus sui q opibus ymolant baptiz mali federe st et firm tabnaali  
 auree et ut candelabra lucenaa limne defia p nob existant impetina  
 flumis sanctifici o tunc rez pater si sape melos nuolan lina sub hac  
 m tuis sanctis de te fanas mma uenies a leodio ytrato conuermio m  
 uibilo te laudat sine fine

**G**loria  
 Enor Verbum vite

Cave  
 Tenor Natur  
 ut iacet Ecce  
 ut dicit eud  
 placomus am

Abb. 2. b) verso

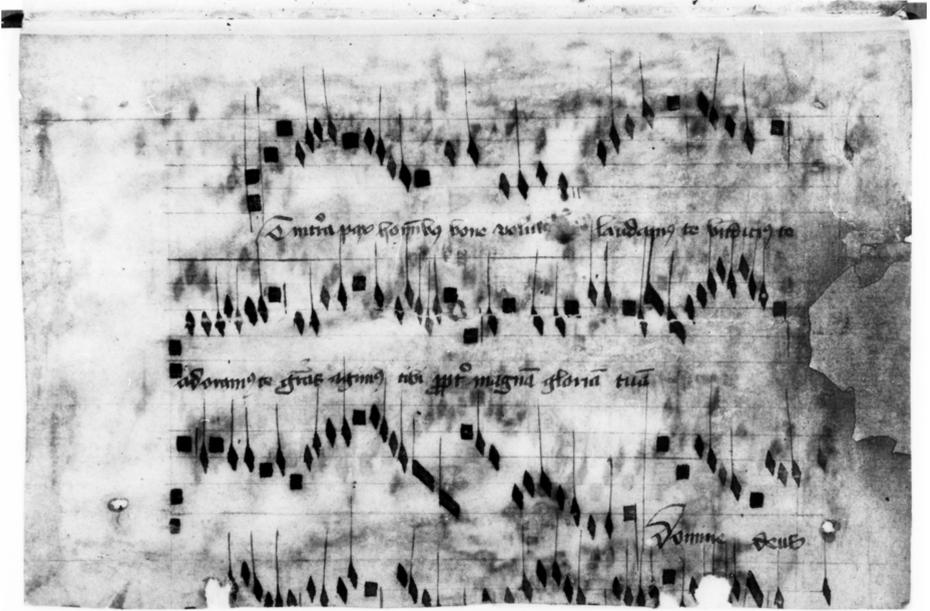


a)

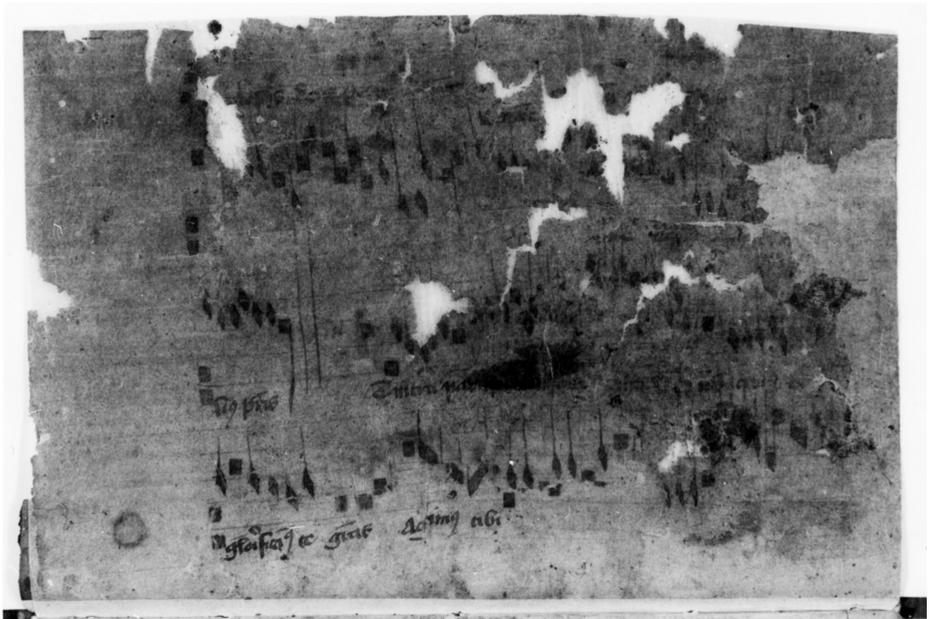


b)

Abb. 3: Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 26608 (Vor- und Nachsatz-Blatt)  
a) Bl. A<sup>r</sup>, b) Bl. B<sup>r</sup>



c)



d)

Abb. 3. c) Bl. A<sup>v</sup>, d) Bl. B<sup>v</sup>

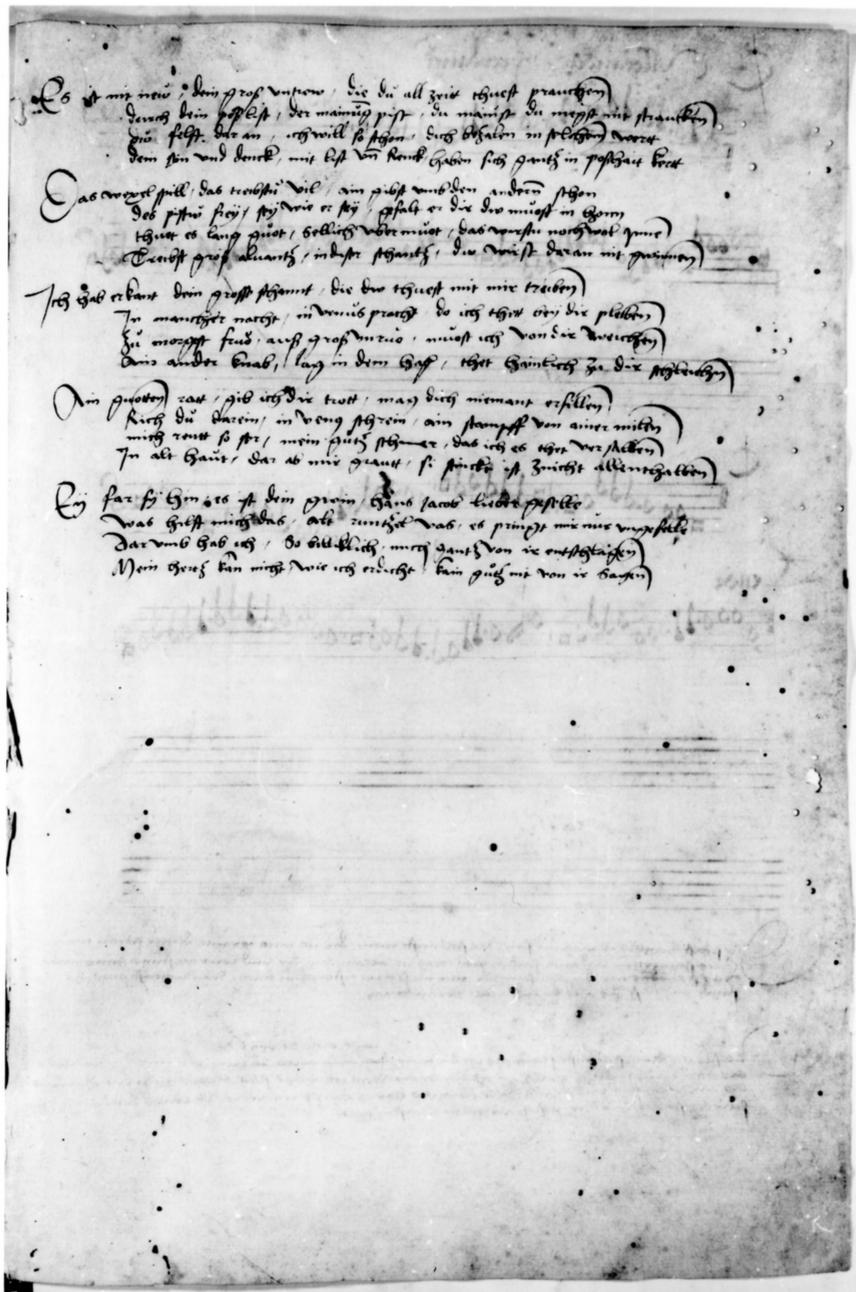


Abb. 4: Bayerische Staatsbibliothek München, 2° Inc. c.a. 2371a (hinterer Vorsatz und hinterer Spiegel)  
 a) Bl. A<sup>r</sup>

*Allegretto . freudlich*

*Zweit*

So freyt euch alle es mag mir sein  
 So ist mein gnaade dines gaben weis  
 So ist dem heil und gnaade das gesehe die es schafft mit worte  
 So ist dem gaben das freyt die freyt mein gesehe wort

Abb. 4. b) Bl. A'



Abb. 4. c) Bl. B'



Abb. 5. a) Staatsarchiv Solothurn, Handschriften-Fragmente, Nr. 167 (gemäss altem Verzeichnis), Bl. A 1'

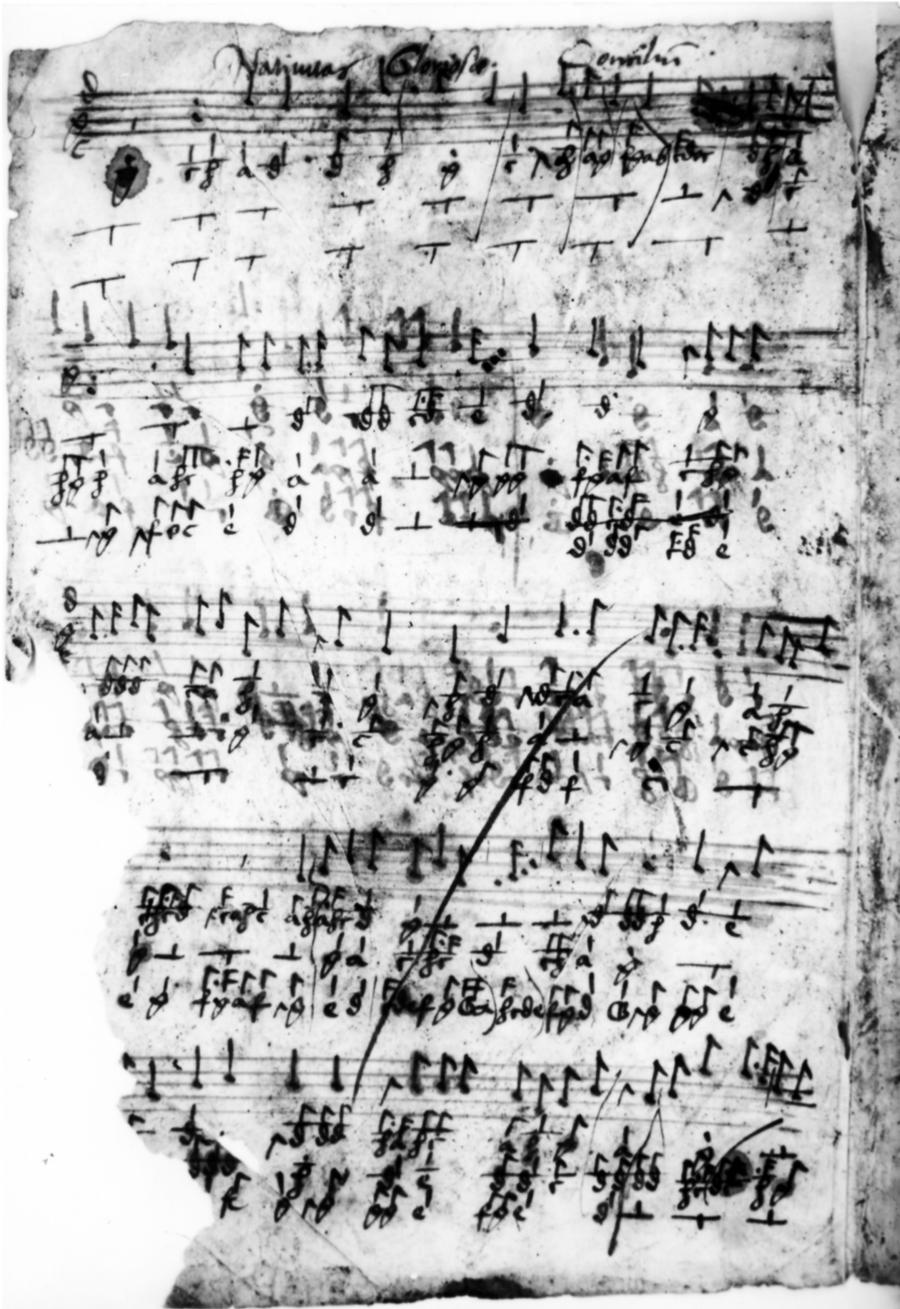


Abb. 5. b) ebd., Bl. A 1<sup>v</sup>



Abb. 5. c) ebd., Bl. A 2<sup>v</sup>



Abb. 5. d) ebd., Nr. 168 (gemäss altem Verzeichnis), Bl. B'

Abb. 5. e) ebd., Bl. B<sup>v</sup>



Abb. 5. f) ebd., Bl. C'

Abb. 5. g) ebd., Bl. C<sup>v</sup>



a)



b)

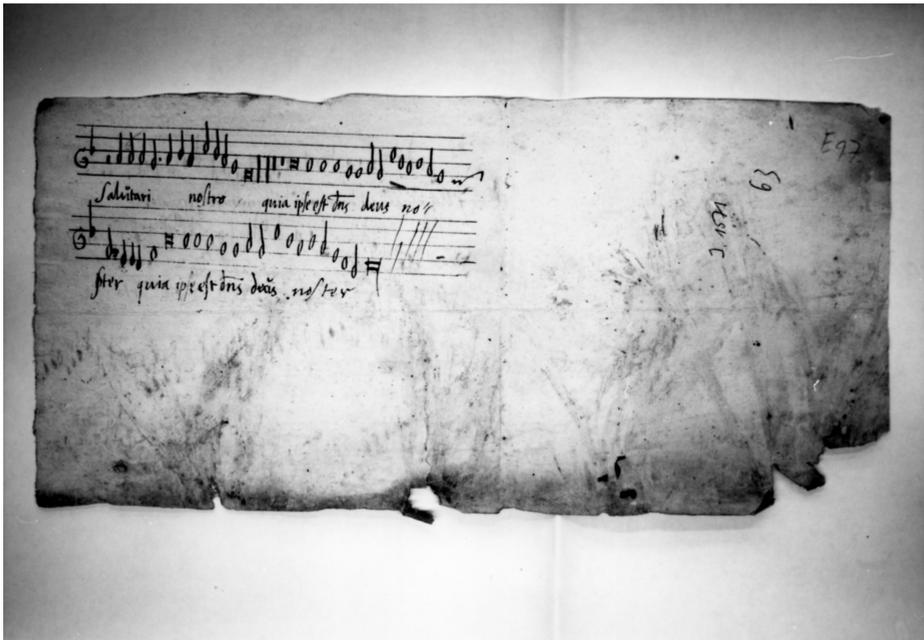
Abb. 6: Staatsarchiv Solothurn, Handschriften-Fragmente, Nr. 168 (gemäss altem Verzeichnis)  
a) Bl. D<sup>r</sup>, b) Bl. D<sup>v</sup>



Abb. 6. c) Bl. E'



a)



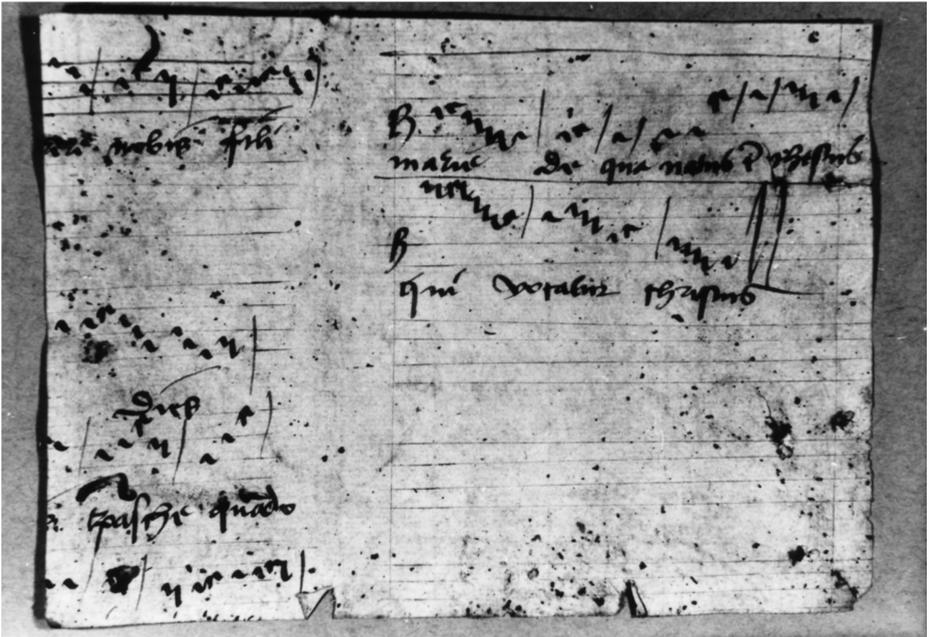
b)

Abb. 7: Staatsarchiv Solothurn, Handschriften-Fragmente, Nr. 169 (gemäss altem Verzeichnis)

a) Bl. F<sup>r</sup>, b) Bl. F<sup>v</sup>



a)



b)

Abb. 8: Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Fragm. rel. 18  
 a) recto, b) verso



